

UNCI  
CA



13. f. 5

I. S. A. VENEZIA	BIBLIOTECA 1.e.69
---------------------	----------------------

Von Alexander Ular ist im  
gleichen Verlage erschienen:

**DIE GELBE FLUT**

:: EIN RASSENROMAN ::

DER ERLÖSCHENDE  
□ HALBMOND □

TÜRKISCHE ENTHÜLLUNGEN

VON

ALEXANDER ULAR

UND

ENRICO INSABATO



VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING :: FRANKFURT A. M.

1909

DER ERFÖSCHENDE

HALBMOND

TÜRKISCHE ENTHÜLLUNGEN

VON

ALEXANDER UJAR

UND

ERICO INSBATO

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig  
Alle Rechte, besonders das der Übersetzung vorbe-  
halten. Published December 12, 1908 Privilege of  
Copyright in the United States reserved under the  
Act approved March 3, 1905 by the Literarische An-  
stalt Rütten & Loening in Francfort on Main. Die  
Umschlagzeichnung ist von Max Schwerdtfeger

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANCFORT A. M.

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Ein dreißig Jahre altes Vorwort . . . . .	1

## Erstes Kapitel

Der Beginn der Verfinsterung . . . . .	8
Türkenhaß eine Geldfrage . . . . .	10
Verräterische Sparsamkeit . . . . .	11
Midhat-Paschas revolutionäre Hintergedanken .	13
Russenfreundlicher Bankrott . . . . .	14
Ein verkanntes Genie . . . . .	15
Abdul-Asis und Ignatieff . . . . .	17
Ein historischer Zwischenfall . . . . .	18
Abdul-Asis' Bruch mit Rußland . . . . .	20
Die englische Gefahr . . . . .	21
Kulturtragende Verleumdung . . . . .	23
Abdul-Asis' Unabhängigkeitspolitik . . . . .	24
Rußlands revolutionäre Intrige . . . . .	26
Der Verrat des Großveziers . . . . .	26
Die Volksbewegung . . . . .	28
Die Bearbeitung der „Öffentlichen Meinung“ .	30
Abdul-Asis' Niedergang . . . . .	32
Die Verschwörung . . . . .	34
Murad, ein türkischer Robespierre . . . . .	35
Midhats cäsarischer Plan . . . . .	38
Freiheit durch Massenmord . . . . .	40
Ein patriotischer Verschworner . . . . .	42
Sohn gegen Vater . . . . .	42
Der Staatsstreich . . . . .	43
Der Kaisermord . . . . .	45
Das Testament Abdul-Asis' . . . . .	48
Die Jesuiten des Islam, Ägypten und . . . Rußland	58
Vertraulicher Brief eines russischen Botschafters an den Khediven . . . . .	60

## Zweites Kapitel

	Seite
„Murad V., ein Schauerroman“ . . . . .	63
Ein enttäuschter Verschworener . . . . .	64
Triumvirn gegen den Kaiser . . . . .	65
Ein entscheidender Zwischenfall . . . . .	67
Abdul-Hamids erstes Auftreten . . . . .	69
Die Verführung zum Verwandtenmorde . . . . .	70
Abdul-Hamids Ehrenrettung . . . . .	71
Der vereitelte Mord . . . . .	73
Midhats zweite Verschwörung . . . . .	74
Abdul-Hamid und die Mächte . . . . .	76
Abtretung Bosniens an Österreich im August 1876	78

## Drittes Kapitel

Die Ikone gegen den Halbmond . . . . .	81
Orthodoxe Eroberungssucht . . . . .	83
Russische gegen griechische Popen . . . . .	84
Die Erfindung Bulgariens . . . . .	86
Russische Hetzarbeit . . . . .	88
Ignatieffs Manier . . . . .	90
Russisch-Jerusalem . . . . .	92
Ignatieffs Helfershelfer . . . . .	95
Machenschaften in Syrien . . . . .	96
Politische Popen im Balkan . . . . .	99
Der Berg Athos russische Zitadelle . . . . .	101
Mönchsposten in Thrazien . . . . .	103
Konstantinopel unter russischen Kanonen . . . . .	105

## Viertes Kapitel

Abdul-Hamid . . . . .	110
Ein albanesischer Historiker . . . . .	112
Abdul-Hamid und der Lastträger . . . . .	113
Die persönliche Regierung . . . . .	114

	Seite
Der Beginn des Spitzelwesens . . . . .	115
Abdul-Hamid Volkserzieher . . . . .	116
Die Jungtürken . . . . .	117
Wilhelms II. erster Besuch . . . . .	118
Die armenischen Greuel . . . . .	119
Wilhelm II. und die Armenier . . . . .	121
Der griechische Krieg . . . . .	121
Wilhelms II. zweiter Besuch . . . . .	122
Abdul-Hamids Deutschenfreundschaft . . . . .	123
Jungtürkenmoral . . . . .	124
Konzessionen an Deutschland . . . . .	126
Abdul-Hamids volkswirtschaftliche Pläne . . . . .	127
Die wahre Pflicht der Beamten . . . . .	129
Abdul-Hamids Leutseligkeit . . . . .	130
Hamid und seine Herren . . . . .	133
Hamid und die Verfassung . . . . .	136
Midhats letzter Verrat . . . . .	138
Midhats Sturz . . . . .	140
Ein wirklicher Liberaler neben Hamid . . . . .	142
Ein moderner Harun-al-Raschid . . . . .	145
Wefiks osmanische Politik . . . . .	146
Hamids Generale . . . . .	148
Hamids Verfolgungswahn . . . . .	151
Die Spitzelherrschaft . . . . .	154
Spitzel als Jungtürken . . . . .	157
Die deutsche Orientpolitik . . . . .	160
Kaiser und Padischah . . . . .	163
Deutsche und Türken . . . . .	164
Zum Verständnis der Muselmanen . . . . .	166
Die Ulema . . . . .	167
Die Orden des Islam . . . . .	168
Die Rolle der Derwische . . . . .	171
Khalifat und Sultanat . . . . .	173
Der Khalife und die christlichen Mächte . . . . .	177
Hamids Panislamismus . . . . .	179
Muselmanische Propaganda in ganz Asien . . . . .	181

	Seite
Englands erster Kampf gegen Hamid . . . . .	184
Die armenischen Greuel . . . . .	184
Deutschlands Sieg über England . . . . .	188
Englands zweiter Fehlschlag gegen den Khalifen	191
Englands dritter Fehlschlag: Mazedonien . . . .	197
Die Bagdadbahn gegen England . . . . .	201
Englischer Gegen-Panislamismus . . . . .	202
Der Streit um den persischen Golf . . . . .	204
Ein deutsch-englischer Krieg in Arabien . . . .	206
Der Streit ums Rote Meer und die Hedschasbahn	209
Der Zwischenfall von Akaba . . . . .	211
Englands Schwäche in Ägypten . . . . .	212

### Fünftes Kapitel

Die Revolution . . . . .	216
Der muselmanische Modernismus . . . . .	216
Demoralisierung des Islam . . . . .	218
Die Geburt des muselmanischen Nationalismus	220
Araber gegen Türken . . . . .	221
Nichtmuselmanische Patrioten . . . . .	222
Ein englischer Khalife . . . . .	223
Orientalische Revolutionäre . . . . .	226
Der Verfall muselmanischer Kultur . . . . .	229
Orientalische Freimaurer . . . . .	230
Die Umtriebe in Mazedonien . . . . .	232
Die türkischen Reformvorschläge . . . . .	233
Unruhstiftende Konsuln . . . . .	236
Russische Machenschaften . . . . .	238
Ein verfehltter Handstreich . . . . .	241
Russische Polizeitaten . . . . .	242
Der russisch-bulgarische Kriegsplan . . . . .	244
Der russisch-bulgarische Scheinvertrag . . . .	247
Ein Schlüssel zur Orientkrise . . . . .	250
Englands Sieg über Rußland . . . . .	251
Englands Umschwenken zu Rußland . . . . .	253

	Seite
Bericht der bulgarischen inneren Organisation vom 18. August 1907 . . . . .	255
Die von England im Stich gelassenen Griechen	259
Auszug aus dem Berichte des griechischen Konsuls M. A. Kavalieratos an den Minister des Auswärtigen, vom 28. März 1908 . . . . .	260
Der griechische Geheimbericht über englische Machenschaften . . . . .	263
Der englisch-jungtürkisch-bulgarische Revolutionsplan . . . . .	271
Eine fehlgeschlagene Verschwörung . . . . .	273
Redscheb-Paschas Pläne . . . . .	274
Ein vielfacher Spion . . . . .	276
Ein Mitgerissener . . . . .	277
Revolutionäres Geld . . . . .	278
Revolution in der Wüste . . . . .	279
Ein Fiasko . . . . .	281
Die Überlegenheit der englischen Politik . . . . .	283
Die Elemente der großen Verschwörung. —	
Sabaeddin . . . . .	285
Der Katholizismus . . . . .	286
Die Familie Orléans . . . . .	287
Ferdinand von Bulgarien . . . . .	288
Die arabischen Autonomisten . . . . .	289
Die Jungtürken und ihre Gefolgsleute . . . . .	291
Der antihamidische Kongreß . . . . .	292
Notwendigkeit albanesischer Unterstützung . . . . .	294
Die albanesische Nationalbewegung und Österreich . . . . .	296
Der Sultan und die Albanesen . . . . .	298
Die Novibazarbahn . . . . .	299
Die Ipeker Albanesenversammlung . . . . .	300
Das Geheimnis der deutschen Intervention . . . . .	303
Herrn von Oppenheims Meisterstück . . . . .	305
Die Mission von der Goltz . . . . .	308
Das deutsch-türkische Einverständnis . . . . .	310

	Seite
Vorbereitende Unternehmungen und Konzessionen . . . . .	317
Zwei Jahre zu früh . . . . .	319
Neue Abtretung Bosniens und Freigabe Bulgariens durch den Sultan . . . . .	320
Organisation der Revolution durch den Sultan	324
Wirklichkeit und Bedeutung der deutsch-türkischen Koalition . . . . .	326
Englische Gegenbewegung: Die Revolution . . . . .	328
Hamids Sturz ein Mißverständnis . . . . .	330
Die Schwäche der neuen Ordnung . . . . .	330
Keine Änderung durch die Revolution . . . . .	331
Österreichs Ziele . . . . .	332
Deutschlands Haltung . . . . .	333
Rußlands Pläne . . . . .	334
Die Stellung der Westmächte . . . . .	335
Tendenzen gegen die jungtürkische Macht. —	
Die Feindschaft der Griechen . . . . .	336
Verfehltter Frieden in Mazedonien . . . . .	337
Die Feindschaft der Semiten . . . . .	337
Der Abfall der Snussia . . . . .	338
Hamids System. Grundlage jungtürkischer Macht	338
Jungtürken Zerstörer der Reichsgrundlagen . . . . .	340
Orientalische Kulturpolizei . . . . .	342

# DER ERLÖSCHENDE HALBMOND

[The text in this section is extremely faint and illegible. It appears to be a long, multi-paragraph piece of text, possibly a story or a long letter, but the characters and words cannot be discerned.]

# DER ERLOSGEHENDE HAWKING

Die Geschichte des Hawking ist eine Geschichte der Überwindung. Ein Mann, der durch eine Krankheit, die den Körper lähmt, gezwungen wurde, sich auf einen Rollstuhl zu beschränken, hat sich als einer der größten Denker der Menschheit erwiesen. Seine Entdeckung der Hawking-Strahlung hat die Physik revolutioniert und unser Verständnis der Natur der Realität erweitert. Er hat uns gelehrt, dass die Grenzen der menschlichen Existenz nicht durch den Körper, sondern durch den Geist definiert sind. Seine Lebensgeschichte ist ein Beweis dafür, dass der menschliche Geist unerschwingbar ist und dass die menschliche Seele unsterblich ist. Er hat uns gelehrt, dass die Grenzen der menschlichen Existenz nicht durch den Körper, sondern durch den Geist definiert sind. Seine Lebensgeschichte ist ein Beweis dafür, dass der menschliche Geist unerschwingbar ist und dass die menschliche Seele unsterblich ist.

## EIN DREISSIG JAHREALTES VORWORT

Am 20. Januar 1877, gerade einen Monat nach der Proklamation der ersten türkischen Verfassung, ging, ohne irgend welche praktischen Ergebnisse erreicht zu haben, die europäische Botschafterkonferenz in Konstantinopel auseinander. Jedem Türken war es klar geworden, daß dieses politische Medizinerkollegium nicht etwa, wie die Kulturwelt vermeinte, den „kranken Mann“ heilen, sondern bloß die neidische Gier aller derer wechselseitig ausgleichen wollte, die sich schon nach den Stücken des zerfallenden Reiches die Finger leckten. An jenem selben Tage rief ein anonym gebliebener türkischer Würdenträger, dem nun der nahe Ausbruch des Krieges mit Rußland sicher schien, die öffentliche Meinung Europas zum Zeugen gegen die panslawistischen Umtriebe an und enthüllte kühn eine Reihe verbrecherischer internationaler Mächenschaften, die zwar allen Botschaftern bekannt waren, aber aus Gründen der diplomatischen Augurenkollegialität geheim gehalten werden sollten.

Diese Enthüllungen — es handelte sich um eine Sammlung vertraulicher russischer Akten — erschienen in einer Broschüre, deren ganze Auflage, durch pekuniäre Fürsorge des russischen Botschafters, des Grafen Ignatieff, innerhalb vierundzwanzig Stunden verschwand.

Nichts dürfte augenblicklich angebrachter erscheinen als der Wiederabdruck der Einleitung dieses totgeborenen Buches. Denn sie zeigt von neuem, daß die Geschichte ewig um sich selbst im Kreise herumgeht. Und wir können den absoluten Still-

stand der orientalischen Frage seit über dreißig Jahren, sowie zugleich den Sinn der auf den folgenden Seiten stehenden Enthüllungen nicht besser darstellen als mit der wörtlichen Wiederholung jener Sätze.

„Die Stunde ist feierlich. Von den in Konstantinopel zu treffenden Entscheidungen hängt Krieg und Frieden ab. Ängstlich horcht Europa auf die Orakel, die der Telegraph von Stunde zu Stunde überbringt, und fragt sich, ob Unruhe oder Freude am Platze sei.

„Führen die Verhandlungen zur Erhaltung des Friedens, so sei er willkommen. Nirgends wird größere Freude herrschen als in der Türkei, denn nirgends ist Friede, Ruhe und Gleichmut nötiger. Die Türkei braucht diese Ruhe, um sich von den Opfern zu erholen, die ihr zwanzig Jahre lang von verbrecherischen Umtrieben gieriger Nachbarn angezettelte Unruhen auferlegt haben. Sie braucht sie, um die Wunden zu heilen, die ihr zum Teil von den Fehlern einer mangelhaften Staatsverwaltung geschlagen worden. Sie braucht sie auch, um die heilungfördernden Einrichtungen zu entwickeln, die ihr Herrscher ihr soeben geschenkt hat.

„Diese wenigen Zeilen werden den Geist, der die türkischen Vertreter bei den Unterhandlungen beseelt, besser schildern, als weitläufige Darlegungen es vermöchten. Die lobenswerten Bemühungen der Vertreter Europas, die auf friedliche Lösungszielen, finden bei uns sympathischen und dankbaren Widerhall.

„Woran aber liegt es, daß die Arbeit der Diplomatie noch nicht zur Aussöhnung führt? Vielge-

staltige Frage, auf die wir nur mit Hilfe aller Mittel der Diskussion antworten könnten. Aber wir wollen nicht diskutieren. Wir wollen bloß Tatsachen feststellen. Unsere Aufgabe ist nicht, die Ursachen zu analysieren, welche die vergangenen und die zukünftigen Verhandlungen zu einer kriegerischen oder einer friedlichen Lösung der Frage führen können. Alle unsere Wünsche zielen auf Frieden. Aber unsere Wünsche und unsere Hoffnung können jeden Augenblick zunichte werden. Jeden Augenblick kann der Krieg die Ruhe der Welt in Frage stellen. Dann aber soll wenigstens die ganze Welt erfahren, welche Ursachen ihn hervorgerufen und unvermeidlich gemacht haben. Und das ist der Zweck dieser Schrift.

„Die Pforte, behauptet man, sei für die gegenwärtige Lage verantwortlich. Obwohl sie seit langer Zeit in die Gesamtheit der europäischen Mächte aufgenommen sei, habe sie nicht das Nötige getan, ihre Bevölkerung auf das Niveau der Kulturvölker zu heben. Sie habe es vernachlässigt, ihr Einrichtungen zu geben, welche sie vor den periodischen Erschütterungen hätten bewahren können, die für Europa eine fortwährende Gefahr bedeuten. Wir nehmen diesen Vorwurf — wenn er überhaupt berechtigt war — um so leichteren Herzens hin, als das osmanische Volk sich selbst zu seinem Rechte verholpen hat. Eines denkwürdigen Tages hat es sich erhoben, mit der Ruhe eines Richters, und unter seinem mächtigen Hauch ist der Thron zerfallen, den die Schmeichler im Innern und die Hetzer draußen auf faulem Grund errichtet hatten.

„Was bleibt weiter zu sagen? Braucht man hier- nach noch die Größe der Vergehen der früheren Verwaltung abzuwägen? Es wäre überflüssig. Den Kritikern und Verleumdern der Türkei machen wir ja ihr Werk leicht. Wir geben zu, daß das Reich eine Periode fehlerhafter Verwaltung durchgemacht hat, während es großer Bürger, wenn nicht Genies bedurft hätte, um mit möglichst wenig Stößen den Staatswagen auf die Bahn der politischen, wirt- schaftlichen und sozialen Entwicklung zu bringen, deren Stunde geschlagen hat. Ja, die Verwaltung war schlecht. Ja, die Männer, die häufiger aus per- sönlicher Gunst, denn kraft ihrer Verdienste das Ohr des Herrschers gewannen, waren meist ohne Verstand und Erfahrung. Sie hatten fast nie die Eigenschaften, die den geschickten Verwalter aus- machen. Alles das ist wahr; alles das geben wir zu. Aber die Fehler dieser Männer waren recht eigentlich negativer Natur. Ihre Unfähigkeit hat wohl die Fortdauer der schlechten inneren Lage zur Folge gehabt und den Weg zum Fortschritt ver- sperrt; aber sie hat nichts gemein mit jenem aktiven Übelwollen, das die großen aus Entrüstung ge- borenen Volksbewegungen hervorruft und das not- wendig zum Aufstand reizt.

„Jedenfalls — wie groß auch die Fehler sein mögen, die man der osmanischen Regierung vor- wirft — kann niemand beweisen, daß diese Fehler an und für sich, ganz allein, die bestimmende Ur- sache jener Aufstandsbewegungen sind, aus denen sich die gegenwärtige Phase der Orientfrage er- geben hat.

„Die Ursache dieser Bewegungen ist nicht in

der inneren Verwaltung des Reiches zu suchen, sondern anderswo. An ganz anderer Stelle auch liegt die Verantwortung für die jetzige Lage.“ — — —

Könnten diese Sätze nicht gestern von einem wahren türkischen Patrioten geschrieben sein — einem Patrioten, der allerdings nur wenig mit den Jungtürken zu tun hätte —, um den europäischen Mächten ins Gesicht zu sagen, daß sie, und nur sie, seit Jahrzehnten mit ihrer diplomatischen Kurpfuscherei die osmanische Renaissance verhindert haben? Und sicherlich könnten diese selben Sätze nach weiteren zwanzig Jahren ein drittes Mal eine Schrift einleiten, die es sich zur Aufgabe machte, den europäischen Skalptanz um den „kranken Mann“ zu beschreiben, wenn die diplomatische Chirurgie noch weiterhin wiederholte Amputationen als vornehmstes Heilmittel vorschlägt.

Aus den hier folgenden Darlegungen und Dokumenten wird sich nämlich zweifellos ergeben, daß alle von den Mächten vorgeschlagenen und öfters durchgedrückten Reformen nicht etwa dem osmanischen Staate oder seinen Untertanen nützlich gewesen sind, sondern im Gegenteil mit logischer Notwendigkeit jede fortschrittliche Tendenz aufgehalten haben.

Einerseits nämlich sehen die westeuropäischen Idealisten, die das türkische Reich „zivilisieren“ wollen, nicht die grundlegenden Unterschiede zwischen der westlichen und der islamitischen Kultur; sie wollen gewisse politische Organe auf einen sozialen Körper pflanzen, der sie nicht assimilieren kann, und zwar so, daß sie dann gleichsam als krankhafte Geschwülste fortvegetieren, um die Bewegungs-

fähigkeit und den Stoffwechsel gefährlich zu hindern.

Andererseits waren die Reformprogramme der Diplomatie in Wirklichkeit bloße Vorwände zur fortschreitenden Zerstückelung des Reiches und wurden stets nur bis zu dem Punkte verteidigt, wo weiteres Drängen anderen Mächten die Gelegenheit gegeben hätte, sich als wahre Freunde des Sultans aufzuspielen und demgemäß bezahlen zu lassen. Nichts nämlich konnte den Mächten verderblicher erscheinen als die wirkliche Durchführung von Reformen, die das Reich, und seine Widerstandskraft gegen Europa, hätten stärken müssen.

Schließlich, wenn sogar die Reformversuche der Mächte durchführbar und ehrlich gemeint wären, so müßte schon an und für sich die bloße Tatsache, daß sie aufgedrungen werden, den hartnäckigsten Widerstand gegen das ganze Reformwerk hervorrufen. Denn die Diplomatie brachte ihre Vorschläge in der Form von demütigenden Bedingungen vor, die sich kein Volk ohne äußerste Not bieten läßt. Das osmanische Reich ist überhaupt stets ein Militärstaat gewesen, seine ganze Geschichte in Europa ist nichts als eine Reihe glänzender Fechtübungen mit den geistigen Nachkommen der Kreuzfahrer; und die Türken würden vier Jahrhunderte unaufhörlicher Kämpfe gegen das Vordringen westlicher Kultur auf islamitisches Gebiet verleugnen, wenn sie eine neue Ordnung der Dinge, die ihnen von den Erbfeinden aufgedrungen wird, annähmen — und sei es auch die bestmögliche.

Die Wahrheit, wie sie sich aus den weiterhin darzulegenden Tatsachen ergibt, ist: daß die Mächte

bis jetzt fortwährend die wirklich türkischen Reformen verhindert haben, welche die osmanische Verwaltung sogar während der düsteren Regierungszeit Abdul-Hamids hat durchführen wollen. Statt ihrer sollten Pseudoreformen durchgedrückt werden, die nicht lebensfähig waren und mit der Zeit den türkischen Staat zersetzen mußten. Der Türkei wurden geradezu mit Gewalt diese Zersetzungskeime eingepft. Und da wundert man sich, daß der osmanische Staat anstatt zu heilen, verfault! Europa hat ihn gezwungen, alle seine Kräfte restlos zu seiner Verteidigung gegen die zivilisatorische Zersetzungsarbeit aufzuwenden. Nichts also ist natürlicher als seine Unfähigkeit, zu innerer Neubildung Kraft zu finden.

Wir haben die Absicht, für unsere Zeit das nachzuweisen, was der türkische Anonymus am 20. Januar 1877 in seiner Schrift dargelegt hat, nämlich daß die treibenden Ursachen der neuen Orientkrise „anderswo als in der inneren Verwaltung des Landes zu suchen sind“; daß einzig und allein die europäischen Mächte für die künftigen Katastrophen verantwortlich gemacht werden müssen; schließlich, daß der geheime Untergrund der Ereignisse ihrer äußeren Erscheinung sehr wenig ähnlich sieht, und daß die geschichtliche Wahrheit über fünfunddreißig Jahre Balkankrise nur durch eine Methode festgestellt werden kann, die, mit dem Worte Nietzsches, als „Umwertung aller Werte“ bezeichnet werden darf.

## DER BEGINN DER VERFINSTERUNG

Die türkische Geschichte seit zweiunddreißig Jahren, d. h. seit den von europäischen Mächten mit Hilfe ihrer türkischen Söldlinge angezettelten Verschwörungen, ist von den westländischen Beobachtern vollständig gefälscht worden, da diese im Grunde doch nur die Wortführer der Mächte waren, die schon die Leichenfetzen des Kranken Mannes zu verdauen hofften. Es ist daher durchaus unumgänglich, die entsetzlichen Geheimnisse dieser Periode — einer wahren Shakespeareade — aufzudecken, die sich von dem Sturze Abdul-Asis' bis zur Verbannung des Veziers Midhat-Pascha durch Abdul-Hamid, d. h. vom Mai 1876 bis zum Februar 1877 erstreckt. Sonst ist es nämlich ganz unmöglich die furchtbare, aber grauenhaft logische Entwicklung von Abdul-Hamids Regierung zu verstehen, mit den fortwährenden Einmischungsversuchen der Mächte, ihren gegenseitigen Schikanen, ihren verderblichen Machenschaften, den Greuelthaten des Roten Sultans, den noch widerlicheren Verbrechen der europäischen Leichenfledderer im Türkenreiche, kurz mit all dem, was seit zweiunddreißig Jahren die türkische Frage ausmacht.

Wenn man nur die Jahreszahlen in Betracht zieht, so erscheinen allerdings die außerordentlich dramatischen und zum großen Teil in wahrheitsgetreuer Darstellung noch unbekanntem Ereignisse jener Monate weit von uns abgerückt. Aber wenn man ihren Einfluß auf die Dinge beachtet, die augen-

blicklich die Orientkrise ausmachen, so sind sie von gestern — wenn nicht von morgen. Denn alles weist darauf hin, daß sie sich in naher Zukunft fast genau wiederholen dürften.

Wir wissen sehr wohl, daß alle früheren, jetzigen und künftigen Heldentenöre, die auf der Konstantinopeler Bühne ihre Intrigantenkunst zur Schau stellen, mit unserer Darstellung dieser Dinge im höchsten Grade unzufrieden sein werden. Aber diese Darstellung hat wenigstens das eine für sich, daß sie wahrhaftig und genau ist. Eine ganze Reihe von Idolen der sogenannten Kulturwelt wird allerdings mit dem Hammer der Kritik in den Schmutz philosophiert werden. Das Bild des kümmerlichen Sultans Murad V. und seines bösen Geistes Midhat-Pascha, des sogenannten Reformators, wird zum größten Skandal der hinteres Licht geführten Kulturmenschen in kläglicher Beleuchtung erscheinen. Nicht anders geht es auch den Leitern jener heuchlerisch-egoistischen sogenannten Reformpolitik, die in Gladstone ihren puritanischen Helden, in Andrassy ihren elegantesten Snob gefunden hat. Bloß das Werk der Russen erscheint wie man es im Westen stets gesehen, wie es augenblicklich die monströs mit dem moskovitischen Panslawismus verbündeten Zarenfreunde nicht mehr sehen wollen, mit einem Worte, wie es immer gewesen, nämlich als das Summum von Hinterlist, von Grobheit, Unverschämtheit und gewissenlosem Größenwahne. Nur können wir es, in seinen schon bekannten Linien, dank unveröffentlichter Dokumente, in tieferen Umrissen zeichnen.

Andererseits aber sind wir, fast wider Willen,

genötigt, eine Reihe von Tatsachen anzuführen, die bei oberflächlicher Beurteilung mehrere wegen ihrer späteren Untaten mit Recht allgemein verabscheute Männer moralisch zu retten scheinen. Der vornehmste dieser Ungekannten ist Sultan Abdul-Hamid, der Rote Sultan, der Große Mörder, wie Gladstone ihn brandmarkte. Indes wollen wir durchaus keine Ehrenrettung unternehmen. Wir wollen nackte Tatsachen bekannt geben. Und diese Tatsachen werden unwiderleglich dartun, daß dreißig Jahre entsetzlicher Missetaten, dreißig Jahre sozialer Wirren, mit logischer Notwendigkeit sich nicht etwa aus dem Charakter der türkischen Regierenden, nicht etwa aus dem vermeintlichen inneren Zerfall des osmanischen, islamitischen Staates entwickelt haben, sondern aus dem „kulturtragenden Apostelstum“ der sogenannten Kulturmächte: Der Kranke Mann wird von seinen pfuschenden Doktoren langsam und sicher getötet.

### TÜRKENHASS EINE GELDFRAGE

Während der letzten Regierungsjahre des Sultans Abdul-Asis, nach dem deutsch-französischen Kriege, waren die Türkei, ihre Staatsmänner und ihr Herrscher in Europa im höchsten Grade unpopulär geworden. Und dies aus zwei Gründen. Einerseits wegen des türkischen Staatsbankrotts; die französischen und englischen Kapitalisten, welche die ganze türkische Staatsschuld geliefert hatten, gerieten in Wut, als im August 1875 Sultan Abdul-Asis einfach, durch Dekret, den Zinskupon um 50% reduzierte. Andererseits wegen des anscheinend unumschränk-

ten Einflusses, den der russische Botschafter, Graf Ignatieff, auf den Sultan ausübte, so zwar, daß alle anderen Mächte in Konstantinopel zur Ohnmacht verdammt schienen. Abdul-Asis erschien vor der europäischen Meinung persönlich als verschwenderisch, grob, tückisch und frech; er schien die englischen und französischen Geldbürger listig zu betrüben und auf Rußlands Geheiß der „Kulturwelt“ fatale Schnippchen zu schlagen; schon damals gab es in Paris und London sehr weitverbreitete Zeitungen und so kam es, daß Abdul-Asis vor den Augen der Welt bald keine einzige gute, wohl aber alle schlimmen Eigenschaften unverschämt zur Schau trug . . .

Allerdings konnte man füglich den Bankrott und den Haß gegen das freigesinnte England als hinreichenden Grund für den europäischen Türkenhaß anführen, aber in Wirklichkeit stammte dieser aus der geschickten Verbreitung eines ganzen Schauerromanes von Lügen und Gerüchten. Überdies waren der Bankrott und die Russenfreundlichkeit des Sultans eigentlich ein und dasselbe. Denn der Bankrott war nur ein russisches Manöver gegen die beiden Gegner der panslawistischen Eroberungssucht, die wir schon damals durch gleiche Ideale und gleiches Geld treu verbündet sehen: die englische Regierung und den großen kulturtragenden Mörder Midhat.

### VERRÄTERISCHE SPARSAMKEIT

Ohne uns jetzt bei den verbrecherisch ehrgeizigen Plänen Midhats aufzuhalten, ist es notwendig,

hier festzustellen, daß er sich, sobald er 1874 Großvezier wurde, jeglicher weiterer Vermehrung der Staatsschuld mit aller Kraft widersetzte. Ehrliche Sparsamkeit? Durchaus nicht; sondern prachtvoll listiges Mittel, die Türkei zu schwächen und sie seinen mit englischem Geld und englischer Humanitätsduselei unterstützten Plänen wehrlos auszuliefern. Während der dreizehn Regierungsjahre Abdul-Asis' war die Staatsschuld von 200 Millionen auf etwa vier Milliarden Franken angewachsen, ein Betrag, der in Anbetracht der Bevölkerungsziffer und der natürlichen Einnahmequellen des Reiches als außerordentlich klein zu betrachten ist. Nach einem Jahre „Sparsamkeit“ mußte Midhat abgehen, da die Finanzlage unlösbar geworden war. Und warum war sie unlösbar? Weil Midhat neue Anleihen verhindert hatte. Um die Zinsen der früheren Anleihen zu bezahlen, hätten neue gemacht werden müssen, gerade wie Rußland es seit zehn Jahren tut, Rußland, das sicherlich fünfmal Bankrott gemacht und auch schon vor dem mandschurischen Kriege seinen Platz unter den europäischen Großmächten verloren hätte, wenn Frankreich ihm nicht über eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Entwicklung und großer militärischer Vorbereitungen hinweggeholfen hätte.

Im Jahre 1875 war die Türkei im Grunde in ganz ähnlicher Finanzlage wie jetzt noch Rußland. Eine Menge unkontrollierbarer Ausgaben machten jeden vernünftigen Staatshaushalt illusorisch; Abdul-Asis war in seinen letzten Jahren verschwenderisch und gab das Staatsgeld aus, gerade wie es die Großfürsten und Tschinowniki in Rußland tun. Die Staatsverwaltung lag im argen, gerade wie nachher

in Rußland. Aber ein Ausgabenkapitel war da, dem alles richtig zuflöß, wie in Rußland: das des Heeres und der Flotte. Und wenn Midhat in seinem Demissionsschreiben von 1875 auf den kläglichen Zustand des Heeres hinweist, so verstößt er gegen die Wahrheit. Der russisch-türkische Krieg hat gezeigt, daß die türkische Streitmacht, allerdings bei schlechtem Kommando, was Organisation und Bewaffnung anlangt der russischen durchaus gewachsen war; und wenn die türkischen Rüstungen nicht zur Vollendung geführt werden konnten, so lag dies eben ausschließlich an Midhat, der einerseits das Reich in furchtbare innere Wirren stürzte, und andererseits die Geldmittel zu Rüstungen verweigerte.

#### MIDHAT-PASCHAS REVOLUTIONÄRE HINTERGEDANKEN

Wir heben diesen Punkt nur hervor, um darzutun, daß schon damals Midhat wissentlich — denn er war durchaus nicht dumm — an der Schwächung seines Landes, oder wenigstens an der Schwächung des Reiches in der Form, die es damals hatte, gearbeitet hat. Sicherlich war er eine Art Freisinniger. Aber er war es nur, insofern der Freisinn, die Umgestaltung des Staatswesens nach englischem protestantischen Muster in muselmanischer Umwelt, ihn selbst zur absoluten Macht, zur Macht eines Hausmeiers, besser noch, zu bismarckischem Regiment führen konnte. Um zu diesem ihm unablässig vor Augen schwebenden Ziele zu gelangen, mußte er vor allen Dingen den russischen Einfluß vernichten; und dies ganz allein machte ihn schon zum Ver-

treter der englischen Ideen und der russenfeindlichen englischen Politik. Die Hilflosigkeit seines Vaterlandes Rußland gegenüber war die *conditio sine qua non* zu seinem Erfolge. Denn sie brachte die einzige Möglichkeit, bei Hofe dem Rat Englands, der Feindin Rußlands, Gehör zu verschaffen.

Midhat war ein außerordentlicher Politiker und Finanzmann, ein Verwalter ersten Ranges, dabei mit ungewöhnlicher Geistesschärfe begabt, ein Kenner aller Kulissenschiebereien, aber auch ein gewissenloser Arrivist, der kurzerhand seinen persönlichen Ehrgeiz mit dem Interesse seines Landes zusammenwarf. Es ist undenkbar, daß er die Folgen seiner Sparsamkeitspolitik als Großvezier nicht sollte vorhergesehen haben. Und ebenso wenig wie er, irrte sich darin die englische Regierung. Beide wußten, daß die Sparsamkeitspolitik, welche die türkischen Rüstungen aufhielt, das Reich wehrlos den panslavistischen Umtrieben und Aufständen ausliefern und es schließlich zur Anrufung englischen Schutzes zwingen mußte, jener schon sprichwörtlichen „uneigennützig<sup>en</sup> englischen Hilfe“, die den englischen Händlern ebenso viel Geld einbringen sollte, wie dem Reformator Midhat politische Macht.

### RUSSENFREUNDLICHER BANKROTT

Zwar hat Midhat den türkischen Bankrott nicht absichtlich angezettelt. Aber er hat ihn unvermeidlich gemacht. Bei seinem Abgang war die Lage verzweifelt. Wo Abdul-Asis nämlich weder seine persönlichen Ausgaben herabsetzen, noch auf seine Rü-

stungen verzichten wollte, blieb nur eine Art zu sparen übrig: die Reduktion der Zinsen. Allerdings zögerte der Sultan vor solcher Piraterie. Die englische Regierung, der die Sache etwas zu weit gegangen war, suchte die Lage zu retten. Am entscheidenden Augusttage 1875 ließ sich der Sultan zuerst vom englischen Botschafter umstimmen. Aber gleich darauf empfing er den russischen Botschafter, den Grafen Ignatieff, und dieser hatte den Palast noch nicht verlassen, als das Bankrottdekret unterzeichnet war.

Im Archiv des russischen Ministeriums des Auswärtigen befinden sich alle Depeschen Ignatieffs, die wir hier und auch weiterhin benutzen. An jenem Tage setzte Ignatieff dem Sultan die geheimen Absichten Englands und Midhats auseinander; und er benutzte geschickt die plötzliche Entrüstung des Padischah, um zwei Fliegen — den englischen Einfluß und die Achtung Europas vor der Türkei — mit einer Klappe zu schlagen. Die im Westen ausbrechende Wut mußte den Sultan überzeugen, daß er nur einen Freund hatte: den Zaren — wenigstens glaubte es Ignatieff.

## EIN VERKANNTES GENIE

In welchem Maße diese Tatsachen zum damaligen Ausbruch der Aufstände in den Donauprovinzen beigetragen haben, bleibe dahingestellt. Es kommt uns nur darauf an, nachzuweisen, daß schließlich Abdul-Asis weder der barbarische Dummkopf war, als den man ihn im Westen hinstellte, noch das willenslose

Werkzeug Rußlands, wie die Diplomaten und sogar seine eigenen Untertanen vermeinten. Nur hierdurch nämlich kommen die wahren Umstände seiner Absetzung und Ermordung ans Licht, und mit ihnen die treibenden Ursachen, die noch heute in der Tragikomödie am Bosphorus fortwirken.

Abdul-Asis war in Wirklichkeit ein viel bedeutenderer Mensch als man allgemein glaubt. Wohl kann man ihm mit Recht Verschwendung vorwerfen, nicht aber Russenfreundschaft und Landesverrat. Alle Dokumente und Zeugnisse beweisen es.

Wenn z. B. Rußland im entscheidenden Moment ihn vollständig im Stich gelassen hat, wie wir es gleich darlegen werden, so liegt dies an der großartigen militärischen Tätigkeit des Sultans. Man muß daran erinnern, daß unter ihm die türkische Flotte die zweite in Europa war — was heute fast märchenhaft erscheint —, und daß alle Militärmacht, die die Türkei bis auf den heutigen Tag hat zeigen können, bloß der Rest des von ihm Geschaffenen ist. Noch vor elf Jahren, als nur acht Gardebataillone mit Mauseergewehren ausgerüstet waren, wurden die Griechen mit den von Abdul-Asis gekauften Flinten elend geschlagen.

Gegen wen aber wendeten sich diese methodischen und weitsichtigen Rüstungen? Ausschließlich gegen England und Österreich, behaupten Midhat, die Jungtürken und die Westeuropäer. Aber in Wirklichkeit richteten sie sich vor allem gegen den „treuen Freund“, gegen Rußland, gegen den panslawistischen Zersetzungsfieldzug Ignatieffs, desselben, der von Stunde zu Stunde die Handlungsweise des Khalifen zu bestimmen schien.

## ABDUL-ASIS UND IGNATIEFF

Es ist durchaus wahr, daß Ignatieff zu jeder Stunde zum Sultan gelangen konnte. Wahr ist es auch, daß die ungeheure Popularität, die Abdul-Asis bei seinen Untertanen mohammedanischen Glaubens genoß, durch den Schein der Russenfreundlichkeit zuletzt gefährlich getrübt ward. Aber nichts desto weniger hat das Ende des Herrschers die Gläubigen schließlich aufgeklärt; und noch heute sagen die Muselmanen Albaniens, Mazedoniens und Anatoliens, daß Abdul-Asis' Zeit ihnen fast als verlorenes Paradies erscheint. „Unter ihm herrschte Freiheit für alle, wie das Gesetz des Glaubens es verlangt,“ sagt ein noch ungedrucktes Geschichtswerk eines der bekanntesten albanesischen Führer. Und sonderbar ist es, daß schon damals die Muselmanen Midhat und die Jungtürken des Verrats anklagten und ihnen vorwarfen: „anstatt dem Volke die Freiheit zu geben, nähme ihre Verfassung bloß dem Sultan die Freiheit“. Später werden wir sehen, daß dieses Wort des albanesischen Historikers geradezu prophetisch war.

Es ist sicher, daß Abdul-Asis dem Grafen Ignatieff ganz ungeniert alle Staatspapiere zeigte, die auf seinem Schreibtische lagen. Nur wußte Ignatieff nicht, daß der Sultan vor jedem Besuche erfahren hatte, in welcher Angelegenheit er ihn aufsuchte. Wenn nämlich Ignatieff im Palast eine ganze Kohorte von Spionen unterhielt, so hate Abdul-Asis an der russischen Botschaft nur einen Kundschafter: aber das war ein Botschaftssekretär. Unzweifelhaft ergibt sich dies aus der Tatsache, daß der Sultan

die ganze Korrespondenz Ignatieffs mit seiner Regierung und mit seinem Kollegen, dem Botschafter Novikoff in Wien, in der Hand hatte, welche letzterer von Wien aus die panslawistischen Umtriebe in den Donauprovinzen leitete: und gerade eine Reihe dieser Dokumente wurde in der eingangs erwähnten togeborenen Broschüre veröffentlicht.

### EIN HISTORISCHER ZWISCHENFALL

Abdul-Asis also traf von Tag zu Tag die nötigen Maßregeln, um den russischen Botschafter hinters Licht zu führen. Schließlich aber, im April 1876, kam es zwischen dem Sultan und dem Botschafter zu einem, bisher ganz unbekannt gebliebenen, Zwischenfall, der unmittelbar die großen Ereignisse der folgenden Jahre nach sich zog.

Der Sultan hatte von einem englischen Ingenieur den Plan und das vollständige Modell eines für die damalige Zeit riesigen Panzerschiffes herstellen lassen. Und er verbrachte lange Stunden alltäglich mit der Betrachtung dieses Meisterwerkes. Durch den Ingenieur hörte die englische Regierung davon, und nach wenigen Tagen war man in Petersburg durch die Londoner Botschaft unterrichtet. Der Kanzler, Großfürst Gortschakoff, telegraphierte sofort um Aufklärung an Ignatieff. Und dieser, der von der Sache nichts wußte, geriet bei dem Gedanken, der Sultan verberge ihm eine so wichtige Angelegenheit, in furchtbare Wut. Er ließ sich beim Sultan mit der Absicht melden, ihm Hinterlist und Unaufrichtigkeit gegen seine russischen Freunde vorzuwerfen. Aber der von Abdul-Asis bestochene Se-

ekretär hatte den Monarchen schon aufgeklärt, und als Ignatieff anlangte, empfing Abdul-Asis ihn ohne weiteres in dem Raum, in dem das Schiffsmodell stand.

„Was halten Sie hiervon?“ fragte der Sultan ironisch.

Ignatieff war vollständig verblüfft und suchte durch stummes Betrachten des Modells die zur Dämpfung seiner Überraschung nötige Zeit zu gewinnen. Blitzartig hatte sich ihm die wahre Lage offenbart, die für Rußland sehr ernst und für ihn persönlich fast verzweifelt aussah. Denn nicht nur verhehlte ihm der Sultan Dinge, die für die russische Politik von höchster Bedeutung waren, sondern die einfache Tatsache, daß der Botschafter ohne jede Anfrage vor das Schiffsmodell geführt worden war, bewies, daß die türkische Regierung sicherlich alles kannte, was auf der russischen Botschaft gesprochen und geschrieben wurde. Folglich war Abdul-Asis nicht der treue Freund, der gutmütige Dummkopf, den Ignatieff am Gängelbände zu führen glaubte.

Die Enttäuschung des Botschafters verwandelte sich im Laufe der Unterhaltung in heftigen Zorn. Ignatieff bemerkte nämlich:

„Es ist wirklich sehr schön, und ich muß Eure Majestät zur Herstellung so großartiger Kriegsmaschinen beglückwünschen. Leider aber habe ich davon nichts gewußt. Und ich verstehe nicht ganz, welches Bedürfnis Eure Majestät nach so großen Unternehmungen empfindet. Gegen wen richten sich denn diese Rüstungen?“

„Nun, das ist doch klar,“ meinte der Sultan. „Gegen die Feinde der Türkei.“

„Gewiß. Aber ist es wirklich nötig, derartige Vorbereitungen zu treffen? Habe ich nicht zu verschiedenen Malen im Namen Seiner Majestät des Kaisers Eurer Majestät gegen die Feinde der Türkei alle Land- und Seestreitkräfte meines Landes zur Verfügung gestellt?“

„Das wohl, mein lieber Botschafter,“ erwiderte Abdul-Asis trocken und scharf. „Aber die Türkei muß gegen alle gewaffnet sein . . .“

Wie der Sultan später selbst seinem Sohne Jussuf-Izzedin erzählte, fuhr bei diesen Worten Ignatieff zusammen, erblaßte, dachte einen Augenblick still nach, verneigte sich und sagte:

„Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.“

Dieser historisch äußerst wichtige Vorgang ward der Ausgangspunkt der ganzen, nun schon zwei- unddreißig Jahre dauernden Orientkrise.

### ABDUL-ASIS' BRUCH MIT RUSSLAND

Seine unmittelbare Folge war der augenblickliche Umschwung in der russischen Politik. Am selben Tage verließ in aller Eile und ganz im geheimen Ignatieff Konstantinopel und fuhr nach Petersburg, wo er sofort mit Alexander II. und Gortschakoff eine übermäßig lange Besprechung hatte. Es wurde beschlossen, fortan Abdul-Asis, der offenbar Kriegspläne gegen Rußland hegte, sich selbst, also den englischen und jungtürkischen Intrigen, den verbrecherischen Plänen Midhats und des Thronerben Murad zu überlassen, und die Maske der Freundschaft abzuwerfen, unter der Ignatieff

vergeblich sein entsetzliches Zerstörungswerk, die panslawistischen Umtriebe, und die Anstachelung der montenegrinischen, serbischen und bulgarischen Aufstände hatte verbergen wollen. Die drei Leiter der russischen Politik sahen ohne weiteres die grundlegende Änderung der europäischen Lage voraus. Die Aufteilung der Türkei schien nahe. Und am folgenden Tage erfuhr die Welt, daß der Zar am 11. Mai den deutschen Kaiser in Berlin besuchen werde, während die führenden Minister mit dem österreichischen Kaiser die Orientfrage lösen — d. h. sie in Wirklichkeit zum ersten Male in ihrer neuen Form vorbringen würden.

Tatsächlich konnte Rußland kaum anders handeln. Der Sultan kannte offenbar alle diplomatischen Akten der russischen Botschaft; er besaß folglich zahllose Beweise für die russische Wühlarbeit in den slawischen Balkanprovinzen (tatsächlich können wir einige von diesen späterhin abdrucken). Folglich hatte Abdul-Asis dem Botschafter bedeuten wollen, er fürchtete durchaus nicht mehr einen offenen Konflikt mit den Urhebern der slawischen Aufstände. Und hierin schien der Sultan um so gründlicher recht zu haben, als seine Truppen die Aufständischen, die russischen Freiwilligen und die russischen Offiziere, die alles leiteten, elendiglich in die Flucht schlugen.

## DIE ENGLISCHE GEFAHR

Außerdem hatte Gortschakoff mit der ewigen Feindschaft Englands zu rechnen. Denn da der englische Botschafter, Sir H. Elliot, die Machenschaften

der Jungtürken und den Verschwörer Midhat offen mit Geld und guten Worten unterstützte — und zwar lediglich zum Zweck, den russenfreundlich scheinenden Sultan beiseite zu schaffen, um Murad, den Mitverschworenen Midhats auf den Thron zu heben — so war anzunehmen, daß England im Falle eines russisch-türkischen Krieges mit dem größten Vergnügen an Stelle des Zaren die Türkei „in Schutz nehmen“ würde. Denn zunächst konnte England nichts sehnlicher wünschen, als daß der russische Bär in seine Wildnis zurückgeworfen und ihm gründlich der Weg zum Mittelmeere versperrt würde. Denn daß Abdul-Asis einen Beschützer nötig hätte, daran zweifelte sicherlich niemand. Daß er hinter den Kulissen seiner Palastwirtschaft eine großartig angelegte Befreiungs- und nicht Eroberungspolitik im Sinne des Panslawismus verfolgte, daran konnte füglich niemand denken.

Die gespannten Beziehungen zwischen England und den wahren Urhebern der panslawistischen Bewegung tragen zum Verständnis der sich nun mit steigender Hast dramatisch entwickelnden Ereignisse wesentlich bei. Wenn England bis dahin kräftig am Sturze des Sultans und an dem Erfolge seines Söldlings Midhat arbeitete, so war der einzige Grund hierzu, daß in Wirklichkeit der englische Einfluß in Konstantinopel gleich Null war. Zwar kann man, bei der eigentümlichen, zugleich krämerischen und humanitären Psychologie der Engländer zugeben, daß der Ausspruch Disraelis, wonach England „die Pflicht hätte, die Türken aus ihrer durch schlechte Regierung unheilvoll gewordenen Lage zu befreien“, nicht ganz unaufrichtig gewesen ist. Aber niemals

ist in England von einem sehr wesentlichen Umstande die Rede gewesen: daß nämlich die unheilvolle Lage der türkischen Untertanen nur in der Einbildung der Mächte existiert hatte und schließlich bloß durch die widerstreitenden Einmischungsversuche und die wissentliche Fanatisierung der christlichen Türken geschaffen war.

### KULTURTRAGENDE VERLEUMDUNG

Es ist nämlich eine der jämmerlichsten Lügen der modernen Geschichte, daß der zweifellose Verfall des osmanischen Reiches eine Folge des muselmanischen Fanatismus, der Drangsalierung der Christen, des unversöhnlichen „altererbten“ Hasses gewesen sei, der zwischen den bis dahin friedlich nebeneinander lebenden Religionen und Nationalitäten geherrscht haben soll. Einzig und allein die Mächte haben diesen Haß künstlich gezeugt, wie es aus den später veröffentlichten Dokumenten hervorgeht (welche die russischen Diplomaten in den letzten Jahren zum Zweck ihrer neuerlichen Umtriebe einfach hätten abschreiben können). Aber auch England und Österreich waren nicht unschuldig. Ihre einzige Entschuldigung wäre die Notwendigkeit, gegen die russischen Eroberungsgelüste zu arbeiten und die moskowitzischen Unruhestifter mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Die Entrüstung über die „türkische Mißwirtschaft“ datiert im Westen eigentlich erst seit dem von Ignatieff veranlaßten Staatsbankrott. Wenigstens wurde sie damals erst populär, und zwar so, daß die wenigen Stimmen derer, die die Wahrheit

sagten, erstickt werden konnten. Vergebens machten die in der Türkei lebenden Europäer darauf aufmerksam, daß alle schweren Zwischenfälle einzig und allein mit dem Gelde derer angezettelt seien, die an der Aufteilung des Reiches mitzuwirken gedächten. Vergebens entwarfen sie die eindringlichsten Bilder von der wundervollen Toleranz, die überall herrschte. Vergebens wiesen sie darauf hin, daß unter Abdul-Asis die religiöse Freiheit in Wirklichkeit größer war als in irgend einem sogenannten europäischen Kulturstaate, eine in England geradezu als skandalös empfundene Behauptung. Sogar ein Engländer, der Oberst James Baker, der in Mazedonien ein großes Gut verwaltete, schrieb unter Hintansetzung seiner nationalen Vorurteile ein Buch, in dem er die Freundlichkeit der Beziehungen zwischen den Türken verschiedenen Glaubens auseinandersetzte, die Existenz jeglichen fanatischen Hasses widerlegte, die nationalen oder wirtschaftlichen Streitigkeiten leugnete, kurz klar nachwies, daß die so verschriene Regierung Abdul-Asis' trotz ihrer technischen Mängel gerade alles das verwirklicht habe, was seitdem keine kulturtragende Einmischung, keine sogenannte innere Reform oder Revolution habe wieder schaffen können.

#### ABDUL-ASIS' UNABHÄNGIGKEITSPOLITIK

Weshalb hat sich unter diesen Umständen Abdul-Asis den Vertretern der russischen Politik gegenüber so unterwürfig gezeigt, obwohl diese mit den panslawistischen Umtrieben die Zerstörung des Reiches betrieben? Warum hat er sich nicht lieber

auf Englands Seite gestellt, was sicherlich zugleich die Intrigen seiner jungtürkischen Gegner zunichte gemacht hätte?

Zunächst das Prinzip des Khalifen der Gläubigen; England schien Reformen und vor allen Dingen eine Verfassung nach europäischem Muster ins Werk setzen zu wollen, die mit den Grundlagen des Islam schlechterdings nicht in Einklang zu bringen sind; außerdem hatte England ihn persönlich mit dem Widerstande tief gekränkt, den es gegen seinen Wunsch: die Thronfolgeordnung zugunsten seines Sohnes Jussuf-Izzedin zu ändern, erhoben hatte; und er hielt den rechtmäßigen Thronerben, Murad, den Sohn Abdul-Medschids, einen schwächlichen, unentschlossenen, europäisierten Mann, abgesehen von allen Gründen väterlicher Bevorzugung, für vollständig unfähig, die großzügige Politik zu verfolgen, die er dem Reiche gerade damals vorzeichnete, und die früher oder später mit der englischen in heftigen Widerstreit geraten mußte.

Zweitens die militärische Lage: er wußte sehr wohl, daß der Bruch mit Rußland oder auch nur mit Ignatieff zweifellos zum Kriege führen würde; aber auch in der Annahme des guten Willens der englischen Regierung durfte er doch nicht auf praktische Hilfe rechnen. Als Unterstützung hätte er doch nur gute Worte, etwas Geld und schließlich den Streit um die Belohnung Englands davongetragen. Aber England war materiell nicht in der Lage, ihm im Kriege mit Rußland militärisch zu helfen. Er durfte nur mit seinen eigenen Streitkräften rechnen, und diese waren noch nicht kriegsbereit.

## RUSSLANDS REVOLUTIONÄRE INTRIGE

Sie waren es erst, als er dem Grafen Ignatieff die hochmütige Antwort gab, die die Abreise des Botschafters zur Folge hatte. Ignatieff ging aber nur deswegen nach Petersburg, weil er einen Erfolg der russischen Waffen in diesem Augenblicke für unwahrscheinlich hielt. Seine Aufgabe war: die Militärmacht der Türkei durch andere Mittel als Krieg zu vernichten. Und dieses Mittel hatte er schon in der Hand. Er mußte den einzigen starken Mann der Türkei, den Sultan, zu Fall bringen, die bei jeder Umwälzung unvermeidlichen Wirren sich entwickeln und so lange dauern lassen, bis die Zivil- und Militärverwaltung desorganisiert sein würden, um dann schließlich, wenn nötig, die Früchte der panslawistischen Bewegung zu ernten, wenn die türkische Militärmacht verfallen wäre. Ein solcher Plan war leicht durchzuführen. Er brauchte bloß weiter an die russisch-türkische Freundschaft glauben zu lassen, sich dumm zu stellen, den englisch-jungtürkischen Revolutionsversuchen freies Spiel zu lassen und die entrüsteten Kulturvölker auf den Sultan zu hetzen.

Innerhalb achtundvierzig Stunden hatte Ignatieff die freudige Zustimmung des Zaren und Gortschakoffs gewonnen. Er kehrte sofort mit ausgedehnten Vollmachten nach Konstantinopel zurück. Und die Tragikomödie begann.

## DER VERRAT DES GROSSVEZIERS

Midhat Pascha fand auf seiner krummen Laufbahn kein Hindernis mehr, sobald der russische

Botschafter seine zahllosen Agenten in den Verwaltungen und auf den Gassen angewiesen hatte, sich Ferien zu gönnen. Sie hatten übrigens bereits ihre Schuldigkeit getan; nicht nur in Konstantinopel, sondern in der ganzen europäischen Türkei fühlte man die Luft mit Unheil geschwängert; die Bevölkerung war ängstlich, unruhig, wartete mit Spannung auf unheimliche Dinge, und die Autosuggestion trug dann nicht wenig zum schließlichen Ausbruch der Katastrophen bei. Niemand erfuhr etwas von der vollständigen Umschwenkung der russischen Politik, außer einem Menschen, den seine Habgier und sein stiller Egoismus durchaus ungefährlich machten. Dies war Mahmud-Nedim, der Großvezier, ein unbescheidener Söldling Ignatieffs, dem seine offenbar landesverräterischen MACHENSCHAFTEN beim Volke den Beinamen „Mahmudoff“ eingetragen hatten. Dieser merkte sofort, daß der von russischer Freundschaft genährte Glanz seines Sternes schnell verblich.

Er hütete sich wohl, irgend jemanden und vor allem den Sultan darüber aufzuklären. Aber er traf mit seiner gewöhnlichen Gewissenlosigkeit sofort Anstalten, mit dem Verlust der russischen Gnade die englische und die Midhats zu gewinnen. Ende April schon ließ er dem liberalen Verschwörer ziemlich klare Andeutungen machen, ließ ihm wörtlich sagen, „daß er bei den fortgesetzten politischen Fehlern des zu russenfreundlichen Padischah nicht mehr Herr der Lage wäre“, sowie auch, daß „es bei der Aufregung der Softas (der muselmanischen Religionslehrer und Studenten) über die schlimmen Aufstände in den slawischen Provinzen geradezu gefährlich

für das Reich wäre, dem Willen des Sultans länger blindlings zu folgen“; dieser sei ganz offenbar ein Werkzeug der „Gelben Leute“ geworden, die der Koran als die geschworenen Feinde des Islam hinstellt, kurz er sei bereit, nötigenfalls ohne, oder sogar gegen den Sultan eine wirklich türkische Politik zu verfolgen.

Midhat blieb solchen Andeutungen gegenüber zunächst recht skeptisch. Aber obwohl er nicht wußte, was eigentlich Mahmud-Nedim zu seinem neuen Verrat führte, schien ihm doch so viel sicher, daß der Großvezier die Stellung des Monarchen für ernstlich erschüttert hielt. Zwar hatte er ebenso wenig wie die englische Regierung und wie die Softas oder das Volk eine Ahnung von der wirklichen Lage, von dem Bruch zwischen Abdul-Asis und dem Zaren. Aber äußerlich betrachtet, konnte schon die Volksbewegung in Konstantinopel den Versuch des Großveziers, mit seinem schlimmsten Gegner gemeinsame Sache zu machen, hinreichend erklären.

## DIE VOLKSBEWEGUNG

Die Lage war nämlich schon recht schwierig geworden. Die Softas, deren es in der Hauptstadt wenigstens 40000 gab, predigten offen in den Moscheen und auf der Straße die Notwendigkeit einer vollständigen Umwälzung in der Staatsleitung. Aber ihre Propaganda war rein muselmanisch: sie war der Ausfluß ihrer christenfeindlichen Erregung, die sich im gleichen Schritt mit der Ausdehnung der slawischen Aufstände steigerte. Und es ist fast tragisch, daß sie nicht erfahren konnten, wie der Sultan durchaus nicht die Feinde des Islam und des Khalifen

unterstützte, durchaus nicht mit dem Erbfeinde Rußland ging, sondern im Gegenteil im Dunkel seines Palastes die nationalste Politik ausarbeitete, die seit Jahrhunderten ein Padischah unternommen.

Abdul-Asis wußte von der Bewegung, aber er tat nichts, um die Softas aufzuklären. Sein Autokraten-temperament verbot es ihm wohl; und überdies wäre es wahrscheinlich unnütz gewesen, denn man warf ihm im Grunde nicht nur seine Schwäche gegenüber dem Erbfeinde vor, sondern man klagte ihn zugleich eines wirklichen Verstoßes gegen das heilige Gesetz an, nämlich der Thronfolgeänderung zugunsten seines Sohnes, und vor allen Dingen machte man ihn mit der Günstlingswirtschaft und seiner Verschwendungssucht für die schlechte Verwaltung verantwortlich, die — wenn man so sagen darf — ihren Widerhall bis in die Taschen der Untertanen fand.

Aber diese Bewegung war durchaus noch nicht revolutionär. Sie bezweckte einfach das Auskehren des bureaukratischen Augiasstalles und in erster Linie die Absetzung der zwei bestgehaßten Würdenträger: des Großveziers Mahmud-Nedim, der mit Rußland ging, und des Schech-ul-Islam Hassan-Fehmi, der den Sultan nicht auf seine Verstöße gegen das heilige Gesetz, den Schariah, aufmerksam machte. Wohl ging die Bewegung gegen Rußland und gegen den vermeintlich russenfreundlichen Sultan, aber deswegen war sie noch durchaus nicht englandfreundlich. Um sie revolutionär zu entwickeln, mußte man sie fanatisieren. Um sie englandfreundlich zu lenken, mußte ihr zugleich der christenfeindliche Charakter genommen werden.

## DIE BEARBEITUNG DER „ÖFFENTLICHEN MEINUNG“

Der erste Teil dieses Programmes, das übrigens Midhat mit dem Thronerben Murad ohne englischen Beirat festlegte, war leicht auszuführen. Der Pascha wagte nicht seine Popularität durch fatale Verhandlungen aufs Spiel zu setzen; er schickte daher zum englischen Botschafter, Sir H. Elliot, einen Freund, einen Franzosen, den man anständigerweise jetzt noch nicht nennen darf, und der seit langen Jahren der Vertraute und Geschäftsträger des Prinzen Murad war. Dieser setzte dem englischen Botschafter die Lage auseinander: Midhat hatte sichere Gründe, an den nahen Sturz des Sultans zu glauben; die Softas wollten russenfeindliche Reformen, die Abdul-Asis nie annehmen würde; aber der Sultan würde wahrscheinlich mit Hilfe der Russen die Bewegung gewaltsam niederzuschlagen suchen. Im Namen Midhats und Murads, welch letzterer im Falle eines Mißerfolges sicherlich sein Leben einbüßen würde, bat er also den Botschafter, Rußland und den Sultan einzuschüchtern, aber auch zugleich die nötigen Mittel zur richtigen Organisation der Volkserhebung beizustellen.

Der Botschafter entschied sich sofort. Er verlangte telegraphisch die sofortige Entsendung der Mittelmeerflotte vor die Dardanellen, wo sie sich in der Bucht von Beschik konzentrierte. Er verlangte auch die Ermächtigung zur Ausgabe eines bedeutenden Revolutionsfonds, welcher am folgenden Tage dem Vertreter Midhats ausgehändigt ward.

Inzwischen spielte Graf Ignatieff seine Rolle ge-

schickt weiter. Er tat so, als ob er noch immer mit dem Sultan ginge, entrüstete sich moralisch über die Ankunft der englischen Kriegsschiffe und drohte offen, er werde seinem Palast gegenüber, am Bosphorus zwischen Skutari und Beikos ein russisches Armeekorps lagern lassen. Natürlich war dies nur eine Finte. Tatsächlich unterstützte er unmittelbar die Volksbewegung, machte aber auch zugleich allgemein glauben, daß er selbst sehr ängstlich vor den bevorstehenden Ereignissen wäre. Er bestellte bei der Botschaft eine zahlreiche Leibgarde von Serben und Montenegrinern, die nachts die Umgegend absuchten. Andererseits verkleidete er mehrere seiner bulgarischen Agenten als Mekkapilger und ließ von ihnen in den Moscheen und an den Straßenecken Stambuls feurige Reden gegen Rußland und alle Christen deklamieren! Diese Lockspitzel hatten kraft ihres grünen Turbans und ihrer schönen Redegewandtheit großen Erfolg, derart, daß Midhat und die Englandfreunde einige Tage lang die größte Angst vor dem Ausbruch wirklicher Christengemetzel hatten. In Saloniki kam es ja auch tatsächlich zu Wirren, in deren Verlauf der deutsche und der französische Konsul in einer Moschee ermordet wurden. Ignatieff kam dieser schlimme Zwischenfall gerade recht, denn er wollte, daß die Bewegung zwar gegen den Sultan, aber möglichst auch gegen die Westeuropäer ginge, damit späterhin die Türkei ohne jeden Rückhalt im Westen den russischen Forderungen gegenüberstände.

Midhat aber entwickelte ein prachtvolles Organisationstalent. Er beredete persönlich die Generale mehrerer Kongregationen zu einem Reformwerk

ohne Vergießen von Christenblut. Er gab dazu eine Menge guter Worte und Pfund Sterling aus. Andererseits bemühte sich der schon erwähnte und gleichfalls reich mit dem Nervus rerum bedachte Franzose, zwischen den Softas und den Griechen Konstantinopels eine goldene Brücke zu bauen. Es gelang ihm. Einige sehr einflußreiche Ulemas (Theologen) begriffen unter dem Druck unwiderstehlicher Argumente, daß ihre christenfeindlichen Projekte dem Reiche nichts nützen, sondern im Gegenteil mit der sicheren europäischen Einmischung neues noch größeres Unheil über die Muselmanen bringen würden.

Midhat aber enthüllte durchaus noch nicht seine persönlichen ehrgeizigen Pläne, die auf die Unterdrückung Abdul-Asis' und das unumschränkte Großvezierat unter Murad abzielten. Er schlug nicht einmal die Absetzung des Sultans und die Verfassungsreform vor. Er schien sich geradezu als Verteidiger des Sultans zeigen zu wollen und riet den Softas, nichts anderes zu verlangen als die Absetzung des Schech-ul-Islam und des Großveziers Mahmud-Nedim, der in Hinsicht auf spätere Kompensationen durchaus damit einverstanden war.

### ABDUL-ASIS' NIEDERGANG

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß am selben Tage, am 10. Mai 1876, Ignatieffs Politik zugleich in der Türkei und in Europa zuerst mächtig in die Erscheinung trat. An jenem Tage fuhr Alexander II. nach Berlin, um mit Bismarck und Andrassy die orientalische Dreikaiserpolitik gegen die

Türkei und ihren neuen Hintermann England in Fluß zu bringen . . . Und in Konstantinopel redeten um Mittag die Softas den Sohn Abdul-Asis', den Prinzen Jussuf-Izzedin, respektlos auf der Straße an, heischten ihn, sofort nach Dolma-Baghtsche, dem Palast des Sultans, zurückzukehren und seinem Vater zu erklären, das Volk verlangte die sofortige Absetzung der zwei von Midhat angegebenen Beamten. Der Prinz mußte es wohl oder übel versprechen. Abdul-Asis geriet in furchtbare Wut, gab aber doch, in seinem Stolze und in seiner ganzen Politik zu Tode getroffen, jeden Widerstand auf, setzte Mahmud-Nedim und Hassan-Fehmi ab und ernannte an ihrer Stelle Mehemet-Ruschdi und Hairullah-Effendi — während er auf Ruschdis Verlangen Midhat selbst zum Minister ohne Portefeuille, d. h. zum offiziellen Intriganten, oder — wenn man das Bild verzeihen will — zur Schlange, die er an seinem Busen nährte, ernennen mußte.

Abdul-Asis scheint ohne weiteres begriffen zu haben, daß er nunmehr von den Verschwörern, deren wahre Pläne ihm allerdings dunkel blieben, abhängig sein würde. Da er, unter der offenbaren Androhung sofortiger Palastrevolution, Midhat nicht mehr von der Regierungsgewalt fernhalten konnte, ward es ihm offenbar auch unmöglich, weiterhin sein großes Projekt eines zugleich religiösen und nationalen Krieges gegen Rußland durchzuführen und damit zugleich die Reichsleichenfledderer Europas und die alle Grundlagen der Khalifatsherrschaft umstoßenden Jungtürken ins Nichts zu stürzen. Denn wenn er auch sicherlich die catilinarischen Velleitäten des großen „Liberalen“ nicht ahnte, so wußte er doch

sehr wohl, daß jener auf jede Weise sein Verfassungsprojekt durchdrücken würde, das Projekt, das die Albanesen einfach die „Fesselung des Sultans“ nannten, und das allen mohammedanischen Begriffen zum Hohne, den ersten Minister zum Hausmeier machen sollte, der zwar dem Monarchen alle Macht nimmt, sie aber, anstatt sie dem Volke zu geben, für sich selbst ausbeutet.

## DIE VERSCHWÖRUNG

Der furchtbare Abgrund, der sich plötzlich zwischen der Größe der monarchischen Pläne und der vollständigen Ohnmacht, sie durchzuführen, auftat, scheint die bis dahin außerordentliche Intelligenz des Padischah verschlungen zu haben. Er lebte seitdem in fortgesetzter Zorneskrisis. Er suchte blind zu widerstehen. Die Würdenträger bekamen Fausthiebe und hörten entsetzliche Flüche. Prinzipiell widersetzte er sich jedem, auch dem unwesentlichsten Vorschlage der Minister. Nach acht Tagen solcher unaufhörlicher und von Midhat geschickt gesteigerter Überreizung hatte der Verschwörer ein in seiner Art wundervolles Ergebnis erreicht: jede Diskussion mit dem Sultan war materiell unmöglich geworden; alle unmittelbaren Beziehungen des Monarchen zu den Diplomaten waren undenkbar; und so mußten wohl oder übel alle Würdenträger, Minister und auch die fremden Diplomaten die Überzeugung gewinnen, daß unter derartigen Umständen eine ordentliche Staatsverwaltung vollständig unmöglich sei.

Was daraufhin unternommen wurde, darf kaum

noch als eine rechte Verschwörung bezeichnet werden. Es handelte sich nur noch darum, aus einer allen offiziellen Kreisen bekannten Lage die praktischen Konsequenzen zu ziehen. Die wirkliche Verschwörung, die des Midhat mit dem Thronerben Murad und dessen Schwager Mahmud Damad, eine der entsetzlichsten Unternehmungen, von denen die Geschichte erzählt, war virtuell schon zum Ziele gelangt. Da sie bis heute unbekannt geblieben, müssen wir sie in großen Umrissen zeichnen.

### MURAD, EIN TÜRKISCHER ROBESPIERRE

Schon Anfang April 1876 hatte sich Midhat Pascha mit dem Thronerben Murad zwecks der Entthronung des Sultans in engste Verbindung gesetzt. Er hatte ja nicht die geringste Aussicht jemals unter Abdul-Asis zu seinem Ziele zu gelangen. Um eine Art türkischer Bismarck zu werden, brauchte er einen schwachen und von ihm abhängigen Sultan. Prinz Murad war gerade der ihm zusagende Mann.

Er hatte alle charakteristischen Eigenschaften des Türken und des Muselmanns in geradezu skandalösem Grade verloren, verstand weder die grundlegenden Begriffe des mohammedanischen Rechtes, noch die Bedürfnisse des Landes, noch vor allen Dingen den im Türkenvolke herrschenden Geist. Hätte er — außer der Musik in der für ihn der krankhafte Chopin herrschte — irgend welches Talent, Rede- oder Schreibgewandtheit, Schlagfertigkeit, Kühnheit, rechtschaffene Prinzipienreiterei besessen — denn auch diese wird manchmal genial — so könnte man ihn als türkischen Robespierre be-

zeichnen. Aber er besaß eben durchaus nichts Persönliches außer einem Wirrwarr unverdauter — aber daher um so tyrannischerer Ideen, die er aus französischen und englischen Romantikern geschöpft hatte. Dabei war notwendigerweise der Grund seines Wesens viel barbarischer geblieben, als wenn er einfach die Weltanschauung, die er um sich fühlte, zu ergründen versucht hätte. Er war also von vornherein der schlechtest mögliche Anwärter auf den Thron des islamitischen Khalifen, der zugleich osmanischer Padischah ist.

Aber — darf man sagen, gerade deswegen? — hielt er sich für durchaus notwendig zur Neuordnung, zur Kräftigung, zur Größe, zum Ruhme, zum Wohlstand seines Landes. Er litt in seinen politischen Bestrebungen geradezu an revolutionärem Größenwahn. Inwieweit diese Erscheinung rein pathologisch sich begründen ließe, bleibe dahingestellt. Es erscheint nach späteren Symptomen sicher, daß er an langsam fortschreitender allgemeiner Paralyse litt, die bekanntlich in ihren Anfangsstadien euphorische Zustände allergrößter Intensität zeitigt. Zu seinen rein literarischen romantischen Suggestionen — Lamartines Geschichte der Girondisten beeinflusste ihn tief — kam noch die ganz intime Suggestion des sentimental und ganz im französischen Ideologentum steckenden kleinen Mädchens, einer Modistin, die lange Jahre über sein Herz und seinen Sinn souveräner herrschte, als je ein Sultan über unterwürfige Osmanen.

Und gerade die absolute Unverträglichkeit seiner Begriffe und seines Wollens mit den Bedürfnissen und den Begriffen seines Volkes bestärkte natürlich

in ihm die verhängnisvolle Idee, er sei sozusagen zum Messias der Türkei berufen.

Die fortgesetzten Versuche Abdul-Asis', ihn von der Thronfolge zugunsten Jussuf-Izzedins, eines echten, etwas groben, aber wenigstens disziplinierten Türken, der blindlings die Gedankengänge seines Vaters verfolgt hätte, auszuschließen, erschienen ihm im höchsten Grade verbrecherisch: nicht etwa weil sie gegen das mohammedanische Grundgesetz, den Scharia, verstießen — Murad war kein Muselman und wollte keiner sein — sondern ganz einfach, weil sie ihm als eine teuflische Mächenschaft erschienen, den einzigen Mann, „der den Zeitgeist erfaßt hatte“, nicht zum Regiment gelangen zu lassen. Daß dieser Zeitgeist wohl in Paris und London lebte, aber in Konstantinopel, Kairo, Bagdad und Mekka nicht nur staatsverbrecherisch, sondern auch ketzerisch aussehen mußte, kam ihm nicht einmal zum Bewußtsein. Nichts war also natürlicher, als daß die Aussicht, schließlich nicht zur Herrschaft zu gelangen — was bei einer glücklichen Nationalpolitik des regierenden Monarchen wahrscheinlich war —, Murad abwechselnd in äußerste Erbitterung und in tiefstes Märtyrerbewußtsein stürzte. In eine Wut, weil sie ihn an der Ausführung seiner politischen Metaphysik zu hindern drohte; in den Schmerz des verurteilten Heilands, weil sie das Volk, das er zu lieben glaubte, aber im Grunde einfach nicht verstand, der Segnungen beraubte, die er ihm geben wollte.

Dieser eigentümliche, halb krankhafte, halb — wenn man so sagen darf — messianische Geisteszustand liefert die einzige Erklärung zu den ent-

setzlichen Konzessionen, in die er sich von Midhat reißen ließ. Wie Robespierre im Prinzip die Todesstrafe hat abschaffen wollen — hatte er doch selbst einen dahingehenden Gesetzentwurf eingebracht — und doch später, um sein Ideal der Freiheit durchzuführen, mehr Leute gesetzlich morden ließ als der wütendste Despot, ebenso konnte Murad leicht zu dem Gedanken verführt werden, daß nur die Unterdrückung, die blutige Ausrottung der Tyrannen und aller Tyrannenbrut, endlich über das geknechtete Volk den Segen bringen würde, den er in seinem überreizten Gehirn schon blühen sah, ohne zu wissen, daß dieser Segen für das Volk ähnliches Unheil bedeutete, wie der freiheitliche Terror Robespierres für seine Opfer.

Wir ziehen mit Absicht Robespierre zum Vergleiche heran. Denn das Zeugnis aller derer, die persönlich lange mit Murad in Verbindung gewesen sind, zeigt, daß der französische Terrorist mit seiner unheimlichen Konsequenz, seinem starren Idealismus, seiner Verachtung der wirklichen Verhältnisse und der wirklichen Bedürfnisse eines organisierten Volkes auf ihn den größten Eindruck gemacht hat.

Revolutionäre Romantik war das Leiden, das ihn durch Blut zum Throne führen und ihn dann schnell vom Throne stürzen sollte, weil er kein Blut mehr zu vergießen fand . . .

### MIDHATS CÄSARISCHER PLAN

Midhat hatte den Geisteszustand Murads mit großem Scharfsinn erfaßt. Als Murad immer heftiger gegen die mögliche Thronfolgeänderung protestierte,

sich seinen Freunden und den europäischen Botschaftern gegenüber als Opfer orientalischen Despotismus hinstellte und mittelbar überall zu verstehen gab, daß die Gegner der Türkei, die Gegner des Sultans, die Westmächte, alles Interesse daran hätten, ihn auf den Thron zu bringen, war es Midhat klar, daß er den Prinzen nur in seinen freiheitlich-terroristischen Ideen zu bestärken brauchte, um ihn seinen persönlichen Zwecken dienstbar zu machen.

Überall und immer ist es in Westeuropa gelehnet worden, daß Midhat die Rolle eines Cäsar oder Bonaparte hat spielen wollen. Aber die Mohammedaner haben es stets geglaubt, und die Handlungsweise des Paschas bestätigt es. Seine Popularität im Westen ist offenbar kein Beweis dagegen. Es handelt sich hier nicht um bloße Gerüchte, wie sie so oft im Orient Verbreitung und Glauben bei den Massen finden. Der Scherif von Mekka besitzt Botschaften aus jener Zeit, in denen, zwar nicht von Midhat selbst, wohl aber von Ulema, die notorisch mit ihm gingen, die theologische Frage gestellt wurde, unter welchen Umständen das Khalifat — die geistige Oberhoheit über die Welt des Islam — von der Familie Osmans auf eine andere übergehen könnte, und ob dazu die Eigenschaft, Padischah zu sein, genügte. Andererseits ist es unzweifelhaft, daß Midhat im Grunde nicht nur eine Verfassung, sondern geradezu eine Republik organisieren wollte — wenn auch mit einem Monarchen wie in England. Und eine solche Republik wäre nur mit einem starken Manne an der Spitze möglich gewesen, da eine solche Staatsform sonst in mohammedanischem Gebiete unmöglich hätte funktionieren können. Die

Muselmanen Albaniens, Anatoliens und Arabiens, die ihre Erinnerungen aus jener Zeit aufgezeichnet haben, sind sonderbarerweise einmütig in der Behauptung, Midhat habe zunächst einen schwachen Sultan unter sich haben wollen, um dann an seine Stelle zu treten. Und zwar fügen sie mehrfach hinzu, zur Ausführung dieses Planes wäre es unumgänglich gewesen, zunächst die Familie Osmans mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Das schlimmste Zeugnis gegen die „uneigennützigte Reformpolitik“ Midhats wird jedoch von Jussuf-Izzedin geliefert, dem Sohne Abdul-Asis', dessen Unparteilichkeit zwar mit Recht angezweifelt werden kann, der aber einem albanesischen, jetzt von den Jungtürken mit Tod bedrohten Stammeshaupte den kurzen, späterhin noch zu erwähnenden Brief überlassen hat, in dem Abdul-Hamid als Thronerbe seinen Vetter von dem Mordanschlag in Kenntnis setzte, der am 4. August 1876 von Murad auf Drängen Midhats gegen alle männlichen Mitglieder der Familie Osmans zur Ausführung gebracht werden sollte.

### FREIHEIT DURCH MASSENMORD

Midhats Plan war im höchsten Grade logisch, wenn auch nach europäischen Begriffen ein wenig unsympathisch. Der erste Schritt zur Macht mußte die Absetzung Abdul-Asis' sein; der zweite das Hausmeiertum unter Murad; der dritte die Vernichtung der Dynastie außer Murad; der vierte die Einführung einer Verfassung, die Murad überflüssig machte, seinen Widerstand reizte und ihn dadurch

bei den von Midhat zu bearbeitenden Volksführern unpopulär machte; der fünfte die Absetzung Murads durch einen Staatsstreich cäsarischer Natur, der aber in Europa als Volksrevolution erscheinen sollte; endlich die Republik mit dem Ersten Konsul und späteren Kaiser Midhat an der Spitze.

Die ersten Schritte konnten nur mit Unterstützung Murads getan werden. Murad mußte Padischah werden wollen, und zwar unter so kompromittierenden Umständen, daß er in Midhats Hand blieb; nicht Midhat auch, sondern Murad mußte nach alttürkischer Serailverbrechersitte seine Verwandten ausrotten. Bei seinem exaltierten Geisteszustande war es nicht schwierig, den Prinzen zu diesen Palastrevolutionen zu verführen.

Der Gedanke, daß die türkische Revolution nur auf demselben Wege wie die französische zum Ziele führen könnte, leuchtete Murad ohne weiteres ein. Der Gedanke, daß das freiheitliche Regime, das ihm vor Augen schwebte, nur durch radikale Ausrottung der reaktionären Kronprätendenten definitiv gesichert werden könnte, ergab sich logisch daraus. Der in Murad schlummernde messianische Wahn mußte alle, auch die schrecklichsten Mittel zu so hohem Zwecke nicht als verbrecherisch, sondern als heldenhaft ansehen: mußten sie doch von der Kulturwelt und dem endlich zum Glück geführten Volke als Heldentaten gefeiert werden! So kam denn in den ersten Tagen des Mai 1876 der blutige Pakt zustande. Die Absetzung Abdul-Asis' und sein Tod wurden beschlossen, die Ausrottung der anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie ward nur theoretisch erörtert.

Midhat brauchte zur Durchführung der Revolution zwei Männer: den ausgezeichneten Kriegsminister Hussein-Awni und den Kommandanten des kaiserlichen Palastes, der niemand anders war als der eigene Sohn und virtuelle Thronprätendent Abdul-Asis', Prinz Jussuf-Izzedin.

### EIN PATRIOTISCHER VERSCHWORNER

Hussein-Awni, ein ehrlicher Patriot von ungeheurer Energie und großem militärischen Talent ging ohne weiteres auf den Absetzungsplan ein, da er den Sultan noch für russenfreundlich hielt und die energische Unterdrückung der slawischen Aufstände als seine oberste Aufgabe betrachtete. Zwar war es sicher, daß dieser diktatorisch veranlagte Mann den Sultan Murad zunächst terrorisieren und in vieler Hinsicht einen außerordentlich tiefen Einfluß ausüben würde. Aber Midhat durfte hoffen, ihn später, sobald die inneren Reformen in Frage kämen, als Reaktionär zu brandmarken und ihn so auf die Seite zu schieben. Hussein-Awni bestimmte aber Midhat nicht zu einer Volksrevolution, wie der liberale Pascha sie, in Ansehung der englischen Unterstützung, wünschte, sondern zu einem richtigen Staatsstreich. Die entscheidende Unterhaltung der beiden Verschwornen fand am 8. Mai statt.

### SOHN GEGEN VATER

Der andere Mittäter, Jussuf-Izzedin, war natürlich schwerer zu gewinnen. Gegen ihn spielte Hussein-Awni, der ihn persönlich besser kannte, sehr

geschickt Murad selbst aus. Er bewies ihm, daß die Absetzung seines Vaters auf jeden Fall stattfinden würde, so daß er in dieser Hinsicht mit irgend welchem Widerstande nur Schaden anrichten könnte. Wenn er im Gegenteil in seiner Eigenschaft als Palastkommandant der Absetzung Vorschub leisten wolle, würde er aber das Leben seines Vaters sicherstellen, das bei einem verschwörerischen, gewaltsamen Angriff auf den Palast ohne Zweifel in große Gefahr geraten würde. Der Prinz sollte also aus Sohnesliebe seinen Vater stürzen helfen! Aber Hussein-Awni machte ihm auch großartige Versprechungen. Die wieder erstarkte Türkei würde gegen die Slawen zu kämpfen haben; Jussuf würde die Heere befehligen und mit dem Titel des Ghasi, des Siegreichen, zurückkehren; Murad sei unkriegerisch und halb verrückt, man würde ihn bald auch absetzen können, und der einzig mögliche Nachfolger sei in Anbetracht seines militärischen Prestiges natürlich er. Ob Jussuf diesen Rosinen im Sack Geschmack abgewonnen hat oder aus anderen Gründen nicht widerstand, weiß niemand. Jedenfalls versprach er, die Palasttruppen nicht gegen die von Redif-Pascha zu befehligenen Regimenter, die den Palast am 31. Mai umstellen sollten, loszuschlagen zu lassen. Und dies Versprechen hat er ehrlich gehalten. Alles war bereit.

## DER STAATSTREICH

Die nackten Umstände des Staatsstreiches sind verschieden dargestellt worden. Sie wickelten sich in Wirklichkeit folgendermaßen ab.

Midhat setzte von Tag zu Tag den englischen Botschafter, Sir H. Elliot, von den Vorbereitungen in Kenntnis, derart, daß der Diplomat schon am 25. Mai die Absetzung Abdul-Asis' als für das Ende der Woche bevorstehend nach London telegraphisch melden konnte. Bloß belog Midhat seinen Gönner über die Natur des Handstreichs.

Er beschrieb ihm den berühmten Plan, nach dem die Volksmenge sich vor der Moschee Nuri-Osmanié am 31. Mai versammeln, den Ministern die Volkswünsche ausdrücken und die Absetzung des Sultans verlangen sollte, was nach der schon erwähnten Bearbeitung der Softas leicht auszuführen gewesen wäre. Um seinen wahren Plan, den des militärischen Pronunciamentos zu verheimlichen, bereitete er sogar die Softas auf die Komödie vor. Bloß wurde der Staatsstreich schließlich einen Tag früher durchgeführt. Sogar Murad selbst glaubte an den falschen Plan, dessen Ausführung ihn zu einer Art Volkskaiser erhoben hätte: eine Lage, die die Verschwornen gerade vermeiden wollten.

Als daher am 30. Mai der Palastkommandant Jussuf den General Suleiman in düsterer, regnerischer Nacht in das Schloß gelassen hatte, und Murad ihn plötzlich vor sich sah, glaubte er wahrscheinlich, er sollte selbst das Opfer der Verschwörung werden, erlitt einen schweren Nervenschock, zeigte sich während seiner unheimlichen Fahrt über den Bosphorus in einem kleinen Kahn äußerst aufgereggt und ängstlich und blieb auch nachher im Kriegsministerium, wo die Minister ihn erwarteten, recht niedergeschlagen, weil er sofort einsah, daß er nicht vom Volk emporgetragen, sondern von den Verschwornen gefesselt war.

Abdul-Asis seinerseits empfang Suleiman mit Fausthieben und Schmähreden. Und erst als er die Kanonen der von Kaißerli-Pascha befehligten Panzerschiffe draußen donnern hörte, ließ er das Schicksal über sich ergehen. Er wurde nach Eski-Serail in Stambul geführt, wo man ihn zwang, ein Glückwunschschreiben an Murad zu unterzeichnen. Dann wurde er samt seiner Familie im Tscheragan-Palaste interniert.

## DER KAISERMORD

Dort lebte er in Verzweiflung und Zorn noch zwei Tage. Er sah nach dem Zeugnis seiner Söhne seinen Tod um so sicherer voraus, als er Murads terroristischen Wahn kannte. Furchtbare Szenen spielten sich zwischen ihm und seinem Sohne Jussuf-Izzedin ab, dessen Verrat offenbar war. Aber Jussuf wollte sich, aus guten Gründen, um nichts mehr kümmern. Er verbrachte seine Zeit in den Armen einer Haremsschönen seines Vaters und war auch unauffindbar, als Abdul-Asis am Morgen des 4. Juni den Mördern zum Opfer fiel.

Die Fabel seines Selbstmordes durch Öffnung der linken Armschlagader mit einer Stickschere ist nie auch nur von den unmittelbaren Parteigängern Midhats geglaubt worden. Und sogar die offiziellen Dokumente leugnen den Mord recht ungeschickt. Eins jedenfalls ist sicher: daß nämlich Abdul-Asis, der auf einem Sofa in der Fensterecke seines Zimmers saß, nicht lautlos verschied, sondern lange entsetzlich schrie, so daß seine erste Gemahlin Dun-unev mit Dienerinnen und dem jüngsten Sohne

des Sultans, Abdul-Medschid, zum Schreckenszimmer stürzte, dessen von den Mördern verschlossene Tür erbrochen werden mußte. Die Lage des halbtoten Monarchen, die Menge der Blutflecke ringsumher und vor allem die Blutspuren, die im ganzen Raume die Schritte der Mörder verrieten, beweisen schlagend, daß Abdul-Asis mit Gewalt getötet wurde. Der nach unvorsichtiger offizieller Angabe etwa dreißig Zentimeter weit vom Sofa entfernt liegende Haufen geronnenen Blutes hat sich an dieser Stelle nur dadurch bilden können, daß die Mörder den angeschnittenen Arm des Sultans gestreckt festgehalten hatten, so daß das Blut stoßweiße im Bogen herausspritzte.

Hussein-Awni, der auch die Leitung dieses entsetzlichen Staatsverbrechens übernommen hatte, befand sich in unmittelbarer Nähe des Palastes und erschien, als der Sultan noch nicht tot war! Er ließ, da er den Selbstmord zu beweisen hatte, und demgemäß Europa gegenüber ausländische Ärzte zur Feststellung des Tatbestandes herbeiholen mußte, den Leichnam nicht etwa in seiner kompromittierenden Lage — der Sultan hatte offenbar im letzten Augenblicke des Bewußtseins einen Laufversuch gemacht —, sondern schaffte ihn sofort aus dem Raum und aus dem Palast, um ihn auf der Hauptwache den Ärzten vorzulegen. Der zwei Stunden später von siebzehn Ärzten aller Nationalitäten unterzeichnete Bericht beweist durchaus nichts. Es geht aus ihm hervor, daß man ihnen die Armwunde und die blutbefleckte Schere gezeigt und sie ersucht hat, zu erklären, erstens: daß es möglich ist, sich selbst die Armschlagader zu zer-

schneiden, zweitens: daß eine Schere dazu dienen kann. Sonst steht in dem Berichte nichts.

Bei dem fünf Jahre später vom Sultan Abdul-Hamid gegen Midhat angestregten Mordprozeß wurde das Geständnis der drei gedungenen Mörder auf seine Aufrichtigkeit hin allgemein angezweifelt. Aber wie dem auch sei, wenn nicht sie, so sind jedenfalls Midhat und seine Kollegen Hussein-Awni samt dem Marineminister Kaißerli-Pascha die Schuldigen. Diese nämlich bildeten eine Art Geheimen Rates, in dem alle wichtigen Vorentscheidungen getroffen wurden, und von dem die Organisation des Mordes ausgegangen war.

Die Lieblingsfrau des toten Sultans, eine Schwester des nach acht Tagen zu herostratischem Weltruf gelangten Tscherkessenoffiziers Hassan, starb nämlich vier Tage später an einem Blutsturz infolge ihres Kammers, nachdem sie am Tage zuvor mit ihrem Bruder eine letzte Unterredung gehabt, und sich von ihm hatte schwören lassen, sie und ihren Geliebten zu rächen.

Sie hatte durch die Mutter des toten Sultans, der Jussuf-Izzedin (nach eigener Erzählung von albanesischen Freunden) in plötzlicher Verzweiflung alles erzählt hatte, erfahren, wer die unmittelbaren Anstifter des Mordes waren. Hassan geriet nach dem plötzlichen Tode seiner Schwester in um so größere Wut, als Hussein-Awni, der seine Beziehungen zum Hofe des gemordeten Herrschers kannte, ihn schleunigst nach Bagdad versetzen wollte. Mit ungeheurer Kühnheit drang er in den Ministerrat, erschöß Hussein-Awni, während die anderen Minister ins Nebenzimmer flüchteten, schoß

wütend in die Tür, schrie nach Kaißerli und Midhat, tötete den ohnmächtig gewordenen Minister des Auswärtigen und wurde schließlich erst von einem ganzen Zuge Soldaten übermannt und nach summarischem Urteil an einem Baume aufgeknüpft.

Ignatieff telegraphierte an Gortschakoff: „So endete der Rächer“. Und noch heute lebt in Albanien und in Arabien bei den echten Muselmanen die Sage, aus dem aufgeknüpften Körper des Tscherkessen sei, zum Zeichen der Größe seiner Tat, auf Allahs Geheiß ein weißer Schein zum Himmel gestrahlt: denn Gott wollte den Gläubigen zeigen, daß Abdul-Asis, der große Herrscher, von Feinden des Glaubens gemordet worden, und die Rache sein Wohlgefallen gefunden habe. . . .

#### DAS TESTAMENT ABDUL-ASIS'

Und wirklich war Abdul-Asis im Sinne des Islam ein großer Herrscher. Er war seit langen Zeiten der einzige Sultan, der wirklich die Aufgabe des Khalifen und des Padischah in der europäischen Welt erfaßt hatte. Wir sind in der Lage, ein bisher unbekanntes und historisch im höchsten Grade wichtiges Dokument zum Teil wiederzugeben, ein Dokument, das nicht nur dem gemordeten Monarchen zum größten Ruhme gereicht, sondern auch in nuce mit unheimlicher Schärfe die heute mehr denn je in Frage stehenden Prinzipien des mohammedanischen Staatswesens entrollt. Es klärt, mit einem Worte, die ganze Orientfrage großartig auf.

• Durch die Weite des Blicks, den fast apokalypt-

tischen Ton, den prophetischen Gang, die Tiefe des Sinnes, die mächtige Synthese der wirklichen islamitischen Staatslehre, die wunderbare Fernsicht auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten des modernen Islam erhebt sich diese Schrift weit über alles, was Gläubige und Ungläubige seit Jahrhunderten für oder wider das Khalifat geschrieben haben. Man könnte sie das Testament Abdul-Asis' nennen. Allerdings wäre diese Bezeichnung nicht ganz zutreffend, denn sicherlich hat hier der Sultan nicht seinen „letzten“ Willen niederlegen wollen, obwohl die Niederschrift Anfang April 1876 erfolgt sein muß. Wenn der Sultan damals sein Ende vorausgeföhlt hat, so hat er es sich sicher nicht so elend gedacht. Vielleicht glaubte er aber an einen ruhmreichen Tod, einen Khalifentod an der Spitze der Heere, die den Grund zur muselmanischen Renaissance legen sollten, einer Wiedergeburt, die das Grundgesetz des Islam den modernen Bedürfnissen anpassen würde. Wie dem auch sei, die Nachfolger des bedeutendsten und verkanntesten Herrschers, den die Muselmanen seit vielen Generationen besessen, sollten seinen Gedanken von Schritt zu Schritt nur folgen; und ihre Widersacher, die Europäer und mit ihnen die Jungtürken, d. h. alle, die niemals das Wesen des Islam, des Khalifats und des osmanischen Reiches begriffen haben, sollten dieses Evangelium der islamitischen Wiedergeburt überdenken. Abdul-Hamid, der wenigstens auf intellektuellem Gebiet seinem Oheim kaum nachsteht, scheint es übrigens zu kennen, und wenn er es infolge der europäischen Einmischungen und der furchtbaren Umstände seiner Thronbesteigung in

seiner inneren Politik nicht verwertet hat, so kann man doch in seinen panislamitischen Unternehmungen einen Versuch zu seiner Verwirklichung erblicken.

Das Dokument ist als eine Art kaiserlichen Re-skriptes aufzufassen, das den muselmanischen Kongregationen allgemeine Instruktionen erteilt, um diese weitverzweigten Verbände, die sozusagen die öffentliche Meinung im Islam darstellen, auf den rechten Pfad zurückzuleiten.

Die arabische Übersetzung, die wir in Händen gehabt haben, gehört der mächtigen Kongregation der Snussia. Ihr Besitzer war seit einunddreißig Jahren der Schech el Mahdi ibn Mohammed ben Si ali ben Snussi el Hatabi el Hassan el Idrissi el Medschairi, der Sohn und Nachfolger des Gründers der Bruderschaft. Die Umstände, unter denen wir den Text lesen durften, haben uns nicht erlaubt ihn ganz abzuschreiben. Wir können daher bloß den letzten Teil, der uns der wichtigste zu sein schien, hier wiedergeben. Die deutschen politischen Agenten in Ägypten haben versucht, durch uns mit den Snussia in Verbindung zu treten; ein andermal werden sie vielleicht glücklich genug sein, den ganzen Text sich zu verschaffen; dann wäre seine Veröffentlichung sicher, denn diese könnte für die Orientpolitik Englands, „der größten muselmanischen Macht“ recht unangenehme Folgen haben.

Der Khalife behandelt das Problem der osmanischen Reichspolitik in folgenden Sätzen:

„Wenn der Beschützer der Zwei Heiligen Städte das Schwert Osmans gegürtet hat, ist seine vor-

nehmste Pflicht dieses Wort des Propheten (Gott sei ihm allbarmherzig) zu überlegen: ‚Der Beste der Menschen ist der den Menschen Nützlichste.‘ Auch hat er im Herzen diesen Vers zu tragen: ‚Sprich: Gott hat niedrige Gesinnung, offene und versteckte, verurteilt; er hat die Ungerechtigkeit und alle unnütze Gewalt verurteilt.‘

„Mit aller Kraft habe ich diesen Weg verfolgt. Aber die Bitternis der Verleumdung blieb mir nicht erspart. Schlecht berichtete Lehrer nennen mich Verächter des Gesetzes (Scharia). Möchten sie dies bedenken: der Weg der Wahrheit ist klar und offenbar, aber vor teuflischen Wünschen und selbstsüchtigen Lüsten wird er dunkel; der Verlauf des Weges ist dem offen vor Augen, der den guten Führer besitzt, aber die Leidenschaft herrscht und verblendet überall. Mögen die wahren Gläubigen also wissen, daß der Herrscher der Gläubigen dem Gesetz folgen und nach den Vorschriften des Propheten (Gott sei ihm allbarmherzig) regieren will.

„Das Unglück der Zeit hat zur Ursache den Verfall des Wissens. Die Wissenschaft vom Gesetz ist in ihrer alten Pracht wieder herzustellen. Denn wo sind die, so die nötigen Lehren des Scharia ihr eigen gemacht? Sie sehen die Oberfläche des Weisheitsmeeres, sie sehen die Worte. Aber haben sie den Abgrund des Wissens durchschaut, haben sie die Grundsätze des Scharia erkannt? Wie könnten sie sie anwenden? Wie könnten sie zur Reorganisation, die das Reich und die Religion verlangt, einen klaren Rat abgeben?

„Mit Gottes Hilfe bin ich bestrebt, das Gesetz wieder aufzurichten. Aber die Drohungen der Un-

gläubigen haben die Reorganisation verzögert. Der im Worte des Propheten (Gott sei ihm allbarmherzig) gekennzeichnete Feind des Islam hat die ungläubigen Völker aufgewiegelt, die die Ahnen dem Khalifen unterwarfen. Die ‚Gelben Leute‘ verfolgen wieder die Zerstörung des Glaubens, wie die Schrift es weissagte. Der Herrscher der Gläubigen hat die Lehre zu hören, die da sagt, seine heilige Aufgabe ist die ‚Gelben‘ zu bekämpfen. Heißen sie Russen, oder heißen sie Engländer, der Khalife soll ihre Macht und ihre üblen Machenschaften bekämpfen.

„Die dem Sultan unterworfenen Ungläubigen sind von ihnen verführt; man hat ihnen gesagt, das Gesetz sei schlecht, das Reich in Unordnung, das Khalifat kraftlos. Und sie haben auf dieses gehört. Und ein großes Unheil will die Religion treffen. Denn ihnen ist gelungen, auch bestechliche und gewissenlose Gläubige zu verführen. Und diese dem Unglauben dienenden Verräter haben manchmal in der Staatsverwaltung Platz gefunden. Woher rührt solches Unheil?

„Es kommt vom Verfall des Wissens. Manchmal ist die Gerechtigkeit ungerecht geworden, und die Ordnung unordentlich. Denn die Beamten kennen nicht mehr das Gesetz. Sie wissen nicht mehr, daß der Scharia allein das Reich stärken kann. Sie haben die göttliche Vorschrift vergessen, sind der Leidenschaft verfallen und suchen Reichtum. Überdies sind in manchen Provinzen die Gläubigen unruhig geworden. Aber sie alle kennen das Gesetz nicht besser als die Lehrer. Die Sendlinge der ‚Gelben‘ haben ihnen erzählt, in den Ländern der Feinde des Glaubens sei die Ordnung vollkommen, die Ver-

waltung ehrlich, das Recht unantastbar. Einige, die dadurch zu hassenswerten Zerstörern des Glaubens werden, erheben ihre Stimme und raten zur Reorganisation nach dem Muster der Länder der Feinde des Glaubens. Und die Herren der feindlichen Länder helfen ihnen. Denn sie wissen, daß dies die doppelte Zerstörung der Religion und des Reiches wäre.

„Mögen also alle wissen, daß der Scharia besser ist als die Gesetze der Ungläubigen. Reorganisation ist nötig: aber die Reorganisation ist im Scharia enthalten. Denn der Scharia enthält, gemäß der Vorschrift des Propheten (Gott sei ihm allbarmherzig), alle Gesetze, welche die Unwissenden und die Abtrünnigen den Ungläubigen entlehnen wollen.

„Die nötigen Neuerungen sind keine Neuerungen, sondern die Wiederanwendung des Scharia. Um den Scharia auf die jetzigen Zeiten anzuwenden, und in die große Bahn die zurückzuleiten, die sie verloren haben, muß er durch Erlasse des Khalifen erklärt, kommentiert werden; es müssen aus ihm die genauen Gesetze hergeleitet werden, die diesen oder jenen Fall im praktischen Leben betreffen; es müssen in der alten Wissenschaft außerordentlich bewanderte Juristen bestellt werden; diese muß der Khalife um Rat angehen, wie die Schrift es will; mit Hilfe des Allbarmherzigen muß der Khalife ihre Arbeit beurteilen und durch Kanune („Kommentare“) sanktionieren. Es ist keine andere Reorganisation gemäß der Schrift und der religiösen Überlieferung.

„Kraft der so geschauten ewigen Weisheit habe

ich Gelehrte bestellt; ihnen habe ich aufgetragen, aus dem Scharia die wohltätigen Regeln zur gerechten Ordnung der Angelegenheiten der Gläubigen herzuleiten. Ich folge dem großen Beispiel des Ahnen Soliman el Kanuni. Der Kanun Solimans regelte die Zivil- und Militärverwaltung. Der Kanun ist infolge der Unwissenheit der Juristen außer Kraft getreten. Er war aus dem Scharia hergeleitet. Ich will, daß seine Vorschriften das Reich regieren. Ich habe ihn zum Vorbild genommen und die Gelehrten verfassen die Medschelleh (Zivilgesetzbuch). Der Druck der Feinde des Glaubens hat ihre Veröffentlichung verzögert. Bald wird sie vollständig sein. Dann mögen alle Gelehrten, alle Schüler, alle Ordensbrüder, alle Gläubigen sie überdenken und sich überzeugen, daß sie im Scharia war.

„Die Reorganisation wird fortgesetzt werden. Die Gelehrten werden auf meinen Befehl studieren, was der Scharia über alle öffentlichen Angelegenheiten bestimmt. Neue Kanune werden ihre eifrige Arbeit sanktionieren. Die aufgegebene Arbeit ist unvollständig; dies liegt am Verfall des Wissens. Möge der Allmächtige mir die Kraft und die Jahre geben, auf daß ich aus dem Entwurfe unabänderliches Gesetz mache!

„Welches ist die Grundlage dieser Arbeit? Der Fürst des Glaubens, der geistige Pol, Seyidi Mohhyid-Din ibn el Arabi hat sie gelegt. Denn was antwortet der durch die Jahrhunderte unverändert strahlende Stern, dessen Wort wie das wogende Meer ist, wenn man ihn nach dem für die Menschen nützlichsten Wassija (Lehrspruch) fragt? Er antwortet: ‚Die Freiheit und das Maß in der Freiheit.‘

Und was ist, nach seiner Meinung, die Freiheit? Er sagt: ‚Die Freiheit ist die Abwesenheit alles inneren Zwanges außer der Wahrheit.‘ Und was ist das Maß in der Freiheit? Er sagt: ‚Das Maß in der Freiheit besteht darin, nichts für sich oder für andere zu tun, sondern alles für Gott und das eigene klare und vollkommene Gewissen.‘

„Daher ist es lehrwidrig, die Untertanen des Khalifen, seien sie auch ungläubig, zu verfolgen. Mögen alle Gläubigen also wissen, daß die Reorganisation den Fremden nicht schaden soll. Dort liegt das Heil. Indem der Khalife die Lehre befolgt, nimmt er den Häuptern der Ungläubigen die Vorwände zu ihrer unerträglichen Frechheit gegen den Sultan. Denn sie zeugen im Reiche nur Wirren, weil sie behaupten, daß die Ungläubigen keine Freiheit besitzen. Die Gelehrten werden die Regeln über ihre Stellung im Reiche studieren und aus dem Scharia herleiten. Ein Kanun wird ihre Pflichten festlegen. Gemäß dem Worte des Propheten (Gott sei ihm allbarmherzig) werden sie als Fremde betrachtet werden; sie werden ihre Gebräuche und die Regeln über ihre Familien- und Gemeinschaftsangelegenheiten behalten in den Millets (autonomen Gemeinden), deren Grundgesetz ich schaffen werde.

„So wird Ordnung im Reiche herrschen, und die Religion wird mächtig sein. Und wer könnte die Reorganisation verhindern? Das Unglück der Zeit liegt darin, daß die Feinde des Glaubens, die ‚Gelben‘, sie zu hindern suchen. Denn sie wollen, daß der Glaube schwindet und das Reich zerfällt. Daher ist es die Pflicht des Herrschers der Gläubigen,

eine starke Kriegsmacht zu schaffen. Die Einmischung der Feindesländer ist zurückzuweisen. Mögen also alle Gläubigen wissen, daß der Heilige Krieg zur Sicherung der Reorganisation nötig sein wird. Mein Heer und meine Flotte sind stark. Mögen also alle Vertrauen haben. Mögen alle die Lehre bedenken, die da lehrt, daß die Religion durch die ‚Heilige Mühe‘ gesichert wird.

„Das Unglück der Zeit veranlaßt mich, alle Lehrer und alle Ordenshäupter (Tarika) an die höchste religiöse Pflicht zu erinnern. Muselmanische Fürsten und Gemeinden haben sie nämlich, von ketzerischer Verführung verblindet, vernachlässigt. Sie haben die Gläubigen entzweit; sie haben durch ihr uneifriges oder aufständisches Handeln die dunklen Zeiten des muselmanischen Brüderrkrieges heraufbeschworen. Mögen also alle eingedenk sein, daß der Khalife das einzige Haupt der Gläubigen ist. Mögen alle bedenken, daß die Liebe des Landes nach der Liebe des Glaubens kommt. Denn das ist das göttliche Gesetz. Mögen alle bedenken, daß die Religion schwindet, und die Gläubigen von den Ungläubigen unterjocht werden, wenn die Liebe des Landes über der Liebe des Glaubens steht.

„Was lehrt doch el Schaarani? Er sagt: ‚Die Häupter der Vier Riten sind einmütig, daß das Imamats (die Existenz eines Herrschers der Gläubigen) vom religiösen Gesetze verlangt wird, und also alle Gläubigen ein Haupt haben müssen, damit die Religion befolgt werde und der Bedrückte gegen den Bedrucker Recht erlange.‘ Also berufe ich mich auf alle Orden, damit in allen Ländern des Glaubens der religiöse Eifer und der Gehorsam gegen

den Khalifen angestachelt werde. Denn es müssen die Geheiligten Länder (Konstantinopel, Bagdad, Mekka, Kairo) gegen die Ungläubigen verteidigt werden, und die Gläubigen aller Länder sich von den ungläubigen Fürsten befreien und unter die Hoheit des Khalifen zurückkehren.

„Gott möge mir die Kraft verleihen, diese Aufgabe zu vollenden und also die Lehre zu verwirklichen. Die Gläubigen aller Länder, sogar der fernsten, müssen bereit sein zu streiten, die ‚Gelben‘ zu verscheuchen, wie die Schrift es vorschreibt, und die Hoheit des Khalifen über alle anerkennen. Denn so will es das heilige Gesetz.

„Gott gebe allen Brüdern seinen Segen und gieße über alle seine Barmherzigkeit aus!

„Gott gibt alles durch seine göttliche Vorsehung. Er erhört das Gebet. Es ist kein anderer Herr denn Er. Wir beten keinen anderen an als Ihn. Wir weihen Ihm aufrichtige Verehrung. Ruhm Gott, dem Herren der Welt! Gott bete für Seyidna Mohammed, das Siegel des Propheten. Er bete für alle Propheten und alle die Ihn lieben. Amin.

Rabi el awal, 1293.“

Der gründliche Kommentar zu diesem hochbedeutsamen Schriftstück würde Bände füllen. Denn es enthält recht eigentlich, in sehr kondensierter Form, das einzige wirklich ausführbare osmanische Reformprogramm, so wie es aus dem Scharia, dem Grundgesetze mohammedanischer Staatsordnung, abgeleitet werden kann. Und in bezug auf die Weltpolitik zeigt es in reinster Fassung den politischen Charakter der islamitischen Einheit, den wahren Sinn der trotz alles europäischen Leugnens sich mit stei-

gender Geschwindigkeit verbreitenden panislamitischen Lehre. Es verdient deshalb sicherlich von allen Kennern des muselmanischen Rechtes und von allen Politikern mit größter Aufmerksamkeit studiert zu werden.

Allerdings dürfen sich Zweifel an seiner Authentizität erheben. Wir wissen nicht, wo das türkische Original ist. Und wenn es nicht gefunden wird, ist offenbar nicht der Beweis zu erbringen, daß Abdul-Asis wirklich sein Verfasser ist. Gerüchten zufolge soll der Sultan es dem berühmten Schech Saffer gegeben haben, der eine Art oberster Rat mehrerer mächtiger Orden war. Wie dem aber auch sei, die Autorität des „Testaments“ bei den Kongregationen, die es in Abschrift oder arabischer Übersetzung besitzen, ist außerordentlich; und sein Wert an sich wäre sogar dann nicht vermindert, wenn es nicht vom Padischah, sondern von einem anderen religiösen oder politischen Würdenträger herrühren sollte.

## DIE JESUITEN DES ISLAM, ÄGYPTEN UND ... RUSSLAND

Höchst sonderbar erschien es uns, daß gerade die Snussia, die aus Gründen arabisch-muselmanischen Puritanismus stets mit dem türkischen Padi-schah auf schlechtem Fuß gestanden haben, das „Testament“ besitzen. Aber es erklärt sich dies schließlich nur zu leicht aus seinem Aufruf an alle Muselmanen gegen die im Koran gebrandmarkten „Gelben“ (Blonden?). Die Snussia, die bekanntlich den Islam in Nordafrika beherrschen, aber von der

ägyptischen Regierung stets verfolgt worden sind, sollten durch die feierliche Ermahnung des Khalifen zu einem eventuellen, gegen den Khedive Ismael-Pascha gerichteten, Aufstand in Ägypten vorbereitet werden. Eine solche Volkserhebung erschien nämlich dem Sultan Abdul-Asis damals um so nötiger, als der Khedive — so seltsam es erscheinen mag — mit Rußland zusammenging, um sich zugleich von der türkischen Oberhoheit und dem immer näher drohenden Protektorate Frankreichs und Englands loszumachen. Wie weitsichtig einerseits die russische Politik, andererseits aber auch der Blick Abdul-Asis' war, geht aus der geheimen Korrespondenz hervor, die Ignatieff jahrelang mit Ismael-Pascha unterhielt. Rußland wollte nichts weniger als Ismael zum Aufstand verführen, dann in den Donauprovinzen eingreifen, den Khediven aus sicherlich schwieriger Lage retten und sich als Belohnung das geben lassen, was später die englische Regierung mit Waffen- und Geldgewalt sich errang, nämlich den Besitz des Suezkanals. Der Schlag Rußlands gegen England wäre unheilbar gewesen. Und um Ismael zur Ruhe zu zwingen — nicht etwa aus Freundschaft zu England, sondern aus Widerstand gegen Rußland und zur „Verteidigung der Geheiligten Länder“, wie es in dem zitierten Schriftstück steht — wurde den Snussia der zwingende religiöse Charakter der Treue zum Khalifen durch die Übersendung des „Testaments“ vor Augen geführt. Daß Abdul-Asis die Lage richtig beurteilte, ergibt sich aus dem folgenden vertraulichen Briefe Ignatieffs an den Khediven, der schon vom 30. Mai 1871 datiert ist:

## VERTRAULICHER BRIEF EINES RUSSISCHEN BOTSCHAFTERS AN DEN KHEDIVE

„Eurer Hoheit danke ich für den vom 20. Mai aus Kairo datierten Brief, mit dem Sie mich beehrt haben. Zugleich glaube ich, Eure Hoheit davon in Kenntnis setzen zu müssen, daß der kaiserliche Generalkonsul in Ägypten mir über den Verlauf der Unterredung, mit der Eure Hoheit ihn beehrt haben, berichtet hat.

„Es tut mir sehr leid, daß Eure Hoheit den Nachrichten, die ich Ihnen in meinem Schreiben vom 27. April mitgeteilt habe, eine ganz andere Bedeutung beigelegt haben, als ich im Sinne hatte. Wenn Eure Hoheit sich gütigst meiner Angaben erinnern möchten, werden Sie feststellen, daß ich Sie zur günstigen Entwicklung der orientalischen Angelegenheiten beglückwünschte. Ich sagte, Europa sei vom letzten Kriege so erschöpft, daß jeder, der den Frieden zu stören gedächte, von der europäischen Meinung verflucht werden würde. Was also könnte Glücklicheres geschehen, als daß die von allen Seiten aufgehetzte Türkei sich wütend auf Ägypten stürzte, ohne dazu einen stichhaltigen Grund anführen zu können? Die Regierung Eurer Hoheit brauchte sich dann nur ein paar Tage zu verteidigen, und die Intervention, welche selbst unsere Gegner, die uns als Hetzer zur Revolution im Orient hinstellen, verlangen würden, müßte allen Hindernissen zum Trotz zum Ziele führen.

„Indem ich Eurer Hoheit diese Gedanken ins Gedächtnis rufe, möchte ich zugleich die Ansicht der kaiserlichen Regierung noch genauer erklären.

Um unsere Pläne siegreich durchführen zu können, muß sich Ägypten jetzt noch ruhig verhalten. Waffnen Sie, treffen Sie alle Anstalten zu einem langen Kriege, schließen Sie mit Griechenland, Serbien und Rumänien Schutz- und Trutzbündnisse (worin wir Ihnen sicherlich beistehen werden) und streiten Sie Schritt vor Schritt gegen die Forderungen des suzeränen Hofes. Die ägyptische Regierung möge sich in ihren Beziehungen zur Hohen Pforte unbeugsam zeigen; dann kann der Sieg nicht ausbleiben. Je fester und hartnäckiger Sie sich zeigen, um so stärker wird die Erbitterung der Minister des Sultans wachsen, um schließlich zur Explosion zu führen. Dann wird Ägypten die russische Freundschaft schätzen lernen und erkennen, daß sie von dem französischen Schutze ganz verschieden ist, welch letzterer den ruhmreichen Ahnen Eurer Hoheit zuerst zum Kriege verleitete, dann aber nur platonisch unterstützte und endlich der Rache der Osmanen auslieferte.“

Unter derartigen Verhältnissen mußte es Abdul-Asis notwendig erscheinen, in Erwartung des unvermeidlichen Befreiungskrieges gegen Rußland, den Khediven, den gefährlichen Bundesgenossen Rußlands, der ihn in Arabien in seiner Khalifenwürde tödlich verletzen konnte, kampfunfähig zu machen. Und daß die puritanisch-muselmanische Erhebung der Snussia gegen den abtrünnigen Vizekönig dazu genügt hätte, ist sicher. Muß doch, wie wir später sehen werden, noch jetzt die Weltmacht England in Ägypten aufs sorgsamste mit der furchtbaren geheimen Macht des afrikanischen Ordens, der Jesuiten des Islam, rechnen!

Allerdings zerstörte das Ende Abdul-Asis' nicht nur diesen Plan, sondern auch die russisch-ägyptische Freundschaft, indem nämlich die in Englands Händen liegende Regierung Midhats auch ohne Krieg Ägypten sich selbst und damit den Briten überlassen wollte — ein Verbrechen des türkischen Liberalismus, das sich gerade jetzt unter dem Regime der von England bezahlten Jungtürken wiederholt.

### „MURAD V., EIN SCHAUERROMAN“

Wie es bei den meisten Kollektivverbrechen die Regel ist, brach unmittelbar nach dem Raube der Regierungsgewalt zwischen den gegen Abdul-Asis Verschwornen bitterer Streit über die Verteilung der Beute aus. Jeder hatte sich vorher für den Schlauesten gehalten. Jeder hatte die Umwälzung seinen persönlichen Interessen oder Ideen dienstbar machen wollen, und jeder merkte, daß er in den Mitverbrechern gefährliche Konkurrenten fand.

Die drei Monate, während derer Murad V. als Sultan in den Geschichtstabellen figuriert, waren nichts als eine Periode unterirdischer Kämpfe zwischen den Verschwornen. Sie waren bis jetzt recht eigentlich unerforschtes Gebiet. Und dies ist um so bedauerlicher, als gerade diese schrecklichen Wochen den Charakter von Abdul-Hamids späterer Regierung ein für allemal bestimmt, und somit alle Ereignisse der letzten dreißig Jahre, bis in ungeahnte Einzelheiten hinein, aufs tiefste beeinflußt haben.

Murad konnte seinem oben beschriebenen Charakter nach nichts anderes als ein „liberaler Despot“ sein wollen. Daß er von der ersten Minute seines Sultanats ganz unter der Fuchtel des Viermännerbundes stand, der sich aus Midhat, dem Kriegsminister Hussein-Awni, dem Marineminister Kaißerli und dem Schech-ul-Islam Hairullah zusammensetzte, war seine erste, bei seinem Nervenzustande gefährliche Enttäuschung. Der Kriegsminister ließ den kaiserlichen Palast unter dem Vorwande möglicher

Volksbewegungen, von seinen Truppen streng überwachen. Murad konnte von Anfang an keinen einzigen Schritt tun, keine einzige Verfügung treffen, ohne den von Hussein grob, oder von Midhat widerlich einschmeichelnd vorgetragenen Befehlen der Verschwornen zu gehorchen. Bei Husseins Ermordung durch den Tscherkessenoffizier Hassan atmete er auf; aber seine Freude war von kurzer Dauer. Denn von nun an stand er in fortwährendem offenen Widerstreit mit den zwei Männern, die — der eine politisch, der andere höfisch — den Sturz Abdul-Asis' betrieben hatten. Der eine war Midhat, der andere Mahmud-Damad-Dschelaeddin, sein Schwager, der zwar eine vollständige Neuordnung des Reiches wünschte, aber nicht wie Midhat nach europäischem Muster, sondern im Einklang mit den mohammedanischen Prinzipien, dem Scharia.

Drei Tendenzen also stritten miteinander. Midhat wollte die europäische Verfassung mit einem Ministerpräsidium, das alles leiten sollte. Mahmud wollte kaiserliche Reformdekrete ohne Verfassung, aber Dekrete, die er selbst zu inspirieren gedachte. Murad schließlich wollte zwar eine liberale Neuordnung, aber er wollte sie kraft seiner Autokratenwürde bestimmen und zwischen sich und dem Lande nicht einen mächtigen Minister lassen.

## EIN ENTTÄUSCHTER VERSCHWORNER

Mahmud besaß damals keinen Regierungsposten. Seine Tätigkeit konnte sich also nur persönlich beim Sultan, oder aber in der Bearbeitung der Volksstimmung entfalten. Murad haßte ihn aus zwei

Gründen: einmal weil er sein Mitverschworner bei dem Tode seines Oheims gewesen; dann aber auch weil seine politischen Ideen sich mit seinen eigenen in keiner Weise vereinen ließen. Schon nach vierzehn Tagen sah Mahmud ein, daß er unter Murad weder seine Politik verfolgen, noch auch bloß im Staate die hervorragende Rolle spielen würde, um derentwillen er zum Verbrecher an Abdul-Asis geworden war. Er überließ also das Feld seinem Rivalen Midhat und setzte sich schon Ende Juni mit Moslu-Oglu, dem Landsitze des nunmehrigen Thronerben Abdul-Hamid, Bruders des Sultans, in Verbindung. Er sah sicherlich schon damals voraus, daß auch Midhat mit dem Sultan nicht fertig werden und dann seine Beseitigung ins Werk setzen würde: und er wollte beim künftigen Herrscher der erste sein.

### TRIUMVIRN GEGEN DEN KAISER

Das Triumvirat Midhat-Kaißerli-Hairullah hatte von Tag zu Tag gegen den krankhaften Autokraten-sinn Murads zu kämpfen. Midhat hatte sich in seinem Sultan gründlich getäuscht. Anstatt eines schwächlichen Ideologen, den er mit guten Worten auf die Bahn der jeden Sultan überflüssig machenden Verfassung leiten konnte, sah er sich einem echt orientalischen Despoten gegenüber, der aus seinem eigenen schon kranken Gehirn allen Segen fürs Reich herausdestillieren wollte.

Der Herrscher hatte vor Midhat weniger Angst als vor dem nun verschwundenen brutalen Hussein. Um ihm zu zeigen, daß er trotzdem Stärkeren gegenüberstand und sich wohl oder übel ihren Entschei-

dungen unterwerfen mußte, beschlossen die Triumvirn bereits in der dritten Juniwoche, die notwendige Zeremonie der kaiserlichen Investitur auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Zwar hatten sie sofort nach Konia in Kleinasien telegraphiert, wo der seit alter Zeit mit der Ausführung der Investitur beauftragte Schech der Mehwelli (der sogenannten tanzenden Derwische) wohnte. Und dieser war auch nach Konstantinopel gefahren, um in der Ejubmoschee den neuen Sultan mit dem Schwerte Osmans zu gürteln. Aber seine Reise war überflüssig. Murad wurde nie feierlich als Padischah und Khalife bestätigt. Er war bloß, wenn man so sagen darf, als virtueller Monarch bei Midhat und seinen Freunden deponiert.

Vergebens bestand Murad, dessen Überreizung bedenklich zunahm, auf der sofortigen Anordnung der feierlichen Inthronierung. Vergebens suchte er von den Ministern seine persönlichen Anordnungen durchführen zu lassen, seinen gesetzgeberischen und administrativen Dekreten Autorität zu verschaffen. Er stieß sich an der Mauer trägen Übelwollens. Und voller Wut mußte er wahrnehmen, daß Dolma-Baghtsche, wo er wohnte, von einer kaiserlichen Garde umlagert war, die trotz seiner Vorstellungen, Befehle und Zornesausbrüche von den Ministern nicht in andere Kasernen verlegt ward. Schon war er Gefangener.

Midhat aber und seine Freunde hatten durchaus noch nicht die Hoffnung verloren, allmählich den Monarchen mürbe zu machen, ihm die Unterzeichnung ihres Verfassungsplanes abzudrängen und dann, wenn sie offiziell regierten, dem Sultan die

konstitutionelle Freiheit zu lassen, mit der er nichts hätte anfangen können.

Mahmud-Damad-Dschelaleddin, der bitter enttäuschte Mitverschworene, berichtete über diese Lage täglich nach Moslu-Oglu, wo Abdul-Hamid im Geheimen das unzerreißbare Netz spann, in dem er die mutwilligen Zerstörer des Reiches zu fangen gedachte. Zugleich wandte er sich ans Volk, wie vorher Midhat selbst es getan. Mollahs schwangen an Straßenecken und in Moscheen wütende Reden gegen die Selbstherrschaft der Minister und die offenbare Ohnmacht des Sultans. Überall erschienen an den Mauern Plakate, die in frechen Formeln besagten, es gäbe keinen Sultan mehr, und Midhat regierte unumschränkt an seiner Stelle. Die Triumvirn fürchteten von den fanatisierten Softas ebenso gestürzt zu werden, wie es mit Abdul-Asis geschehen war. Aber sie wehrten den Schlag geschickt ab. Ein italienischer Kurpfuscher namens Capoleone, der mit der Pflege des nervösen Murad betraut war, steigerte dessen Überreizung durch fortgesetzte Anwendung kalter Duschen und verfaßte, gegen eine bedeutende Geldsumme, zwei falsche Krankheitsberichte, in denen die Nervosität des Sultans als unheilbare Gehirnerweichung infolge von Alkoholismus bezeichnet war! Diese Dokumente dienten Midhat zur Entschuldigung seiner unumschränkten Machtausübung.

## EIN ENTSCHEIDENDER ZWISCHENFALL

Aber Murad unterwarf sich nicht. Am 16. Juli trat ein an sich unwesentlicher Zwischenfall ein,

der mit einem Schlage die Lage änderte, Abdul-Hamid sofort zu energischer Handlung führte und die neue Revolution vorbereitete. Murad schickte am Vormittage dieses Tages einen seiner Ordonnanz-offiziere, einen Hauptmann, mit einem fertig unterzeichneten Firman zum Kriegsminister, sagte ihm zugleich, er befördere ihn hiermit zum Major, und wies ihn an, dies dem Kriegsminister zu bestellen. Der Minister las den Firman nicht einmal, sondern schob ihn unter einen Haufen Akten. Als der Offizier darauf von seiner Beförderung sprach, geriet der Minister in heftigen Zorn und sagte:

„Sie werden befördert werden, wenn Sie an die Reihe kommen.“

Der Offizier bemerkte, es sei aber der Befehl des Sultans. Der Minister zuckte die Achseln und rief ungeduldig:

„Ghitti eteri, gheldi betteri!“

Das heißt wörtlich: „Ein schlechter ist fort, ein noch schlechterer ist gekommen.“ Damit verabschiedete er den Offizier, der sofort zum Sultan zurückkehrte und ihm alles berichtete. Murad zeigte sich äußerst aufgeregt und befahl dem Offizier nochmals ins Kriegsministerium zu gehen, die Beförderung im Namen des Kaisers umgehend zu verlangen, sowie auf die sofortige Ausführung des Firmans zu dringen. Der Minister erklärte ohne weiteres, dies sei Sache des Ministerrats, und ließ den Offizier unverrichteter Sache wieder gehen.

Es war dies eine Kriegserklärung der Midhatschen Regierung an den Sultan, die dieser ohne weiteres verstand. Am 17. Juli fand eine überaus heftige Auseinandersetzung zwischen dem Mon-

archen und dem Minister statt, nach welcher Midhat die Überzeugung gewann, daß Murad mit der Absicht umging, auch unter der größten Gefahr für seinen Thron und sein Leben, die „liberalen“ Diktatoren zu beseitigen.

## ABDUL-HAMIDS ERSTES AUFTRETEN

Drei Tage lang zögerte Midhat. Aber am 20. Juli kam ein Sendling des Thronerben Abdul-Hamid zu ihm, welch letzterer längst alles wußte. Die wesentlichen Punkte der Botschaft waren folgende: bei der gegenwärtigen Wirtschaft ginge infolge des Widerstandes des Sultans gegen die Reformpläne das Reich zugrunde; er aber als Thronerbe hätte das Recht, über das Schicksal des Landes zu wachen; er wünschte nichts sehnlicher als unter Aufrechterhaltung der Ruhe und mit der Unterstützung der aufgeklärten Minister dem Reiche endlich die nötige Verfassung zu geben; aber leider hinderte der krankhafte Zustand des Sultans alles. Abdul-Hamid stellte hiermit seine Kandidatur zum Throne auf. Am nächsten Tage versprach er, falls er Sultan würde, ohne weiteres die Midhatsche Verfassung zu unterzeichnen.

Aber Midhat war argwöhnisch geworden. Er hatte ja nicht nur mit Murad recht schlechte Erfahrungen gemacht, sondern er kannte auch Abdul-Hamid als einen äußerst intelligenten Mann, der ohne Zweifel alles über die vorige Verschwörung wußte, der sicher zu ihm kein aufrichtiges Vertrauen haben konnte, und der — wenn er erst zum Throne gelangt war — ebenso selbständig wie Murad, aber viel gescheiter als dieser, regieren würde. Mußte

er nicht überdies befürchten, daß Abdul-Hamid, bei der posthum wieder wachsenden Popularität Abdul-Asis', um die muselmanische Bevölkerung für sich zu gewinnen, die Verschwornen zur Rechenschaft ziehen könnte?

## DIE VERFÜHRUNG ZUM VERWANDTENMORDE

Alle diese Gefahren konnten nur auf eine Weise aus dem Wege geräumt werden: Abdul-Hamid mußte verschwinden. Mit geradezu teuflischer Geschicklichkeit gedachte Midhat nun diese neue Lage zur Ausführung des zweiten großen Schrittes auf seiner cäsarischen Laufbahn zu benutzen. Er konnte durch Enthüllung der hamidischen Intrige nicht nur Murad ohne weiteres wieder für sich gewinnen, sich ihm als Retter vorstellen und mit neuen Vollmachten bezahlen lassen, sondern außerdem die Ausrottung der Dynastie, ohne sich zu kompromittieren, betreiben.

Zehn Tage dauerte seine mephistophelische Arbeit. Murad glaubte leicht an die Verschwörung seiner Brüder und anderen Verwandten gegen ihn. Weniger leicht glaubte er wohl an Midhats Aufrichtigkeit. Aber die Gründe, mit denen der Minister ihn zum allgemeinen Familiengemetzel verführen wollte, trafen so vollkommen mit seinen eigenen größtenwahnsinnigen Vorstellungen zusammen, daß er bald — wenn auch vielleicht mit der großspurigen Wehmut des widerwillig Erbarmungslosen — den „schweren Schritt“ zu tun beschloß. Nicht er, nicht sein Thron, nicht sein Despotenwahn, nicht die blutrünstige, wie beim Zaren Paul

oder bei Robespierre fast unbewußte Machtsucht, trieben ihn zum Massenmordversuche, sondern die Notwendigkeit, das Reich zu retten, dem Volke einen großen Fürsten zu erhalten, dem Wohle des Volkes seine Familiengefühle zu opfern! Ihm kam sicherlich nicht die grauenhafte Komik seiner Haltung zum Bewußtsein. Ohne ihn gab es kein Heil für das Reich! Folglich mußten die, die ihn stürzen und seine Pläne zunichte machen wollten, vom Erdboden vertilgt werden!

Und sogar wenn Murads Wahn nicht genügt hätte, ihm auf dem Pfade immer größerer Verbrechen weiterzuführen, so konnte kalte egoistische Überlegung ihn ebensowohl bestimmen. Durch die vergangenen gemeinsamen Verbrechen an Abdul-Asis hielt Midhat den Sultan fest. Er brauchte nur auf Abdul-Hamids Seite zu treten, und mit Murad war es aus. Dieser also mußte, wie die Lage war, jede Bedingung des Ministers annehmen.

Welche nun auch im einzelnen die Motive des mit allen Hunden gehetzten Sultans gewesen sein mögen, so viel ist sicher, daß er die Vernichtung seiner männlichen Verwandten nach acht Tagen beschloß.

Am 3. August sandte er an alle, wie Befehle aussehende Einladungen zu einem Bankett, das am 4. August abends im Kaiserschlosse Beylerbey abgehalten werden sollte. Nicht einer der Geladenen sollte lebend den Palast verlassen . . .

## ABDUL-HAMIDS EHRENRETTUNG

Aber da geschah etwas ganz Unerwartetes, etwas in seiner Art Großartiges. Der Thronerbe Abdul-

Hamid, der seit dem Sturze seines Oheims mit wundervoller Hast ein unvergleichlich sicheres Spionagesystem organisiert hatte, wußte schon am späten Abend des 3. August, wenige Stunden nach der Einladung, was seiner und seiner Verwandten harrte. Wäre er der mordlustige oder blutrünstige Verbrecher, als den man ihn immer dargestellt hat; hätte er aus verbrecherischem Instinkte heraus, wie behauptet wird, stets die Ausrottung seiner Verwandten und etwaigen Nebenbuhler oder Mörder verfolgt: seine Haltung hätte sich in einer Minute entschieden. Er hätte sich krank gemeldet, oder besser noch, er hätte offiziell die Einladung angenommen und wäre nicht in Beylerbey erschienen.

Vielleicht hätte in seiner Abwesenheit Murad im letzten Augenblick, aus Furcht entdeckt zu sein, die Vergiftung vertagt; wahrscheinlich aber wären die anderen alle getötet worden, und er allein dem Sultan gegenüber geblieben. Jedenfalls hätte er geschwiegen, wenn ihm daran gelegen gewesen, eine Reihe von Männern aus dem Wege geräumt zu sehen, die später unter seinem Sultanat für ihn eine fortwährende persönliche Gefahr bedeuteten. Und niemand hätte es ihm vorgeworfen, da niemand es gewußt hätte.

Aber Abdul-Hamid war so entsetzt, daß er alle politischen Argumente ausschaltete. Es war — rein politisch betrachtet — sicher ein Fehler. Denn er machte mit seinem rein menschlichen Entschluß, die Opfer zu retten, sein ferneres Leben zur furchtbarsten Hölle und lieferte hiermit sein Reich, anstatt es seiner Staatstheorie nach zu entwickeln, einer Schreckensherrschaft aus, die sich durch dreißig

Jahre blutiger Wirren und zahlloser Missetaten genügend kennzeichnet. Wer nicht ahnt, was Abdul-Hamid in jener Augustnacht innerlich durchgemacht haben muß, der darf über sein späteres Schreckenssystem nicht urteilen. Und wenn Sultan Abdul-Hamid sich mit der Kulturwelt persönlich auseinandersetzen wollte; wenn ihm daran läge, daß man sein System nicht einfach verabscheut, sondern nach seinen notwendigen Ursachen versteht; wenn er beweisen wollte, daß die vielfachen Verbrechen, die später von ihm, oder öfter noch bloß in seinem Namen begangen wurden, nicht der Ausfluß eines Mördertemperaments, sondern das Ergebnis übermächtiger persönlicher Notwendigkeit waren, so brauchte er nur selbst aus seiner stummen Menschenverachtung herauszutreten und selbst zu bestätigen, was er am 4. August 1876 tat.

### DER VEREITELTE MORD

Gegen Mittag brachten vertraute Sendlinge in alle Paläste wohlversiegelte Handschreiben von ihm, in denen nichts als folgender Satz stand:

„Wer zum Bankett in Beylerbey geht, kehrt nicht lebend zurück.“

Vergebens wartete am Abend Murad auf seine Gäste. Vergebens horchte Midhat nach den Boten, die die schreckliche Nachricht bringen würden.

Als der Morgen heraufstieg, redete Murad allein in seinem Zimmer unter schreiendem Lachen und Weinen wirres Zeug, rannte wild hin und her und stürzte endlich bewußtlos zusammen. Midhat aber, in dem Entsetzen und Wut durcheinanderwogten,

fand den Mut zu einer letzten Aussprache mit dem Sultan, die ihm den Schlüssel zum Geheimnis liefern sollte. Es muß ein Bild furchtbarer Tragik gewesen sein, als die beiden sich stumm gegenüberstanden im Bewußtsein ihrer unnützen Schuld und in der Voraussicht der nahen Sühne.

Als Midhat den Sultan verließ, erklärte er den Ministern, Murads Absetzung sei geboten, denn sein Wahnsinn sei jetzt unleugbar . . . Abdul-Hamid hatte sich als der Stärkere gezeigt. Was blieb also dem Pascha anderes übrig, als sich zu ihm zu stellen? Er tat es mit der ganzen gewissenlosen Tatkraft, die ihm eigen war. Und damit gewann er seine innere Ruhe wieder.

## MIDHATS ZWEITE VERSCHWÖRUNG

Abdul-Hamid ließ ihn nach wenigen Tagen nochmals darauf aufmerksam machen, daß der Sultan wahnsinnig sei und „wüste verbrecherische Pläne aushecke“. Er zeigte damit dem Pascha an, daß er und kein anderer den Massenmord vereitelt hatte. Midhat verstand den Rat und die Drohung um so besser, als der Thronerbe zugleich schriftlich wiederholte, er sei zur Einführung der Verfassung bereit, die der kranke Sultan, auch wenn er gewollt hätte, bewußt nicht mehr geben konnte.

Mit äußerster Feinheit stellte sich Midhat nun wieder mit seinem alttürkischen Widersacher Mahmud-Damad zusammen, der ja nur auf Murads Sturz wartete, um endlich die nach Abdul-Asis' Entthronung ihm entgangene Machtfülle zu gewinnen. Midhats offener Vorschlag, Murad durch Abdul-Hamid

zu ersetzen, fand seinen freudigen Beifall; denn der Thronerbe galt nicht mit Unrecht als überzeugter Vertreter der echttürkischen Gesinnung, die wohl Neuordnung des Reiches im Sinne des Scharia, aber nicht Überpflanzung europäischer Einrichtungen auf islamitische Weltanschauung will. Und so konnte Mahmud glauben, das Versprechen der Verfassung sei bloße Finte, um Midhat zu gewinnen, aber der wahre Leiter der kaiserlichen Politik würde er sein. Der bei jedem außerordentlichen Thronwechsel unentbehrliche Schech-ul-Islam, Hairulla, der seit der Sanktionierung des vorigen Staatsstreichs Midhat nichts verweigern konnte, wurde sofort in den Plan eingeweiht. Und er machte sich anheischig, ein Fetwa, eine religionsgesetzliche Entscheidung, zu liefern, die die Absetzung eines geisteskranken Sultans empfahl.

Am 16. August fuhr Midhat offen nach Moslu-Oglu, um Abdul-Hamid die Padischahwürde anzutragen. Da es dem Auslande gegenüber gefährlich schien, Murad, dessen wahren Zustand niemand kannte, ohne weiteres zu entthronen, erklärte Midhat offiziell, es sei dem Thronerben bloß die Regentschaft angetragen worden, aber dieser habe sie unter Berufung auf den Scharia verweigert, und auf Befragen habe der Schech-ul-Islam entschieden, daß eine Regentschaft gegen den Sinn des heiligen Grundgesetzes verstoße. Da aber auch dem Auslande eine Regelung der Lage notwendig schien — es ist nicht zu vergessen, daß gerade in diesen Monaten die Türkei in den Donauprovinzen und gegen Serbien siegreich Krieg führte und die Häupter der panslawistischen Umtriebe in äußerste Verlegenheit brachte — so hielten schließlich Minister, reli-

giöse Würdenträger und fremde Botschafter einmütig die Absetzung Murads und die Thronbesteigung Abdul-Hamids für die einzig mögliche Lösung.

## ABDUL-HAMID UND DIE MÄCHTE

Nur eine der damals im Orient interessierten Mächte mußte den Thronwechsel mit Unruhe erwarten: Österreich-Ungarn. England nämlich lag ja nichts an der Person des Sultans, sondern nur an der Macht Midhats, welche England, außer vielen wirtschaftlichen Vorteilen, die Gleichgültigkeit des Padischah gegenüber seinen ägyptischen Eroberungsversuchen verbürgte. Rußland, in der Person Ignatieffs, war nicht weniger einverstanden, da Abdul-Hamid als Alttürke sich Midhats Plänen widersetzen und somit innere Schwierigkeiten schaffen mußte, die, durch ihre Rückwirkung auf die Heeresverwaltung, für den schon beschlossenen Krieg Rußland die größten Aussichten auf Sieg geben durften.

Anders aber lag die Sache für Österreich. Dieses hatte weder Midhat zum Söldling, noch konnte es für seine Ausdehnungspolitik im Balkan aus dem eventuellen Erfolge des panslawistischen Krieges Nutzen ziehen. Im Gegenteil mußte die Ausdehnung des russischen „Schutzes“ auf die Balkanslawen seinen eigenen Besitzstand und seine innere Ruhe in Frage stellen, während andererseits die immerhin mögliche innere Erstarkung des Reiches unter verfassungsmäßiger Regierung ihm den Fortschritt über die Sawa hinaus versperren konnte.

Während also Abdul-Hamid von vornherein Ignatieff und Sir H. Eliott nicht gegen sich hatte, be-

obachtete Graf Zichy eine unangenehme Zurückhaltung, deren gefährlicher Charakter noch durch das hinter Österreich bereits aufleuchtende Prestige Bismarcks verschärft ward. Bismarck hatte seit der Aussöhnung Deutschlands mit Österreich, d. h. seit der Ernennung des Grafen Andrassy zum Minister des Auswärtigen, stets die Ausdehnungspolitik Österreichs nach Südosten befürwortet, einerseits, um ihm gleichsam eine Entschädigung für die vergangenen Mißgeschicke zu bieten, andererseits aber auch, um Rußlands panslawistischen Umtrieben und der Schaffung einer für das Deutsche Reich äußerst gefährlichen großslawischen Föderation ein Gegengewicht zu bieten. Schon damals war es in Paris dokumentarisch bekannt, daß Bismarck zur österreichischen Agitation in Bosnien geraten und somit den dortigen schweren Aufstand gegen die Türkei ins Werk gesetzt hatte. Österreich, der Vordermann Deutschlands, war daher eine Macht, mit der Abdul-Hamid in erster Linie zu rechnen hatte. Die deutsch-österreichische Freundschaft mußte ihm Rückhalt gegen die in Aussicht stehenden russischen Forderungen gewähren; und wie richtig der noch nicht auf den Thron gestiegene Monarch die Lage beurteilte, ergibt sich aus der Tatsache, daß Österreich und Deutschland ihm nach dem Kriege und dem Vertrage von San-Stefano tatsächlich den einzigen praktischen Schutz angedeihen ließen. Er mußte von vornherein nicht nur die Gleichgültigkeit, sondern die Freundschaft Österreichs erkaufen.

Und dieser Gedanke führte ihn zu einem Entschluß, dessen Folgen jetzt nach zweiunddreißig Jahren noch die ganze Orientfrage beherrschen.

## ABTRETUNG BOSNIENS AN ÖSTERREICH IM AUGUST 1876

Abdul-Hamid wußte aus den Staatsakten der letzten Regierungsjahre seines Vaters Abdul-Medschid, welch großen Wert in den Augen der europäischen Mächte Bosnien für Österreich habe. Er fand nämlich die noch jetzt in den türkischen Archiven liegenden Beweise, daß im Jahre 1860 Cavour vergebliche Versuche gemacht hatte, Bosnien, das für den Sultan verhältnismäßig von geringer Bedeutung, durch Geldmittel an sich zu bringen. Der italienische Staatsmann bot zur Abtretung der Provinz bis zu einer Milliarde Franken, die eine Anleihe in Frankreich aufgebracht hätte. Es war die Zeit, da alles zur Einigung Italiens drängte; und nach der Abtrennung der Lombardei von Österreich sollte im Sinne Cavours zunächst Venezien dem piemontesischen Reiche einverleibt werden, damit wenigstens Oberitalien geeint sei. Cavour hoffte dies offenbar auf friedlichem Wege zu erreichen. So kurze Zeit nach den Niederlagen vom Jahre 1859, glaubte er, würde Österreich sich in dem Gedanken, es könnte auf die Dauer Venezien doch nicht halten, dazu herbeilassen. Sein Plan war also, Bosnien von der Türkei zu kaufen und es Österreich zum Austausch gegen Venezien anzubieten. Das tatsächliche Angebot von einer Milliarde Franken konnte sich nur so erklären, daß wahrscheinlich Österreich auf den Handel eingehen würde. Und dies zeigte an, wie große Bedeutung Österreich dem Besitze Bosniens beilegte. Cavours Plan scheiterte sofort an dem Widerstande Abdul-Medschids, und es ist selbst-

verständlich unmöglich festzustellen, wie Österreich zu der Kombination stand. Jedenfalls mußte Abdul-Hamid glauben, Österreich läge außerordentlich viel an Bosnien, und die Anstachelung der dortigen Aufstände von Wien und indirekt von Berlin aus bestärkte ihn darin. Um sich daher gegenüber den sicher bevorstehenden panslawistischen Plänen Rußlands bei den mitteleuropäischen Mächten einen Rückhalt zu sichern und ihr bei seinem Regierungsantritt so nötiges Wohlwollen zu gewinnen, machte er dem Grafen Zichy in der dritten Augustwoche Eröffnungen über seine Bereitwilligkeit, stillschweigend die Besetzung Bosniens durch Österreich zu gestatten und sie bei der ersten Gelegenheit diplomatisch ratifizieren zu lassen. Diese Gelegenheit bot sich bekanntlich später beim Berliner Kongreß.

Wie wichtig dieser — wie wir glauben — bisher unbekanntes Schritt des künftigen Sultans war, wird sich späterhin ergeben, wenn dargelegt werden wird, daß die Annexion Bosniens am 5. Oktober 1908 mit der vorherigen nach zweiunddreißig Jahren wiederholten Einwilligung Abdul-Hamids proklamiert wurde.

Leider ist es uns unmöglich, den damals schon abgeschlossenen Pakt durch die Wiedergabe offizieller diplomatischer Dokumente zu belegen. Graf Zichy hat über das natürlich sofort angenommene Angebot wenigstens offiziell nichts an türkische Behörden geschrieben; höchstens dürfte Abdul-Hamid dahingehende Belege in seinem persönlichen Besitze haben. Aber Graf Zichy hat des längeren nach Wien berichtet, und es wäre zur offiziellen Aufklärung der neuen Orientkrise im höchsten Grade

wünschenswert, daß man am Ballplatz die darauf bezüglichen Akten der Öffentlichkeit übergäbe.

Übrigens ist indirekt die von Abdul-Hamid vor seiner Thronbesteigung angebotene Abtretung Bosniens von dem kurz darauf aus London nach Wien versetzten türkischen Botschafter Aleko-Pascha, Fürsten Vogorides von Samos, bestätigt worden. Infolge fataler, aber nur zu verständlicher Nachlässigkeit in Konstantinopel war dieser nämlich über den Sachverhalt nicht aufgeklärt worden, und bei einer seiner ersten Unterredungen mit dem Grafen Andrassy hatte er das Pech, im Namen des Sultans heftig gegen die österreichische Agitation in Bosnien zu protestieren. Zu seiner äußersten Verblüffung brach Andrassy in ein — bei ihm recht seltenes — Gelächter aus und bemerkte schließlich, der Botschafter könnte unmöglich derartige Instruktionen erhalten haben, da doch der Sultan schon vor seiner Thronbesteigung sich verpflichtet habe, Bosnien an Österreich zu überlassen! Aleko-Pascha hat dem Sultan nie verziehen, daß er ihn in eine so lächerliche Lage gebracht hat. Und diesem alten Zorn verdanken mehrere Bekannte des Fürsten Vogorides die von ihm stets mit komischer Entrüstung vortragene Erzählung des albernen, aber historisch höchst bedeutsamen Zwischenfalls.

Mit Österreich war die Zustimmung aller gewonnen. Die Absetzung Murads erfolgte am 31. August 1876 unter völliger Teilnahmslosigkeit des Volkes.

Abdul-Hamids tragische Regierung begann.

## DIE IKONE GEGEN DEN HALBMOND

Je tiefer man in das Verständnis des türkischen Niedergangs eindringt, um so bedeutender erscheint das früher angeführte „Testament“ des unglücklichen Sultans Abdul-Asis. Wenn er mit nahezu verzweifelndem Mute alle Muselmanen zum Befreiungskampfe gegen die „Gelben“ aufruft; wenn er mit wundervollem Scharfsinn die Unmöglichkeit aller inneren Reform unter dem Drucke und nach dem Muster der europäischen Mächte geradezu wissenschaftlich nachweist, so klingt überall der eine nur allzu richtige Gedanke hindurch, daß alles Unglück des osmanischen Reiches, seine innere und äußere Schwäche, sein fast unaufhaltsam erscheinender Niedergang das Werk der eroberungssüchtigen Großmächte ist, die nicht etwa in ehrlichem Kampfe den Halbmond löschen, sondern ihm sozusagen Verdunklungskeime einimpfen, gegen die es kein offenes Sichwehren gibt.

Die ganze Geschichte der letzten fünfzig Jahre türkischer Staatsschwindsucht ist von Abdul-Asis damit richtig gekennzeichnet worden. Und um die Gegenwart und die Zukunft des mohammedanischen Reiches in Europa und Vorderasien fehlerlos zu bestimmen, ist es unumgänglich, diese Zersetzungskerne ihrer Natur und ihrer Entwicklung nach zu kennen, ihren sich fortwährend steigernden zerstörenden Einfluß zu verfolgen und damit dem Leiden, an dem der „Kranke Mann“ zugrunde geht, eine sichere Diagnose zu stellen.

Die russisch-orthodoxe Mikrobe hat die Hauptarbeit vollbracht. Das berüchtigte falsche Testament Peters des Großen hat hier bewiesen, wie groß der Einfluß historischer Fälschungen sein kann. Die „nationale Mission“ der Eroberung Konstantinopels, die Peter der Große seinen Nachfolgern überlassen haben soll, ist nichts als Literatur. Als die in dem angeblichen Testamente Peters des Großen aufgezählten nationalen Aufgaben formuliert wurden, unter Katharina II., nach dem Frieden von Kutschuk Kainardschi, im Jahre 1774, handelte es sich nicht um irgend welche Staatsaktionen im europäischen Sinne, sondern ganz einfach, nach rein orientalischer Manier, um ein religiöses Problem, das dem von Abdul-Asis in seinem „Testamente“ aufgestellten panislamitischen Programme verzweifelt ähnlich sieht.

Rußland war offiziell bis vor drei Jahren und ist noch jetzt in Wirklichkeit eine theokratische Organisation. Der Zar ist orthodoxer Papst und will es weiter sein, wie der Padschah in Konstantinopel muselmanischer Khalife. Aber die russische Kirche ist ihrem Ursprunge und ihren Formen nach rein griechisch. Sie ist aus Konstantinopel gekommen, und Moskau hat diese heilige Stadt nie ersetzen können. Nicht Moskau heißt im Russischen „Zarigrad“, die Stadt des Zaren, sondern Konstantinopel; und so lange im russischen Volke, mehr oder weniger bewußt, der Gedanke fortlebt, ohne Konstantinopel sei das Reich nicht vollständig — eine Idee, die trotz allen westlichen Kulturfirnisses heute mehr denn je selbst die revolutionären Parteien Rußlands beherrscht —, so

lange auch muß die nach Süden gerichtete Eroberungspolitik das oberste Dogma der russischen Politik bleiben. Und nichts — nicht einmal die ostasiatischen Abenteuer — hat, wie wir bald sehen werden, hieran irgend etwas geändert. Das rein politische Element ist stets erst in zweiter Linie in dieser Tendenz hervorgetreten. Der sogenannte Panslawismus, der auf die Vereinigung aller Slawen unter russischer Oberhoheit zielt, war zuerst rein religiös und nahm erst einen gewissen „nationalen Charakter“ an, als er sich an westlichen Nebenbuhlern stieß.

### ORTHODOXE EROBERUNGSSUCHT

Und das ist natürlich. Denn im Orient gibt es keine Nationalitäten, sondern nur Religionen, oder besser noch: Kirchen. Nicht die Völker mußten an Rußland, sondern die Kirchen an die russische Orthodoxie angegliedert werden. Und das genügte; denn da der Zar Papst der Kirche ist, mußte er damit politischer Oberherr der bekehrten Sekten werden. Daß in zweiter Linie die rein territoriale und wirtschaftliche Eroberung auch in Betracht kam, ist offenbar; der jahrhundert alte große Plan war, dem Zaren die unerschöpflichen Reichtümer des Südens und vor allen Indiens zu sichern. Und in dieser Beziehung war die Orientpolitik der Zaren stets Weltpolitik.

Was aber hätte im mystischen Sinne seiner Herrschaft dem Zaren die bloße territoriale Eroberung des Orients genutzt, wenn nicht seine Kirche dort zugleich zur Herrschaft gelangte? War es denkbar,

daß Konstantinopel russisch würde, und die griechische Kirche außerhalb der russischen, die mit ihr identisch sein sollte, bestehen blieb? Sicherlich nicht. Deshalb kam es vor allem auf religiöse Eroberung an. Diese sollte die politische nach sich ziehen. Und hiermit ist der Grundzug der russischen Zerstörungspolitik in der Türkei gegeben. Die vom Zaren unabhängige griechische Kirche hat ja ihre Anhänger fast ausschließlich in dem Ländergebiete des mohammedanischen Padischah. Diese Kirche mußte zunächst zersetzt, zersplittert, stückweise unter den Einfluß Rußlands gebracht werden. Damit konnte Rußland viele Millionen geistiger Untertanen in Feindesland gewinnen. Und schließlich bedurfte es dann wohl nur noch eines Handstreiches, um alles in die Hand des Zaren zu bringen . . . Bloß die wirtschaftliche und rein politische Nebenbuhlerschaft der anderen Mächte gab dieser russischen Methode einen nationalen Anstrich, führte sie zur „panslawistischen“ Aktion. Und seit fünfzig Jahren hat diese mehr als irgend etwas anderes zum Niedergange der Türkei beigetragen, um schließlich noch jetzt die Orientfrage zum gefährlichsten europäischen Problem zu machen.

## RUSSISCHE GEGEN GRIECHISCHE POPEN

Schon im Friedensvertrag von Kutschuk Kainardschi steht ein ziemlich dunkler Paragraph, in dem Rußland mehr oder weniger das Protektorat über alle griechisch-orthodoxen Untertanen des Sultans, insoweit sie geistlich vom ökumenischen Patri-

archen in Konstantinopel abhängen, anvertraut wird. Aber praktisch begann die Zersetzung und Eroberung der nichtrussischen Orthodoxie erst fast siebenzig Jahre später, als auf Veranlassung Nikolaus' I. und seines Kanzlers Nesselrode der Archimandrit Porphyrius Uspenski nach Syrien und Palästina geschickt ward, um dort das Terrain zu sondieren. Das Ergebnis dieser Reise waren zwei Berichte, in denen empfohlen wurde, überall möglichst die griechischen Popen durch russische zu ersetzen und außerdem den orthodoxen Arabern bedeutende Geldunterstützungen zuteil werden zu lassen. Wenige Jahre später, 1845, wurde in Jerusalem die erste russische geistliche Mission geschaffen, die während des Krimkrieges das Land verließ, aber kurz darauf in verstärkter Form zurückkam. Der energische und geschickte Bischof Zyrill Naumoff war ihr Haupt. Dieser legte alsbald für fünfzig Jahre, d. h. bis auf unsere Tage, die russische Eroberungsmethode fest. In seinem Bericht vom 22. Februar 1859 schon sagt er:

„Das wesentliche Ziel muß sein, den Griechen die drei Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem zu entreißen. Der Patriarch von Konstantinopel kann beibehalten werden. Aber Rußland darf keine Mühe scheuen, um ihm die Bulgaren zu entreißen und ihn zur russischen Regierung in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen. Außerdem sind ohne weiteres alle Geldunterstützungen an die drei anderen Patriarchate abzuschneiden, solange diese von Griechen besetzt werden.“

Das ist in nuce schon das ganze panslawistische Balkanprogramm. Aber es war damals offenbar

bloß ein kleiner Teil des Riesenprogrammes, das die russische Tatze als schweres Gewicht auf die ganze griechische Kirche legen wollte. Der Bericht des Bischofs Naumoff war ein paar Jahre zu spät gekommen. Der Krimkrieg hatte dem Ansehen Rußlands im ganzen Orient, und auch bei den dortigen Christen, großen Schaden zugefügt. In Petersburg ließ man also wohl oder übel die allzu sauren Trauben außer acht und beschloß, die ganze Kraft Rußlands auf die Balkanslawen und in erster Linie die Bulgaren zu konzentrieren.

### DIE ERFINDUNG BULGARIENS

Schon hatten hier die mystisch-politischen Slawophilen mit einigem Erfolg gearbeitet. Im Herbst 1856 waren in Tirnowo, der alten Nationalhauptstadt der Bulgaren, angeblich zur „Intelligenz“ des noch barbarischen Landes gehörende Männer zusammengekommen, um sich öffentlich über ihren griechischen Kirchenfürsten zu beklagen und zum ersten Male von einer bulgarischen Nationalität zu reden, die ihres Rassencharakters wegen nach Rußland gravitieren und in jeder Hinsicht geistlich von den Griechen unabhängig sein mußte.

Mit wunderbarer Geschicklichkeit nutzte die russische Regierung von nun an in jenen türkischen Provinzen diese „intellektuelle“ Vorarbeit der Slawophilen aus. Nichts wäre historisch interessanter, als diese Tätigkeit im einzelnen, an der Hand der russischen Geheimakten, die uns zur Verfügung stehen, zu verfolgen. Aber es kommt uns hier nur darauf an, die russische Methode, wie sie seitdem

stets angewandt worden ist, an treffenden Beispielen darzulegen. Wir zitieren also nur wenige kurze Stellen aus dem vollständigen Briefwechsel der russischen Botschafter in Konstantinopel mit ihren panslawistischen Agenten und dem Reichskanzler Gortschakoff. Sie sind in ihrer Art typisch, denn bis auf den heutigen Tag dienen sie den Petersburger Beamten und dem Botschafter in Konstantinopel als klassische Vorbilder und werden es sicher auch noch lange bleiben.

Der erste Schritt der Bulgaren zur Lostrennung von der russischen Kirche wurde auf Anstiften Rußlands im Jahre 1860 getan. Die Filialen der slawophilen Gesellschaft erkannten nämlich, „im Namen der Bulgaren“, einfach den in Konstantinopel neu gewählten Patriarchen Joachim nicht als solchen an; und Gortschakoff lieferte ihnen in drei Sprachen und in zahllosen Exemplaren ein „Manifest“, in welchem über die ganze Organisation der griechischen Kirche unflätig geschimpft wurde. Die interessantesten Vorwürfe, die schon recht hübsch die Tendenz der Unternehmung kennzeichnen, gingen dahin, daß die griechischen Priester nicht Bulgarisch verständen (das Bulgarische war damals nichts weniger als eine Literatur- oder gar Kultursprache), und daß alle fetten Pfründen niemals Bulgaren, sondern stets fremden echten Griechen anheimfielen.

Zwei Richtungen herrschten jedoch unter den zur Trennung drängenden Bulgaren. Die einen gedachten sich an Rom anzuschließen, die anderen wollten eine unabhängige Kirche. Die Union mit Rom mißlang. Die Lage der wenigen unierten Bulgaren ward übrigens auf Befürwortung der fran-

zösischen Botschaft in Konstantinopel bald geregelt: der Sultan gab ihnen ohne weiteres ein besonderes Statut, das ihnen eine selbständige Zivilgemeindeförderung sicherte.

Zugleich hatte der ökumenische Patriarch eine Encyclica erlassen, die gegen die Trennung der Bulgaren protestierte. Der russische Botschafter aber hoffte schon einen Meisterhieb führen zu können, und verlangte vom Sultan Abdul-Medschid für die nichtunierten Griechen ein ähnliches Unabhängigkeitsstatut, wie die unierten es erhalten hatten. Der Sultan, der die russischen Pläne mit ihren für die Integrität des Reiches gefährlichen Folgen nur zu klar durchschaute, wies jedoch das Ansinnen aufs energischste zurück. Sofort wuchs die Agitation. Auf Anstiften des russischen Botschafters verfaßten die anonym im Namen ihrer teilnahmslosen Landsleute redenden Bulgaren in Konstantinopel eine äußerst unverschämte Erwiderung gegen die Encyclica und setzten darunter zum ersten Male die Unterschrift: „Unterzeichnet in der nationalbulgarischen Kathedrale zu Konstantinopel.“

### RUSSISCHE HETZARBEIT

Nach tunlicher Bestechung durch Rußland schlossen sich nun die beiden angesehensten bulgarischen Prälaten, Hilarion und Auxentius, die bisher mit dem Papst in Verbindung gestanden hatten, der Nationalbewegung an. Die griechische Kirche hielt sofort unter dem Vorsitz ihrer vier Patriarchen eine Synode ab und exkommunizierte die beiden Abtrünnigen. Aber schon war es zu

spät. Mit Gewalt war nichts mehr gut zu machen. Nach vierzehn Tagen nahm der ökumenische Patriarch unter russischen Drohungen die Exkommunikation zurück und ermahnte väterlich die Bulgaren, sich mit einigen unwesentlichen Konzessionen zu friedenzugeben.

Fünf Jahre lang suchte das Patriarchat und mit ihm die türkische Regierung die Bulgaren in die altgriechische Kirche zurückzuführen. Aber jedesmal, wenn sie nachgaben, steifte die russische Botschaft den Bulgaren den Rücken, und jedesmal, wenn die Bulgaren versöhnlicher gesinnt waren, steigerte der Patriarch seine Ansprüche.

Das Ende vom Liede war, daß 1866 die ersten slawischen Aufstände und zwei Jahre später auch Parteigängerkämpfe zwischen Griechen und Bulgaren in Mazedonien ausbrachen.

Sultan Abdul-Asis sah diesen Verwicklungen noch ruhig zu. Die russische Regierung begann im Gegenteil, ihr tückisches Spiel kräftiger zu entwickeln. Öffentlich nämlich riet sie den Bulgaren, die Versöhnungsbedingungen der Griechen anzunehmen, aber hinter dem Rücken des Sultans stachelte sie sie zu immer wilderem Widerstande an. Schließlich aber wurde die Lage dem Sultan doch allzu unangenehm. Er wollte, wie wir schon im ersten Kapitel sahen, den russischen Argwohn in Hinsicht auf eine spätere kriegerische Auseinandersetzung einschläfern, und so entschloß er sich am 10. März 1870, die Streitfrage durch ein Machtwort zu lösen. Er gab den Bulgaren das Recht, von den Griechen unabhängige Zivilgemeinden zu gründen. Jedoch ließ er die Kirche in ihrer Einheit bestehen.

Die Griechen waren unzufrieden, und nach kurzer Zeit freudiger Erregung auch die schleunigst von russischen Agenten bearbeiteten Bulgaren. Der Großvezier Ali-Pascha versuchte nochmals eine Ausöhnung, aber auf der russischen Botschaft abgefaßte schmähende bulgarische Protestschriften zwangen schließlich den griechischen Bischof, im Namen seiner Würde, seinerseits die friedliche Lösung zurückzustößen und tief verletzt am 23. Juni 1871 seinen Posten zu verlassen.

### IGNATIEFFS MANIER

Der Charakter der russischen Intrige zeigt sich zur Genüge in folgendem vertraulichen Handschreiben des Grafen Ignatieff an den russischen Botschafter in Wien. Es ist von Pera, den 4. März 1871, datiert.

„Die so interessanten Aufklärungen, die Eure Exzellenz mir über die Beziehungen des Fürsten von Montenegro zu unserem Konsul in Ragusa gegeben hat, machen mir das größte Vergnügen. Unsere Freunde in Petersburg müssen nun den Unterschied zwischen den Herren Jonin und Petrowitsch sehen und endlich begreifen, daß wir beim Fürsten Nikolaus einen fähigen Beamten haben müssen, dessen elegante und freundliche Manieren uns die Zuneigung aller gewinnen.

„Die Einzelheiten, die Sie mir über Ihre Beziehungen zu Khalil Bey und über dessen intime Verbindung mit dem famosen sächsischen Staatsmann liefern, wundern mich nicht im geringsten. Ich kenne Ihren türkischen Kollegen seit langen

Jahren. Früher, als er noch nicht daran dachte, ein großer Mann zu werden, war er ein Freund Rußlands, soweit dies überhaupt einem Osmanen möglich ist. Seit er Petersburg verlassen und sich politisch mit Mustapha Fasyf zusammengetan, hat er seine früheren Freunde vollständig im Stich gelassen und beehrt uns nur noch mit seinem Haß. Es ist also ganz natürlich, daß er in Wien sofort bei Herrn von Beust gut angeschrieben war. Dieser, der ein offener Feind des Slawismus ist, konnte für seine Intrigen keinen aufmerksameren Mitarbeiter finden, als Kalil Bey. Traurig ist bloß, daß Ihr türkischer Kollege, während er die Gefahr vermeiden will, gegen uns intrigiert und damit sein Land einem nahen Abgrund zuführt.

„Dank der Starrköpfigkeit der Griechen und der Hartnäckigkeit der Patriarchen ist nun endlich die Scheidung zwischen den Bulgaren und den Griechen unvermeidlich geworden. Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich zugeben, daß ich eine Zeitlang ernstlich die Aussöhnung fürchtete, aber da der Patriarch nicht nachgeben wollte, hat sich die Sache so zugespitzt, daß alle Anstrengungen Ali-Paschas ergebnislos bleiben müssen. Jetzt also heißt es mit doppelter Eile vorgehen. Wenn der Vezier die Demission des Patriarchen annimmt (was fast sicher ist), so muß die Ernennung des neuen Prälaten mit einer Adresse gefeiert werden, in der die Bevölkerung Thraziens, Mazedoniens, Bosniens und der Herzegowina nationale Bischöfe verlangen. Mit diesem System gewinnen wir bei jedem Patriarchenwechsel ein paar weitere Diözesen. Ich habe schon in diesem Sinne nach

Adrianopel und nach Monastir geschrieben. Ihr Komitee muß in Bosnien und in der Herzegowina ebenso verfahren.

„Haben Sie die neuen strategischen Karten der westlichen Provinzen der Türkei erhalten? Nach den Berichten unserer „Forscher“ sind wir in der Meinung der Bevölkerung schon ein gutes Stück vorwärts gekommen, und sogar die Muselmanen sollen uns zu unserem Emanzipationswerke Beistand leisten wollen. Gott sei Dank, geht alles gut ab; aber noch vergnügter werde ich sein, wenn ich den Befehl in der Tasche habe, meine Pässe zu verlangen . . . Ignatieff.“

Ein Jahr später schon hatte es Ignatieff zur vollständigen Trennung der bulgarischen von der griechischen Kirche und damit zum dauernden Kampfe zwischen den beiden wichtigsten Bevölkerungsgruppen der europäischen Türkei gebracht: Der Einfluß Rußlands in den Nordprovinzen war absolut, und innerer Unfrieden schwächte das ganze Reich.

## RUSSISCH-JERUSALEM

Die griechische Kirche und die türkische Regierung waren bitter enttäuscht. Um sich wenigstens irgendwie an Rußland zu rächen und den russischen Einfluß im fernerem Orient zunichte zu machen, erklärte eine Synode zu Jerusalem den dortigen russenfreundlichen Patriarchen Zyrill als schismatisch und verlangte seine Absetzung, die nicht nur vom Patriarch, sondern auch vom Sultan ratifiziert ward. In Rußland brach über diese Ver-

weisung des moskowitzischen Söldlings aus der heiligen Stadt eine tragikomische Erregung aus. Der berüchtigte Prokurator des russischen Synods drängte auf Anraten Ignatieffs zu einer energischen Protestkundgebung, die aber zugleich auch praktischen Nutzen bringen sollte. Rußland schnitt allen orthodoxen Klöstern und sonstigen Einrichtungen in Syrien die bis dahin reichlich gespendeten Mittel ab und stellte zur Wiederaufnahme der Zahlungen die schlaue Bedingung der vorherigen Einrichtung einer, ebenso wie die bulgarische, vom ökumenischen Patriarchen unabhängigen arabischen Kirche. Dies war offenbar ein weiterer Schritt zur Zerstückelung der griechischen Kirche und eine ausgezeichnete Vorbereitung zu späteren politischen Forderungen zu einer Zeit, in der die Aufteilung des türkischen Reiches in Ignatieffs Gedanken schon ausgeführt war. Aber zum Verdruß des Diplomaten lief die Sache nicht so glatt ab, wie er es wünschte.

Er zeigte zunächst seinen neuen Schachzug in folgendem Briefe vom 26. November 1872 seinem Wiener Kollegen an:

„Ich habe Ihnen kürzlich von den Intrigen unserer ‚lieben Glaubensgenossen‘ geschrieben. Erst haben die Phanarioten ihren Patriarchen dazu gehetzt, seine wütenden Blitze gegen die Slawenwelt zu schleudern, und nun wollen sie sogar den ehrsamem Prälaten, der so würdig den Patriarchenthron in Jerusalem ziert, aus der Kirche werfen! Sie sind außer sich vor Vergnügen, da sie in dem famosen Khalil-Scherif einen ebenbürtigen Bundesgenossen finden, der den ausgezeichneten Plan ausgeheckt hat, alle Güter des Patriarchen Zyrill in

Konstantinopel zu sequestrieren! Natürlich habe ich gegen diese neue Probe griechisch-türkischer Gerechtigkeit meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Ich habe sofort an Zyrill geschrieben, er solle die Araber veranlassen, gegen die ungesetzliche Entscheidung der griechischen Synode in Jerusalem zu protestieren. Zugleich habe ich nach Petersburg geschrieben, und ich hoffe, man wird endlich meinen alten Plan ausführen und einfach das bedeutende Eigentum, das die Jerusalemer Kirche in Rußland besitzt, provisorisch konfiszieren . . .

„Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, ist der Ministerwechsel, den jedermann beim Beiramfeste erwartet. Unser Freund A., und die gute V. S. (Valide-Sultane, Mutter von Abdul-Asis) arbeiten kräftig. Wenn wir Erfolg haben, wird Byzanz in seinen Mauern wieder ein Milet Baschi sehen, und der griechische Patriarch wird von neuem seine Hand ausstrecken, um das panslawistische Geld zu erbetteln.“

Vierzehn Tage später, am 9. Dezember, war Ignatieff noch viel unmutiger. In seinem neuen Briefe nach Wien ärgert er sich zunächst über die „ungarnfreundliche Haltung“ Khalil Beys und macht sich über die österreichische Politik lustig, die er als „faulen Witz“ bezeichnet. Dann sagt er:

„Die Festigung der Stellung Khalils hat zur nächsten Folge neue heftige Angriffe der Griechen auf den Jerusalemer Patriarchen und den bulgarischen Exarchen. Was speziell den ehrwürdigen Zyrill betrifft, so ist seine Lage äußerst schwierig. Wenn die Pforte seine Absetzung ratifiziert, so wird

die Synode sofort einen neuen Patriarchen wählen, und damit verlieren wir unsere Rechte auf das Heilige Grab! Um dieser Kathastrophe aus dem Wege zu gehen, habe ich an P. C. und Y. geschrieben, sie sollten sofort die Bevölkerung in Syrien und Palästina geschickt bearbeiten und die Errichtung einer unabhängigen arabischen Kirche betreiben, die Zyrill dann zum Haupt erwählen würde!“

### IGNATIEFFS HELFERSHELFER

Dasselbe Schreiben enthält einen zwar nicht unmittelbar auf diese Angelegenheiten bezüglichen Passus, der aber in anderer Hinsicht äußerst interessant ist.

„Khalil hat mit seiner kirchlichen Agitation noch nicht genug. Er hat etwas anderes ausgeheckt, das einen Begriff von seiner Freundschaft zu uns gibt. Die Nachricht von dem Raube der Post in Rustschuk hat ihm die feine Idee eingegeben, ausschließlich die Bulgaren dafür verantwortlich zu machen und diese nun Seiner Majestät als die gefährlichsten Staatsverräter darzustellen. Sie können sich kaum vorstellen, wie unangenehm mir die Sache ist. Dank der Dummheit unseres M . . . , so stellt sich heraus, hat einer unserer politischen Agenten in Rustschuk an dem Raube teilgenommen. Wenn die türkische Polizei dieses Subjekt verhaftet, so haben wir Enthüllungen zu befürchten, die uns sicherlich den allergrößten Schaden zufügen müßten. Es wundert mich sehr, daß ein so vernünftiger Mensch wie M.

unserer Sache ein Individuum verpflichtet hat, dessen Vorleben er nicht kannte. Diese unverzeihliche Dummheit muß uns wenigstens zur Lehre dienen. Ich meinerseits habe schon davon profitiert und sofort allen unseren Konsuln den energischsten Befehl gegeben, fortan ohne meine vorherige ausdrückliche Autorisation mit niemand mehr zum Zwecke der Mitarbeit bei unserer Agitation in Verbindung zu treten.

„Ich habe erfahren, daß Khalil dem Mehemet-Ruschdi vorgeschlagen hat, den nur zu berühmten professionellen Galgenvogellieferanten Midhat nach Sofia zu entsenden, wo dieser den Vorsitz der Untersuchungskommission führen soll. Wir haben also in naher Zukunft mit neuen Heldentaten dieses furchtbaren Henkers zu rechnen, der auf keinen Fall die herrliche Gelegenheit verpassen wird, einige hundert unglückliche Ghiaurs zu ihren Vätern zu versammeln!

„Sehr dankbar bin ich Ihnen für Ihre interessanten eingehenden Nachrichten über den tschechischen Nationalkampf. Wie schade ist es aber, daß neue Judasse diese im Prinzip so edle Bewegung wieder gemeinen Machenschaften ausliefern! Leider hat das Beispiel Sabinas Nachahmer gefunden, die nun die heiligste der Angelegenheiten elend kompromittieren.“

## MACHENSCHAFTEN IN SYRIEN

Zwar sollte die von Ignatieff so geschickt in Syrien und Palästina in Szene gesetzte religiöse Frei-

beuterei nicht zum Ziele führen. Aber in Erwartung künftiger Möglichkeiten, die sich gerade jetzt immer deutlicher am allslawischen Horizonte zeigen, ist seit dreißig Jahren die Lostrennung des heiligen Landes von der griechischen Kirche unaufhörlich mit größtem Eifer betrieben worden. Ungeheure Summen sind von Rußland seit dem Berliner Kongreß in dem ganzen weiten Ländergebiete von russisch Transkaukasien bis zur Grenze Ägyptens ausgegeben worden. Trotz der bald sich immer energischer entwickelnden Orientpolitik des deutschen Reiches, trotz der anscheinend endgültigen Besetzung Ägyptens durch England blieb der Gedanke des russischen Protektorats, der russischen „Expansion“ über die Ostprovinzen des Osmanenreiches und bis an das Ufer des Suezkanals lebendig. Denn konnte nicht dort vielleicht gegen den schlimmsten Feind des Zarentums, gegen England, der tödliche Schlag geführt werden?

Die russischen Machenschaften haben hier stets denselben Charakter gezeigt wie im Balkan und anderwärts; und sie sind noch bis heute überall das geblieben, was sie vor mehr als dreißig Jahren gewesen. Nach dem Berliner Kongreß, als der großbulgarische Traum von England und Deutschland vorerst in nüchterne Wirklichkeit verwandelt war, richteten sich die orthodoxen Bemühungen zunächst mit Vorliebe auf die Länder, die damals von den Mächten nur oberflächlich überwacht wurden: auf Syrien und Palästina.

Die alte slawophile Gesellschaft hauchte ihr Leben sozusagen mit einer letzten famosen Schöpfung aus. Ihre kaum zerstreuten Mitglieder gründeten 1882

unter dem Vorsitze des früheren Generalkonsuls in Konstantinopel, des Herrn Chitrowo, die russische Palästina-Gesellschaft, die alsbald den unglücklichen Muschiks unter wahrer Kreuzfahrtpropaganda von willfähigen Popen ihre letzten Kopeken erpreßte, die dann verschwenderisch zur Stärkung der russischen Orthodoxie im heiligen Lande ausgegeben wurden. Nichtoffiziell wurde die Gesellschaft sowohl von der Regierung als auch von allen zaren-treuen Provinzverwaltungen reichlich unterstützt. Der Zar ward ihr „Protector“, die Großfürsten Ehrenpräsidenten. Die Geldmittel wurden in wenigen Jahren so groß, daß Großfürst Sergius es schließlich einträglich fand, die Verwaltung in seine Hand zu nehmen, die Gesellschaft zur „Kaiserlichen“ und sich zum Vorsitzenden ernennen zu lassen, um dann allerdings alljährlich die mühselig gesammelten Millionen nicht fürs heilige Grab, wohl aber für seine sprichwörtlich gewordenen Orgien auszugeben.

Pobiedonoszeff fand nichtsdestoweniger immer noch Geld genug, um die Unternehmung im Osten nicht einschlafen zu lassen. Einzelheiten dürften hier überflüssig erscheinen. Solowieff, in seinem 1901 erschienenen Werke über „Das Heilige Land und die Palästina-Gesellschaft“; Pobiedonoszeff in seiner Rede bei Eröffnung einer Sitzung des Synods im Jahre 1902; Erzbischof Wladimir von Moskau in seiner Synodalrede von 1903 und schließlich, nach den mandschurischen Niederlagen, die wieder wie vor alters wütend anwachsende Propaganda Solowieffs geben darüber genügenden Aufschluß. So greulich kam den Russen nach dem Japankriege die noch immer mächtig fortbestehende Organisation

der außerrussischen Orthodoxie vor, daß Solowieff in der bekanntlich offiziösen Hauptzeitung, den „Moskowskija Wiedomosti“, Ende 1906, allen Ernstes vorschlug, Rußland müßte die mohammedanische Propaganda im Orient unterstützen und die griechische Kirche durch Bekehrung der syrischen Christen zum Islam zerstören! Sogar die zarenfeindlichen Parteien im neuen Rußland stehen innerlich diesen Tendenzen nur zu nahe. Um sich Popularität zu sichern, sind sie genötigt, echte Nationalisten, echte Panslawisten zu werden, und der Zarenregierung nicht etwa ihre ungeheuerlichen äußeren Abenteuer im allgemeinen vorzuwerfen, sondern sie bloß mit der Vernachlässigung der alten „nationalen Aufgabe“, der Zerstörung des mohammedanischen Reiches im Süden, den mehr denn je orthodox, echt-russisch denkenden Volksmassen verdächtig zu machen!

### POLITISCHE POPEN IM BALKAN

Wenn so im fernen Osten der tückische Kampf der Ikone gegen den Halbmond — in dessen schützendem Schatten das griechische Patriarchat fortlebte — auch unter schlimmsten anderen Fährnissen weiterwütet, so ist es nicht zu verwundern, daß auch auf der „Straße nach Konstantinopel“, auf dem „Wege zur See“, zwischen Bulgarien und dem Mittelmeer, der orthodoxe Panslawismus niemals Halt gemacht hat. Die politischen Machenschaften Rußlands gegen Griechen und Türken in Mazedonien, die großbulgarischen Bestrebungen, die unmittelbar nach dem mandschurischen Krieg wieder innere

Kraft gewannen, haben den Religionskrieg, oder wenigstens die religiösen Vorwände zu immer frecherem Druck auf den Sultan und zu immer listigerem Widerstande gegen den nebenbuhlerischen Einfluß der anderen Mächte nicht unnütz gemacht.

Zwar handelt es sich in dieser neuen Phase orthodoxer Machenschaften nicht mehr um Bekehrung Andersgläubiger, sondern um Schaffung politischer und sogar militärischer Zentren in einem Lande, das man, wie vor dreißig Jahren, zur vollständigen Aufteilung reif hält.

Die wichtigste und interessanteste dieser orthodoxen Festungen in Feindesland ist ohne Zweifel der Berg Athos, jene felsige, hoch aus dem ägäischen Meere aufragende thrazische Halbinsel, die seit uralter Zeit nur Klöster und Mönche griechischen Glaubens beherbergt hat. Nicht nur uralte religiöse Überlieferung hat zahllose russische Mönche dorthin geführt und die Zarenregierung zur Zahlung riesiger Unterstützungen an die dortigen Klosterverwaltungen veranlaßt, sondern vor allem die geographische und strategische Lage des Berges. Denn er ist eine uneinnehmbare Festung und bildet gleichsam die Endstation auf der Bahn des Großbulgarentums. Fällt er in panslawistische Hände, so ist es mit der türkischen Herrschaft in Europa aus. Wird er bulgarisch, so wird es auch alles Land zwischen dem Meere und der Donau. Wird er russisch, so gelangt der Zar zu seinem großen Ziele: dem Tore zum Mittelmeer, und zugleich in den baldigen Besitz der „Zarenstadt“ Konstantinopel. Denn Athos beherrscht die Meeresstraßen vom Bosphorus nach Saloniki.

## DER BERG ATHOS RUSSISCHE ZITADELLE

Was Wunder, daß die Russifizierung des Mönchsberges vielleicht dem Zaren noch näher am Herzen lag als zum Beispiel die der Ostseeprovinzen? Im Jahre 1872 schon machte Ignatieff den heiligen Berg zu einem nationalen und militärischen Vorposten Rußlands, was sich aus der folgenden chiffrierten Depesche des panslawistischen Zentralkomitees an den russischen Konsul in Saloniki vom 26. November 1872 ergibt.

„Das Zentralkomitee hat die Ehre, Ihnen auf Befehl Seiner Kaiserlichen Hoheit unseres Allergnädigsten Präsidenten (des nachmaligen Zaren Alexanders III.) mitzuteilen, daß unsere Agentur auf dem Berge Athos in ein Organisationskomitee umzuwandeln ist.

„Dies Komitee hat folgende Aufgaben:

„1. Im Kloster Russikon hat es ein Waffen- und Munitionsdepot anzulegen.

„2. In Mazedonien, Thrazien, Bulgarien und Altserbien hat es durch vertrauenswürdige Sendlinge Bücher und Geld verteilen zu lassen, der slawischen Sache neue Anhänger zu verschaffen und Freiwillige zum patriotischen Kampf anzuwerben.

„3. Es hat auf dem Berge Athos russische und bulgarische Kolonien anzulegen, um diese ganze Gegend in eine rein slawische Örtlichkeit umzuwandeln. Zu diesem Zweck sind ausnahmslos alle Mittel anzuwenden, um im Verlaufe weniger Jahre den Griechen alle Klöster und Grundstücke zu entreißen, die sie dort noch besitzen.

„Das Organisationskomitee wird jährlich 50 000

Rubel zur Verfügung gestellt erhalten, deren Verwendung von der Kaiserlichen Botschaft in Konstantinopel kontrolliert werden wird.

„Die Direktion des Komitees ist hiermit dem Kaiserlichen Konsul zu Saloniki anvertraut, dem vorgeschrieben wird, von nun an wenigstens die Hälfte jedes Jahres auf dem Berge Athos zuzubringen. In seiner Abwesenheit wird den Vorsitz der Ehrwürdige Vater Hieronymus führen, dem wir drei von Ihnen empfohlene Mönche als Adjunkte begeben: die Väter Makarius (Russikon), Benjamin und Stephan (Lawra).“

Seitdem ist die russische Herrschaft auf Athos, wenn auch nicht so schnell, wie es dem Konsul vorgeschrieben war, unumschränkt geworden. Diese friedliche Eroberung eines äußerst wichtigen strategischen Punktes war weder den außerrussischen Griechen, noch vor allem den Nebenbuhlern Rußlands, und am wenigsten England und Österreich, entgangen. Sie protestierten des öfteren in Konstantinopel und Petersburg. Aber am Bosphorus mußte man die Achseln zucken, da die innere Verwaltung des Athos seit Jahrhunderten autonom gewesen war; und in Petersburg erreichte man nichts als die Veröffentlichung einiger Broschüren, in denen unter großem Aufwande an salbungsvollen Redensarten leider ganz genau alle die Tatsachen (von denen niemand damals Genaueres wußte) widerlegt waren, die in der zitierten Depesche stehen.

Die wenigen griechischen Mönche, die noch bis jetzt auf Athos haben bleiben dürfen, leben von russischem Gelde und spielen sozusagen den Wandschirm, hinter dem der panslawistische Charakter

der russischen Besetzung verborgen bleiben soll. Waffen, Munition und Geld sind stets in Hülle und Fülle vorhanden. Und — sonderbarer Zufall — es will scheinen, als ob die beneidenswerten materiellen Lebensbedingungen auf Athos ausschließlich Männern im besten Mannesalter geboten werden, von denen nicht wenige von Bekannten als — Militär-anwärter agnosziert worden sind . . . Noch immer wird Athos durch Vermittlung des Konsuls zu Saloniki von Petersburg aus regiert. Mehr denn je ist der Berg die stärkste Zitadelle, die den Slawen in der Türkei zur Verfügung steht. Und zugleich ist er gewissermaßen der mächtige Magnet, der die Slawen zum Mittelmeere zieht. Seine Rolle in dem unausbleiblichen Schlußdrama wird bedeutend sein. Popen und Mönche werden zeigen, daß sie mit Geschützen zielen und Magazingewehre handhaben können. Und Leute im Priestergewand werden, wie es die orientalische Lehre vom Zarentum — sei es russisch oder bulgarisch — verlangt, am hohen Gestade die slawische Fahne hissen, die zugleich das Versinken des byzantinischen Kreuzes und des Stam-buler Halbmonds in die Fluten des griechischen Meeres bedeutet.

### MÖNCHSPOSTEN IN THRAZIEN

Aber Athos allein, obwohl in jedem Kriege unerschütterlich, genügt nicht. Es steht zu einsam und von den slawischen Bergen im Norden ist mit ihm über die feindliche Ebene keine Verbindung möglich. Da wurden mit schlauer List Marksteine slawischer Eroberung über die Ebene verstreut. Der

Saloniker Konsul, der richtiger: Generalgouverneur der Athosfeste hieße, verhehlte jahrzehntelang den Griechen die schlimmen Befehle, die einst Ignatieff ihm hatte geben lassen. Stets nahm er tückisch die griechischen Athosmönche gegen die Russen in Schutz. Bei den häufigen Streitszenen zwischen den groben mönchisch verkleideten Unteroffizieren des Zaren und den griechischen Priestern behielten nach jeder Klage diese recht; und jedesmal wurden die Russen empfindlich, aber mit Nutzen bestraft. Hunderte von ihnen wurden allmählich aus den Athosklöstern „verbannt“ und zur Strafe in den griechischen Klöstern Thraziens „interniert“, wie die russischen Akten besagen. Aber nirgends natürlich waren sie „gefangen“; sie waren einfach versetzt, und ihre Strafe bestand in der Verpflichtung zu spionieren, die griechischen Kollegen propagandistisch zu bearbeiten, und nicht selten auch, zum Schutze gegen muselmanischen Mörderbanden, die der Botschafter in seinen panslawistischen Halluzinationen vielleicht leibhaftig sah, in die nichtrussischen Klöster Munition und Waffen einzuführen, welche im Notfalle kräftig gegen den Feind des Glaubens zu führen, sich die russischen „Internierten“ ihren Kollegen gegenüber großmütig erboten. Einem letzten Übelstande wird wohl bald abgeholfen werden: Nachrichten müssen bis jetzt von einem zum anderen Punkte mühsam durch Boten gesandt werden: das moderne Rußland wird gut tun, seine erobernde Kirche in die Geheimnisse der drahtlosen Telegraphie einzuweihen. Schon gibt es Heliographen. Aber nur an der wichtigsten, verwundbarsten Stelle, um Zarigrad, um Konstantinopel selbst. Denn wenn Athos die große

Zitadelle bleibt, so mußte doch in Ansehung der ganz modernen Verhältnisse mit frommer Tradition gebrochen werden. Denn der Entscheidungskampf, in dem Herr Kuropatkin beweisen möchte, daß er bei Mukden die Niederlage gewollt hat, um Rußlands Kraft auf die alte fromme nationale Aufgabe zu lenken, der große Triumph des Zaren muß in oder vor Konstantinopel errungen werden. Und dazu sind alle Vorbereitungen nach dem Muster der Organisation auf Athos getroffen.

### KONSTANTINOPEL UNTER RUSSISCHEN KANONEN

An historischer Stelle, hoch über San-Stefano, wo Rußland den in Berlin rückgängig gemachten Sieg über den Halbmond schriftlich festlegen ließ, erhebt sich die Festung, die heute oder morgen Stambul beschießen und damit beherrschen kann. Dort liegen auf rundem Hügel die Hunderte von Leichen derer begraben, die damals die Türkei bis zu Konstantinopels Toren eroberten und die slawische Macht bis ans südliche Meer ausdehnten. Wer den Ort besucht, sieht wenig Lebendige. In einer Senkung zwischen den Kuppen des Hügels steht die Totenkirche, deren moskowitische Kuppel allein unten in der Ferne, in der Riesenstadt, sichtbar ist. Aber unter der Kirche und den Gräbern der Gefallenen, in den Flanken des Hügels erstrecken sich unterirdisch weite Räume. Sie sind im Laufe der Jahre von Arbeitern gegraben worden, die aus Rußland geschickt waren, die niemals die nahe Stadt aufsuchten und nach getanem Werk unmittelbar in

ihre nördliche Heimat wieder zurückbefördert wurden. Einige dieser Räume, deren Besichtigung man neugierigen Besuchern nicht verweigern zu dürfen glaubte, sehen wie Grabkapellen aus, die frommes Gedenken den toten Helden weihte. Reiche Ornamente schmücken die Wände, und religiöse Bilder deuten die Bestimmung des Ortes an. Aber in Wirklichkeit sind die Wände kahl. Die Arabesken, die symbolischen Zeichnungen sind nicht auf den Stein gemalt. Italienische und russische Kunsthandwerker haben sie auf Leinwand ausgeführt. Keiner davon hat jemals die von ihnen geschmückten Räume betreten. Ihre bemalte Leinwand wurde geschickt über die Wände gespannt. Am großen Tage können sie schnell entfernt und in Sicherheit gebracht werden. Aber Sparsamkeit hat sicher nicht zu diesen falschen Fresken geraten . . .

Andere Räume — links vom Eingang — werden nie von Fremden betreten; der montenegrinische Wächter verbietet den Zutritt und hat wohl selbst nicht die Schlüssel. An der meterdicken Umfassungsmauer des Ortes bemerkt man nur winzige Fensterchen, die nicht nur wie Schießscharten aussehen, denn sie sind es auch. In den unterirdischen Hallen stehen Kanonen. In den Kammern liegen Tausende von Gewehren und Haufen von Munition . . .

Im Westen erstreckt sich ein See, der das „Mausoleum“ gegen jeden Sturm von dort aus verteidigt.

Weit entfernt, jenseits von Stambul, am Bosphorus, liegt über der Stadt der Palast der Botschaft, von wo aus seit vierzig Jahren das Osmanenreich langsam mit tödlichem Netze umstrickt wird. Von dort

wird bei Sonnenschein mit Spiegeln und nachts mit farbiger Riesenlampe zur tückischen Festung vor San-Stefano gesprochen, und vielleicht ersetzen schon jetzt elektrische Wellen die Lichtblitze. Ein Wort vom Botschaftsschlosse kann die Riesenstadt von Europa trennen, denn unter dem russischen Hügel zieht sich die einzige Eisenbahn hin, die die Hauptstadt mit Saloniki und der übrigen Welt verbindet. Der „Friedhof“ ist gleichsam eine furchtbare Bombe, die über der Türkenstadt schwebt. Wo aber sind die Soldaten, die hier endlich dem Padschah seine heilige Stadt zerstören können? Die Kasematten sind leblos. Ein paar Popen und alte Soldaten nur wohnen dort oben.

Nicht weit jedoch von der Festung, die niemand kennen soll, erhebt sich das große russische Priesterseminar, in dem ein Hundert junger Popen nicht Stellvertreter Gottes, sondern auch Soldaten des Zaren zu sein lernen. Eine weite russische Kolonie legt sich rings um diese Stätte russischer „Kultur“. Und man betrachte sich diese Pioniere der moskowitzischen Macht. Die jungen Popen sehen verzweifelt martialisch aus, und die Dorfleute haben die wesentliche Eigenschaft des Muschik — nämlich die: schmutzig, nachlässig und blöde dahinzuvegetieren — vollständig verloren. Irgend eine geheimnisvolle Macht hat sie in kraftstrotzende, aufgeweckte, stramme Kerls verwandelt. Sie alle haben ihre Militärzeit noch nicht lange, oder überhaupt noch nicht hinter sich. Innerhalb einer halben Stunde können sie oben auf dem Hügel sein, die Kanonen bedienen und die Gewehre holen; innerhalb zweier Stunden braucht von der Eisenbahn

und den Telegraphendrähten an dieser Stelle nichts übrig zu bleiben. Sie sind die geduldigen Wächter, die die Ausschiffung der russischen Truppen sichern und die Stadt Konstantins zur Stadt des Zaren, zu Zarigrad, umtaufen sollen . . .

Sechstausend russische Mönche in verschiedenen Klöstern sehen ihnen ähnlich und horchen auf jeden Befehl der Botschaft.

Noch weiter jenseits von Stambul und dem russischen Palaste zu Bojukdere — dem am weitesten nach dem Schwarzen Meer, zur russischen Flotte vorgeschobenen Vororte der Stadt — am Eingang des Bosphorus liegen weitere russische Häuser mit Signalapparaten, die wohl bald von hier nach Sebastopol werden telegraphieren können. Seit siebenundzwanzig Jahren ist diese Stelle nicht mehr von türkischen Kriegsmaschinen verteidigt. Zwar stehen überall große Kanonen. Aber ihre Verschlüsse fehlen. Abdul-Hamid, der seit der furchtbaren Augustnacht des Jahres 1876 nur zu wohl wußte, daß Kronprätendenten vorm Verwandtenmord nicht zurückschrecken, der ebenso wohl wußte, daß die — wie immer von England mit Geld und guten Worten unterstützten — Feinde des Padischah und Khalifen zur Erreichung ihrer für das Reich verderblichen Ziele keine Gewalttat scheuen, Abdul-Hamid hat in einem Anfall panischer Angst die Verteidigungsanlagen kampfunfähig gemacht, da sie zur Zerstörung seiner Residenz dienen konnten. Er öffnete damit dem Erbfeinde den Weg, der bis jetzt noch nicht von den nun mit England und Rußland zugleich wirtschaftenden Jungtürken versperrt ist.

So darf man heute ohne Übertreibung sagen,

daß vom Eingang des Schwarzen Meeres bis weit ins Marmarameer hinein, über ganz Konstantinopel hinweg, Rußland eine Reihe von Machtzentren besitzt, die im entscheidenden Augenblick sich als strategische Stellungen ersten Ranges erweisen müssen. Der Zar darf sich virtuell am „nationalen Ziele“ glauben. Und wenn er im fernen Osten elend in seinen Machtansprüchen zurückgeschlagen ist, so kann er sich damit trösten, daß er durch die lange geduldige Tätigkeit seiner Popen und ihrer Häupter schließlich seine Ikone, wenn nicht in, so doch über „Zarigrad“ hat aufpflanzen können, von wo sie eines Tages nach Stambul in die Hagia Sophia herniedersteigen werden, wenn nicht westliche Gegner gegen die Macht der moskowitzischen Theokratie entscheidende Schläge zu führen wagen.

## Viertes Kapitel

### ABDUL-HAMID

Abdul-Hamid konnte während seiner langen und in mehr als einer Hinsicht tragischen Regierung dem tückischen Vordrängen der Popenherrschaft unmöglich widerstehen. Innere und äußere Gründe haben ihn vom ersten Tage seines Sultanats bis heute gefesselt. In seinem weiten freiwilligen Gefängnis zu Yildis-Kiosk hat er sich mit unerhörter, in ihrer Art bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit gegen die nie ruhenden Angriffe seiner Feinde im Osmanenreiche und draußen zu verteidigen gehabt. Sein dreißigjähriger Krieg gegen die Mörder, die er fürchten, und die ausländischen Mächte, die er Schritt vor Schritt in ihrer Zerstörungsarbeit aufhalten mußte, hat entsetzliche Zwischenfälle, zahllose Verbrechen, furchtbare Verschwörungen und den absoluten Stillstand jeder Entwicklung der inneren und äußeren Machtfülle des Sultanats mit sich gebracht. Abdul-Hamid ist der verhaßteste Herrscher, über den die sogenannte Kulturwelt und die in ihrem Kielwasser mitschwimmenden Orientalen seit Jahrhunderten gelästert haben. Nur zu oft aber hat man über dem tragischen Anblick der Tatsachen die noch tragischeren Motive vergessen — was für Männer wie den choralsingenden Gladstone ziemlich unchristlich ist. Zu oft hat das Interesse am Zerfall eines anscheinend eroberungsreifen Landes das Urteil über die Taten dessen gefälscht, der in abschreckendem Bilde — gleichwie in alten Zeiten der heilandtötende Jude und der papstfeind-

liche Sarazene — die westlichen Völker zum neuen Krämerkreuzzug begeistern sollte.

Abdul-Hamid ist sicher entsetzlich, aber er ist auch unglücklich. Nicht nur persönlich; die persönliche Stimmung eines einzelnen, sei er auch Padschah, Zar, Kaiser oder Papst, hat mit dem Urteile der Geschichte nichts zu tun. Aber er ist auch unglücklich in seinem staatsmännischen Handeln. Und die Ursachen dieses nicht mehr persönlichen, sondern sozialen Unglücks müssen aufgedeckt werden, damit man den Mann und mit ihm den Anblick seines dreißigjährigen Kampfes erfaßt. Psychologisch ist von vornherein sicher, daß kein Mensch — selbst ein halbtoller nicht — ohne zwingendste Gründe eine unumschränkte Macht über viele Millionen Menschen geflissentlich zu ihrem und seinem eigenen Unglück ausübt. Es ist unmöglich — auch wenn keine Dokumente vorlägen, die es mit Tatsachen beweisen — daß Abdul-Hamid mit Willen eine Sachlage geschaffen haben sollte, die ihn und sein ganzes Volk, wenn man so sagen darf, zu gegenseitigen, mit Todesstrafe bedrohten, Gefangenen gemacht hat. Sicher ist, daß er aus inneren oder äußeren Zwangsursachen nicht anders handeln konnte, als er es getan. Und es erübrigt nur zu untersuchen, ob es ein hassenswertes Temperament ist, das ihn bis zum letzten Punkte der Schreckensherrschaft geführt hat, oder Dinge, die ihn mit Gewalt, persönlich oder im Widerstreit mit seiner Staatsidee, zum Abscheu der westlichen Völker gemacht haben. Und bei näherer Beobachtung stellt sich heraus, daß dieser Mann, dessen ungewöhnliche Intelligenz, dessen geradezu genialer Blick für viele

Dinge unlegbar ist, recht eigentlich in die Klasse der Geister gehört, die stets das Gute wollen, aber das Böse schaffen, denen von äußeren Eindrücken sozusagen der Gesichtswinkel verrückt und die gerade Sehlinie verkrümmt worden ist, und die in ihrem Innersten, unter den schrecklichen Reaktionen, die äußerer Zwang in ihnen auslösen, entsetzlich leiden.

### EIN ALBANESISCHER HISTORIKER

Abdul-Hamid ist fast unbekannt. Nahezu alle über ihn — meist von bestochenen Freunden und Feinden — angeführten Tatsachen sind gefälscht. Und nichts ist schwieriger, als unparteiisch ihm und seiner Politik gerecht zu werden. Als Einleitung zu unserer Darstellung seiner Herrschaft, die zum mindesten das eine für sich hat, den Dingen auf den Grund zu gehen und von keiner Leidenschaft beirrt zu sein, glauben wir nichts Besseres geben zu können als eine kurze, uns auf albanesisch in die Feder diktierte Darstellung einiger wesentlicher Momente der hamidischen Regierung, deren Autor, einen freisinnigen, der verfassungsmäßigen Regierung zugehörigen albanesischen Fürsten, wir einstweilen nicht nennen dürfen, da er gerade jetzt in seinem Lande von den Jungtürken mit Meuchelmord bedroht wird. Dieser ausgezeichnete Mann hat jahrelang als erster Mitarbeiter Hilmi-Paschas in Mazedonien zur Aufrechterhaltung der Ruhe bei der mit englischem und russischem Gelde verhetzten Bevölkerung mehr als irgend ein anderer getan und ist stets in alle Angelegenheiten des kaiserlichen Hofes

und der Hohen Pforte eingeweiht gewesen. Er hat in türkischer Sprache eine mit vielen unbekanntem Staatsakten belegte groß angelegte Geschichte Abdul-Hamids verfaßt; doch wurde ihm im September 1908 das Manuskript dieses Werkes, dessen Titel „Analytische Geschichte der Regierung Abdul-Hamids“ lautete, durch einen ungeheuerlichen Gewaltstreik der Jungtürken entrissen. Die folgenden, nicht nur geschichtlich, sondern auch anekdotisch höchst interessanten Sätze stellen die Zusammenfassung einiger Kapitel dieses Werkes dar. Wir führen sie in möglichst wortgetreuer Übersetzung an, um ihnen ihren psychologisch wie literarisch eigentümlichen Beigeschmack zu lassen.

#### ABDUL-HAMID UND DER LASTTRÄGER

„Abdul-Hamid ist Padischah.

„Um den Geisteszustand des ganzen Volkes kurz nach seinem Regierungsantritt zu zeigen, dürfte hier eine Episode aufklärend wirken.

„Eines Tages erhob sich in der Abgeordneten-kammer eine lebhaftige Diskussion über die schwierige Frage, die revolutionären bewaffneten Banden in Bosnien, der Herzegowina und Altserbien zu unterdrücken.

„Beweiskräftige Geheimakten, die entdeckt worden waren, hatten schlagend dargetan, daß Rußland der eigentliche Urheber dieser Aufstände war. Daher sprach man in der Kammer offen von der Notwendigkeit, Rußland mit Krieg zu bestrafen. Aber Abdul-Hamid erklärte den Ministern und dem Kammerpräsidenten Wafik-Pascha, er hielte es für nötig, vorerst den Frieden nicht zu stören, sondern

mit kriegerischen Unternehmungen zu warten, bis die infolge doppelten Staatsstreiches und großer Unordnung in den Verwaltungen geschwächten Land- und Seekräfte auf ihre frühere Höhe gehoben seien.

„An einer Abordnung der Kammermitglieder hatte ein gewisser Rassim-Effendi teil. Nach der Erklärung des Sultans erhob sich dieser und sagte kühn:

„Eure Majestät fürchten den Krieg, und Eure Majestät vergessen, daß Ihr Urgroßvater Ihnen durch Krieg diesen Thron gesichert hat.“

„Abdul-Hamid war über den Ausspruch um so stärker verwundert, als der Redner niemand anderes war als der Vorsitzende der Lastträgergilde von Konstantinopel! Er erhob sich und sagte stolz:

„Ich bin der Neffe des Sultans Mahmud. Ich fürchte den Krieg nicht, und weniger denn je, wenn es sich um das Wohl meiner Untertanen handelt. Aber ich habe mich dem Plane sofortigen Krieges widersetzt, weil er jetzt für das Reich gefährlich wäre. Da jedoch die Majorität Ihrer Aller zum Kriege zu raten scheint: nun, so soll man ihn versuchen. Und mein Haupt wird dort liegen, wo die Füße meiner Soldaten stehen.“

„Und die Jungtürken haben gesagt, der Sultan beugte sich und kröche zu Kreuze vor den Drohungen eines pöbelhaften Lastträgers!

## DIE PERSÖNLICHE REGIERUNG

„Was konnte ein junger Sultan aber tun, der innerhalb dreier Monate zwei Herrscher hatte stürzen sehen, und nun, da er das Parlament persönlich leitete, sich von einem Lastträger beschimpfen lassen

mußte? Es war vielleicht wenig patriotisch, aber sicher durchaus menschlich, daß er nun versuchte, alle Macht in seiner Herrscherhand zu konzentrieren. Aber von diesem Augenblicke an entwickelte sich, mit der Konzentration aller Regierungsgewalt in der Hand des Sultans, die Barbarei im ganzen Reiche. Damals war erster Sekretär und einflußreichster Vertrauter des Herrschers, Kutschuk-Said-Pascha, d. h. Said der Kleine.

„Wer weiß nicht, was Said der Kleine gewesen? Später einmal erzählte mir ein Landsmann, ein albanesischer Gardeoffizier, der an der Zimmertür des Sultans stand, wie Abdul-Hamid ihm eines Tages diese Worte ins Gesicht schrie:

„Du bist der Verbrecher, nicht ich! Du allein bist schuld wenn ich Übles getan! Als du mein Sekretär warst, wolltest du alle Gewalt im Palast konzentrieren. Als du Großvezier warst, wolltest du alle Gewalt der Hohen Pforte geben. Du allein bist schuld, wenn ich dazu gelangt bin, in meiner Hand alles zu halten und im Reiche der einzige Handelnde zu sein.“

## DER BEGINN DES SPITZELWESENS

„Der Krieg war vorbei. Von ihm sprechen wir nicht. Und wir erzählen nicht die Fehler und ver-räterischen Verbrechen, die ihn illustrierten. Es genüge das Wort anzuführen, das Tolstoi später einmal — bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges — darüber schrieb: ‚Trotz aller zahllosen in Konstantinopel verausgabten Bestechungsmillionen war Rußland dicht vor dem Verlust des Krieges.‘

„Während des Krieges zog Abdul-Hamid aus dem Dolma-Baghtsche-Palaste nach Yildis-Kiosk, wo bis dahin nur ein Landhaus stand, und baute ringsum Schlösser und Kasernen. Sobald er sich dort eingeschlossen hatte, wurden ihm fortwährend Nachrichten, Berichte und Anschuldigungen zugetragen, und so wurde das furchtbare Spionagesystem eingeweiht, das dann das ganze Reich bis ins Mark vergiften sollte. Kutschuk-Said war noch immer sein Sekretär.

„Die Versuche Ali-Suavis, den internierten Sultan Murad zu befreien — Umtriebe, über die der Sultan zeitig unterrichtet ward — bewiesen ihm die Nützlichkeit der Spionage. Und nun flossen auf die Spione reichlich Titel, Stellen und Orden nieder. Bis damals waren Titel und Orden überall im Reiche hoch angesehen. Aber von jenen Tagen an haben sie jeden Wert verloren.

### ABDUL-HAMID VOLKSERZIEHER

„Wir müssen trotz aller Anfeindungen sagen, daß, von Beginn seiner Regierung an, Abdul-Hamid stets die Ansicht ausgedrückt hat, ohne die allgemeine Verbreitung des Unterrichts könnte dem Reiche kein Heil erstehen. So gründete er denn auch Hunderte von Schulen und kümmerte sich ständig um alle Unterrichtsfragen.

„Aber die Liberalen, oder wie wir sie richtiger bezeichnen müssen, die Anhänger des internierten Murad hatten die fixe Idee, Abdul-Hamid absetzen zu müssen, um an seine Stelle Murad wieder einzusetzen.

## DIE JUNGTÜRKEN

„Liberale nur dem Namen nach, nicht aber in Wirklichkeit! Denn die Freiheit kann nicht einfach durch Ersetzung eines Sultans durch einen anderen erreicht werden, sondern ausschließlich dadurch, daß man den Sultan dazu veranlaßt, sie selbst zu beobachten und von allen wechselseitig beobachten zu lassen. Und schließlich — was konnten denn diese falschen Liberalen überhaupt von der freiheitlichen Gesinnung des abgesetzten Murad wissen, wo dieser während ganzer dreier Monate Regierung mit einem allmächtigen freiheitlichen Minister (Midhat) durchaus gar nichts für die Freiheit getan hatte?

„Meine Ansicht über diese Leute ist: Wenn die sogenannten Liberalen, anstatt bloß an den Herrscherwechsel zu denken, ihre ganze Kraft und allen ihren guten Willen aufgeboten hätten, um überall an der Entwicklung des Volksunterrichts mitzuarbeiten, die der Sultan selbst aufs tatkräftigste zu betreiben versuchte; dann wären die zahllosen Tausende von Opfern, die in Verliesen, in den Fluten des Meeres, in fernen wilden Gegenden, im glühenden Sande der Wüsten zugrunde gehen mußten, gerettet worden. Und die heilige Freiheit wäre sofort errungen gewesen. Oder wenigstens, hätten wir sie nicht ganz erreicht, so wäre doch im Laufe der Jahre die Türkei ein Kulturland geworden.

„Die Idee der Freiheit also war vollständig aus dem schwachen Hirn der Jungtürken entschwunden. Und es blieb darin nur Platz für die krankhafte Zwangsidee vom Sturze des Sultans. Abdul-Hamid, der die unterirdische Arbeit der Liberalen kannte,

durfte also nicht mehr daran denken, das Reich nach seinem Willen und seinen Ideen zu entwickeln. Sondern er konnte nur noch den einen Gedanken verfolgen, sich selbst erfolgreich zu verteidigen. Und das Zahnradgefüge der Verteidigungsmaschine, des ungeheuren Spionagesystems, wurde mit jedem Tage komplizierter, griff in alle Erscheinungen des öffentlichen und häuslichen Lebens ein, ließ nichts im Lande mehr frei, lief wie eine ungeheure feurige Zunge in schlangenhaften Windungen über das Reich, um mit seinem giftigen Hauche alles zu versengen, die Schuldigen wie die Guten, kraftstrotzende Bäume wie welke.

## WILHELMS II. ERSTER BESUCH

„Inzwischen war ein großer Teil des Reiches an Feinde verloren worden: Thessalien, Serbien, Bulgarien, Montenegro, Tunesien, Ägypten und so fort. Die Hohe Pforte hatte kein Arbeitsobjekt mehr. Alle Geschäftsleitung war ihr entrissen, derart, daß nunmehr eine Stelle bei ihr nichts anderes mehr war, als ein einträgliches Geschenk an einen beliebigen Freund. Europa ließ sich Ruhe und doktorte nicht mehr so stark am ‚Kranken Manne‘ herum. Und der Sultan, der sich von Beginn seiner Regierung an zu Rußland freundlich, zu England feindlich und zu den anderen indifferent verhalten hatte, kümmerte sich kaum um die äußeren Angelegenheiten des Reiches.

„So kam das Jahr 1889 heran und mit ihm der erste Besuch des deutschen Kaisers in Konstantinopel.

„Der Besuch erregte im ganzen Reiche großes Aufsehen, und Wilhelm II. empfing dabei eine große Zahl kostbarer Gaben, mit denen er höchst vergnügt nach Berlin heimfuhr. Wir wissen nicht, welche Geschenke Wilhelm II. seinerseits brachte. Jedenfalls spendete er viel guten Rat, der speziell in der Militärverwaltung den wunderbaren Erfolg gehabt hat, daß seitdem die Offiziere den Schnurrbart in der Form ‚Es ist erreicht‘ trugen.

## DIE ARMENISCHEN GREUEL

„England hatte bis dahin noch öfters versucht, die Freundschaft des Sultans zu gewinnen. Aber als man in London von dem Besuche Wilhelms und seiner Freundschaft zu Abdul-Hamid erfuhr, stellte sich Britannien ein für allemal auf feindliche Seite: Und so erhob sich plötzlich aus dem Nichts die armenische Frage; Revolutionskomitees, unterirdische Propaganda, Dynamitattentate, politische Morde, zwei Revolutionen in Konstantinopel, und vor allem Hinlenken der Aufmerksamkeit — nicht etwa des weiter ruhig dahinschlummernden türkischen Volkes, sondern des Hofes — auf die Armenier, die bisher stets als Lieblingkinder des Türkenreichs betrachtet und behandelt worden waren.

„Durch die Schuld einiger weniger bestochener Fanatiker und Hallunken mußte nun bald das ganze armenische Volk, das früher im osmanischen Reiche, fast das herrschende war, da es die meisten hohen Stellen und die größten Reichtümer besaß, von seinen Nachbarn mit den paar Verbrechern, die zu ihm

gehörten, identifiziert werden, und unter den schrecklichen Verfolgungen und Gemetzeln leiden, vor denen Europa in Entsetzen erstarrte.

„Wir müssen uns vorurteilslos fragen: hatten denn die Armenier irgend welche Gründe, verfolgten sie irgend welche verständlichen Zwecke, besaßen sie irgend welche Vorwände, um in Konstantinopel eine Revolution anzuzetteln? Sicherlich nicht. Denn in Konstantinopel waren sie höchstens einer gegen zwanzig und sie durften nicht die geringste Hoffnung hegen, sich der Stadt als eines ihren revolutionären Handstreichs offen stehenden Manöverfeldes zu bedienen, und schließlich konnte man ihnen doch wirklich nicht gestatten, den Palast der ottomanischen Bank mitten in der Hauptstadt in eine revolutionäre Festung zu verwandeln.

„Das größte Unglück bei ihrer verwerflichen Unternehmung aber war, daß die Häuptlinge, die die Unruhen hervorgerufen, persönlich unter dem Schutze der Ausländer, die sie bezahlt hatten, unversehrt gerettet wurden, während zahllose Unschuldige sich an ihrer Stelle jammervoll dahingemorden lassen mußten. Und wer weiß nicht, daß die Zahl dieser unglücklichen Opfer der Revolutionäre und der britischen Provokatoren sich noch verdoppelt oder verdreifacht hätte, wenn nicht ehrliche, entsetzte Muselmanen, in Übereinstimmung mit dem heiligen Gesetz, unzählige Armenier in ihren Häusern und in ihren Moscheen vor den tödlichen Knüppeln Kutschuk-Saids geschützt hätten?

„Diese Gemetzel haben nicht nur die Armenier fürchterlich mitgenommen, sondern auch der türkischen Regierung entsetzlichen Schaden gebracht.

Sie hatten nämlich zur unmittelbaren Folge nicht nur einen äußerst nachhaltigen Stillstand des ganzen wirtschaftlichen Lebens und vor allem des Handels, der zum großen Teil in armenischen Händen war, sondern auch die Auswanderung sehr vieler reicher Armenier, Großhändler und Finanzleute, die sich in alle möglichen fremden Länder zerstreuten, sich in Ägypten, Westeuropa und sogar in Amerika niederließen, und die nie wieder zurückgekehrt sind. Der türkische Fiskus hat dadurch jährlich wenigstens zehn bis fünfzehn Millionen Franken an Steuern eingebüßt! . . .

## WILHELM II. UND DIE ARMENIER

„Und da erscheint auf dem Plane plötzlich wieder Wilhelm II., der den Sultan gegen die reichsbedrohenden Wutausbrüche der armenischen Freunde in westländischen Regierungen in Schutz nimmt, seine Haltung gutheißt und aus dem plötzlichen Verfall des armenischen Handels und der armenischen Finanz Nutzen zieht, indem er an die Stelle der getöteten und ausgewanderten armenischen Großhändler deutsche Firmen setzt. Bloß ist hierbei nicht zu vergessen, daß dies wohl den Handel wieder beleben, nicht aber den Schaden, den die Regierung erlitten, wettmachen konnte. Die Türkei hat daraus keinen Vorteil gezogen, denn die Deutschen brauchen keine Steuern zu bezahlen.

## DER GRIECHISCHE KRIEG

„Bald danach brach der Krieg mit Griechenland aus, in welchem es sich bloß um die türkische Herr-

schaft oder die Lostrennung der Insel Kreta handelte. Die Türkei siegte, aber Kreta ging ihr nichtsdestoweniger verloren . . . Und von der Kriegsentschädigung, die sich auf fünf Millionen türkischer Pfunde belief, erhielt sie nur eine halbe Million, während der ganze Rest zur Bezahlung der alten noch nicht abbezahlten Kriegsentschädigung an Rußland beschlagnahmt ward.

## WILHELMS II. ZWEITER BESUCH

„Wilhelm II. also kommt zum zweiten Male in die Türkei.

„Der Sultan läßt zu seinem Empfange eigens im Parke von Yildis-Kiosk ein prächtiges Schloß errichten. Und der Sultan läßt einen künstlerischen Brunnen für Wilhelm schaffen, den dieser bei seiner Abreise, wie vorher schon ausgemacht war, den Türken schenkt. Und auf den Brunnen läßt Abdul-Hamid auf seine Kosten die folgende Inschrift setzen:

„Der wahrhaftige Freund Seiner Majestät des Sultans Abdul-Hamid, die prachtvollste Zierde einer Dynastie von Cäsaren ist Kaiser Wilhelm II., welcher zum Gipfel der Seligkeit aufgestiegen ist. Deutscher Kaiser, unvergleichlicher Fürst, ist er gekommen, den Padischah der Osmanen zu besuchen; er hat seinen Fuß auf den Boden Konstantinopels gesetzt und damit der Stadt neue Schönheit verliehen. Dieser Brunnen ist errichtet, um die Erinnerung an diesen Besuch zu verewigen. Das klare Wasser, das ihm entfließt, ist das Bild von der Reinheit der Freundschaft der beiden Herrscher.“

„Aber die ‚Seligkeit‘ des Herrschers und seine Macht hinderten nicht seine Sparsamkeit. Denn als auf der Hauptstraße nach Ejub sein Roß allzu ungestüm tänzelte, und er von einem griechischen Straßenverkäufer ein Stück Zucker für das scheu gewordene Tier verlangte, griff er zwar in die Tasche, steckte aber den zufällig in seiner Hand erscheinenden Medschidje wieder ein und gab, nach einigem Suchen, seiner kaiserlichen Gunst durch Überreichung eines Zweipiasterstückes Ausdruck.

### ABDUL-HAMIDS DEUTSCHENFREUNDSCHAFT

„Zu dieser Zeit waren die Jungtürken in Westeuropa schon sehr stark und zeigten, daß sie geheimnisvolle mächtige Unterstützung hinter sich hatten. Das merkte man vor allem bei ihrem Kongresse zu Genf. Murad Bey, der frühere Direktor der Staatsschuldenverwaltung und Direktor der Zeitung ‚El-Misan‘ (die Wage), hatte allmählich durch vielfache Machenschaften Europa der jungtürkischen Sache gewonnen und von verschiedenen Regierungen im Westen die Zusicherung kräftiger — nicht nur moralischer — Hilfe erlangt.

„Unter diesen Umständen fühlte sich der Sultan im höchsten Grade beunruhigt und sah für sich kein anderes Heil mehr, als in der Freundschaft mit Deutschland. Und dies zeigt den westlichen, angeblich freiheitlichen, Regierungen zur Lehre, daß sie, daß Frankreich und England, den Sultan Abdul-Hamid dem deutschen Kaiser in die Arme getrieben haben.

„Und nun organisiert die türkische Regierung

überall im Reiche eine mächtige Propaganda, die zur Folge hat, daß überall nur noch von deutschen Waren geredet wird und deutsche Waren gekauft werden.

## JUNGTÜRKENMORAL

„Als so erst einmal die Unterstützung des deutschen Kaisers sicher war, konnte der Sultan sich ernstlicher und mit größerem Mute um die verderbliche Agitation der Jungtürken kümmern. Gerade wie schon vor zwanzig Jahren beschäftigten diese sich durchaus nicht mit einer Propaganda, die die Einführung freiheitlicher Neuordnung zur Folge haben konnte, sondern dachten wie früher ausschließlich an die Absetzung des Sultans und die Einsetzung eines anderen, den sie gefügiger glaubten. Und wozu führte dies beim Volke? Das Volk, das nach wie vor dem Sultan zugetan war, sah in ihnen nichts anderes als von Ehrgeiz Verblendete oder (noch häufiger) Bestochene.

„Und bald geschahen Dinge, die nur zu oft diese Meinung als richtig darstellen mußten. Sendlinge, Söldlinge des Sultans, mischten sich unter die vermeintlichen Liberalen. Vielfacher Verrat unter diesen begann. Hunderte der vermeintlich Überzeugungstreuen kamen aus der Verbannung nach Konstantinopel zurück, wo ihrer fette Pfründen, schöne Orden und auch direkte Geldunterstützungen harreten. Aus diesem Grunde gerieten die Jungtürken schnell im ganzen Reiche bei dem ehrlichen Volk in Verruf. Und so kommt es, daß die kürzliche Revolution

ganz abseits vom Volke ausgeführt wurde, nämlich nur von ganz wenigen Jungtürken, denen es leicht gelang, eine große Zahl seit langer Zeit unbezahlt gebliebener Offiziere und Soldaten mit sich zu reißen. Wer wird sich also wundern dürfen, daß das ehrliche Volk, das wohl Freiheit will — aber nicht falsche Freiheit — unter der Bedrückung durch eine einzige Partei dieser schon bald nicht mehr folgen und die Jungtürken wie frühere machtlustige Intriganten fortfeigen wird?

„So hatten durch die Schuld einer Menge von Scharlatanen die wirklichen Liberalen schrecklich zu leiden. Sie waren gleichsam von einem Netze von Verrat und Hinterhalt umstrickt und wurden somit eigentlich bloß ein Werkzeug der Schlaunen, die sie benutzen, um dem Sultan Angst einzujagen und ihm Geld abzuerpressen.

„Das Spitzelwesen war auf diese Weise geradezu zu einer sozialen Institution geworden und zeigte sich als ein offizieller und recht einträglicher Beruf, den mit Vergnügen zahllose sogenannte Jungtürken ergriffen. Und wenn bei der Revolution niemand gewagt hat, gegen gewisse offenbar unehrenhafte türkische Würdenträger wie z. B. den Pariser Botschafter Munir-Pascha vorzugehen, so liegt dies einfach daran, daß diese Leute — vor allem gerade der noch immer straflose Munir-Pascha — Tausende von Berichten von Tausenden von spionierenden Jungtürken besitzen und durch deren Veröffentlichung die ganze jungtürkische Bewegung unsterblich lächerlich und rettungslos verachtenswert machen können.

## KONZESSIONEN AN DEUTSCHLAND

„Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zum Besuche des Kaisers Wilhelm zurück.

„Er kam unter großer Volkserregung an, versprach dem Sultan jede nur mögliche Unterstützung in allen Gefahren und suchte seinerseits zum Lohne davonzutragen, was er nur konnte. Als er aber von Abdul-Hamid den Firman verlangte, der ihm die Konzession der Bagdadbahn geben sollte, widersetzte sich dieser wichtigen Entscheidung mit aller Energie der Schwager des Sultans, Damad-Mahmud-Pascha. Denn die englische Regierung hatte diesem einen Vertrag unterzeichnet, in dem sie ihm eine Belohnung von zwei Millionen Pfund Sterling für den Fall versprach, daß er die Ausstellung der Konzession an Deutschland verhinderte und sie England zuführte. Dieser Zwischenfall ist die Ursache der alsbaldigen Flucht Damad-Mahmud-Paschas ins Ausland, wohin ihn sein Sohn, Prinz Sabaheddin, begleitete, welcher letzterer jedoch stets die Fahne der Freiheit hochgehalten hat.

„Wilhelm II. begnügte sich jedoch nicht mit den Konzessionen, die seine Nation damals erhielt. Er verweigerte nicht die Annahme zahlloser Bronzen, alter künstlerischer Waffen, kostbarer Stoffe, die ihm in den kaiserlichen Schlössern aufgefallen und dort seine offenbare Bewunderung erregt hatten.

„Eines Tages drückte er den Wunsch aus, das Grab Alexanders des Großen zu besichtigen, das im Kaiserlichen Museum zu Stambul eifersüchtig bewahrt wird. Seine Exzellenz Hamdi-Bey, der Direktor des Museums, ein Gelehrter und Kunst-

kenner ersten Ranges bekam einen furchtbaren Schreck bei dem Gedanken, daß der Sultan dem Kaiser die Übersendung dieses wundervollen Kunstwerkes nach Berlin versprechen könnte. Im letzten Augenblick hatte er einen geradezu genialen Einfall. In der Nacht vor dem Besuch ließ er auf und um das Kunstwerk herum riesige Stöße alten Holzes und alter Steine schichten, so daß es aussah, als werde der ganze Raum gerade repariert. Als der Kaiser kam, sagte ihm Hamdi-Bey mit gut gespielmtem Ernst, daß das berühmte Grab eigentlich nur noch ein Haufen alter Steine ohne rechten künstlerischen Wert sei, dessen Authentizität außerdem mit größtem Rechte angezweifelt würde. Er bedauere lebhaft, daß gerade vor einiger Zeit mit der Restaurierung des Werkes begonnen worden sei, so daß es nicht besichtigt werden könne. Zugleich aber versprach er, sofort nach Beendigung der Arbeiten einen Abguß davon nach Berlin zu senden . . .

## ABDUL-HAMIDS VOLKSWIRTSCHAFTLICHE PLÄNE

„Die Freundschaft mit dem deutschen Kaiser also war groß. Aber während der schlimmen folgenden Jahre, als in verschiedenen Provinzen die Wirren wütheten, konnte dem Sultan der Freund wenig nützen, und Abdul-Hamid hatte damals in seinen Beziehungen zu fremden Mächten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nichtsdestoweniger setzte er seine energischen, uneigennütigen und klugen Bestrebungen fort, das Volk zu erziehen und ihm größeren Wohlstand zu sichern. Aber seine

Bemühungen, das Land zu bereichern, stießen sich an der tiefen Unwissenheit der Bevölkerung.

„Er wollte seinen Untertanen die Wege zu besserer Ausnutzung ihrer Hilfsmittel zeigen. Er legte großartige Versuchsfelder und musterhafte Ackerbauverwaltungen an, die dem Volke zum Vorbilde dienen sollten. Aber das Volk wollte es nicht verstehen und schenkte dem Beispiel keine Beachtung. Er ließ auf seine Kosten große Mengen Kupfersulfat, zur Rettung der Weinstöcke und anderer Pflanzen vor Krankheiten, kommen und sie den Bauern unentgeltlich zur Verfügung stellen. Aber diese wollten es gar nicht. Und einige, die sich etwas davon holten, um den Beamten gefällig zu sein, warfen es unbenutzt fort. Die Ernten wurden so schlecht eingebracht, daß alljährlich fast die Hälfte des Ertrages aus Nachlässigkeit und Unkenntnis verloren ging. Aber auf die vom Sultan angeordneten aufklärenden Vorstellungen antworteten die Bauern stets mit den Worten: ‚Atallardan kalma.‘ Das heißt: ‚So haben es die Vorfahren gemacht.‘

„Mir hat einer meiner Freunde, ein freisinniger Albanese erzählt, man habe einmal einen Ackerbau-professor, einen ausgezeichneten, ehrlichen und aufopferungsfähigen Mann nach Konia in Anatolien geschickt, um dort den Bauern ein besseres Verständnis ihrer Einnahmemöglichkeiten beizubringen. Aber dieser Professor wurde von den Bauern feindlich empfangen und mußte bald erfolglos wieder zurückreisen. Warum? Er trug den Fez. Aber er trug um diesen nicht den Turban gewickelt. Und so erschien er den Bauern als ein Feind des Islam, ein Feind des Volkes, ein verbrecherischer Ver-

führer und mußte alle Versuche zur Erziehung der Bevölkerung aufgeben. So also war das Volk geliebt.

## DIE WAHRE PFLICHT DER BEAMTEN

„Und doch sind aus diesem Volke die Beamten hervorgegangen und dann wieder aus diesen Beamten die Jungtürken. Nun, wenn diese Männer, anstatt fortwährend gegen die Handlungen des Sultans zu protestieren, im Gegenteil die wohlwollenden Wünsche des Sultans befolgt hätten, so hätten sie, ein jeder in der Gegend, aus der er kam und in der er großes Ansehen genoß, dem Volke ungeheuer viel nützlicher sein können, als mit ihren umstürzlerischen Theorien.

„Wieviel sie in dieser Beziehung hätten leisten können, kann man aus dem Beispiel des berühmten Izzet-Pascha ersehen. Dieser ist sicher ein Räuber ersten Ranges; jeder kennt seine ungeheuren Diebstähle und Erpressungen, wie zum Beispiel die von ihm erreichte Auszahlung von anderthalb Millionen Franken von der Firma Ansaldo für die Bestellung einiger Panzerschiffe bei dieser Fabrik. Trotz solcher enormer Räubereien aber ist dieser allgemein verabscheute Mann seiner Heimat, Syrien, und im besonderen den Städten Damaskus und Beirut außerordentlich nützlich gewesen. Denn er hat ihnen mit dem Bau von Eisenbahnen und mit dem Errichten von öffentlichen Gebäuden, Irrigationsanlagen und ähnlichem zu größerem Reichtum verholfen.

## ABDUL-HAMIDS LEUTSELIGKEIT

„Der Sultan war seinen Beamten übrigens aufrichtig zugetan. Sein Liebling war Tahsin-Pascha, der gleichsam als Spiegel seiner Gedanken bezeichnet werden darf. Eines Tages befand ich mich in Yildis-Kiosk und sah Tahsin leichenblaß und vor Angst zitternd aus dem Palaste stürzen. Es war dies ein Zeichen, daß er soeben vom Sultan furchtbare Vorwürfe zu hören bekommen hatte. Eine halbe Stunde später kam ein Kammerdiener des Sultans zu ihm mit einer großen massiven goldenen Schale, auf der viele prächtige Weintrauben lagen. Auch überbrachte der Diener zugleich ein Handschreiben seines Herrn. In diesem Briefe stand:

„Diese Trauben habe ich soeben mit eigener Hand gepflückt, auf daß du sie issest und fürderhin keine Furcht hegest.“

„Dabei ist zu bemerken, daß es mitten im Winter war, und daß der Sultan, um die Trauben persönlich zu pflücken, den Palast verlassen und bei großer Kälte zum Wintergarten gehen mußte.

„Sehr interessierte mich ein Gespräch mit einem uralten Türken, den ich eines Tages in der Umgegend der Hauptstadt auf einer Landstraße traf, woselbst er eine Fuhre lenkte. Indem wir miteinander sprachen, begann er von Hamid-Effendi zu reden, den er noch immer Effendi betitelte, da er ihn kennen gelernt, als er noch ganz jung und nicht einmal Thronerbe gewesen. Der alte Mann erzählte viel von seiner Freundlichkeit zu allen, von seiner Wohltätigkeit, seiner Sorge für arme Teufel und der Einfachheit seiner Lebensführung. Auch

sagte er mir, alle seine Freunde aus der Gegend, wo Hamid-Effendi damals wohnte, hätten einträgliche Stellungen erhalten und seien nun angesehen und im Wohlstand.

„Da fragte ich ihn, warum er denn nicht auch von Abdul-Hamid eine Gunstbezeugung verlangt habe, er hätte doch dem Sultan schreiben sollen.

„Aber der alte Türke wollte von so etwas nichts wissen und meinte:

„Nein, nun ist Hamid-Effendi Sultan, und man darf ihn nicht stören. Er hat so viel zu tun, daß er keine Zeit für mich übrig haben kann. Wenn jeder sich mit Kleinigkeiten an ihn wenden wollte, wohin würde dann wohl das ganze Volk kommen? Das: nein; aber er ist ein guter Mann.“

„Dieses Gespräch lieferte mir über vieles plötzlich ungeahnte Aufklärung. Aus welchen Gründen mußte ein so herzenguter Mensch, der sich auch noch in der ersten Zeit seiner Regierung gutherzig und wohlthuend zeigte, später so schlecht werden? Die Gründe, aus denen er schlecht geworden, sind genau dieselben, aus denen ich stets mich den Jungtürken widersetzt habe.

„Ich meinerseits habe einmal in meiner Heimat öffentlich erklärt, wenn Sultan Abdul-Hamid z. B. meinen albanesischen Landsleuten erlaubt hätte, sich ihrer eigenen Sprache zu bedienen, und zugleich im ganzen Reiche allen die Bewegungsfreiheit gegeben hätte, wie sie das heilige Gesetz will, so würden die Federn, die so wütend gegen ihn schreiben, sich sämtlich in Bewegung setzen, um dem Volke wahren Unterricht zuteil werden zu lassen und es so allmählich zu jener Höhe zu führen, wo

es gefahrlos der ganzen, aus dem heiligen Gesetze herzuleitenden Freiheit genießen könnte. Als ich dies erklärte, erhoben sich alle Jungtürken im Zorn gegen mich und warfen mir vor, ich sei ein elender Knecht Hamids! Ich, der ich nie mit Hamid Frieden schließen werde, so lange er nicht wirklich in seiner Machtausübung den Weg der wahren Freiheit betritt!

„Ich bin nicht nur überzeugt, sondern ich weiß, daß Abdul-Hamid sehr klug und ein großer echt-türkischer Patriot ist, und daß, wenn er wirklich schlecht geworden, hieran die persönlichen Angriffe der Jungtürken schuld sind, die bloß antiamidisch, aber nicht liberal sind. Und deswegen bin ich froh, daß ihnen die wahren Freunde der Freiheit nicht folgen.“ — — —

Diese Notizen des albanesischen Würdenträgers zeichnen das Bild der langen Herrschaft Abdul-Hamids nur in ganz großen Umrissen und suchen, durch Hervorhebung einzelner scharf pointierter Zwischenfälle, die einem echten freisinnigen Türken am wichtigsten vorkommenden Merkmale der hamidischen Regierung ans Licht zu ziehen. Es darf nach sorgfältigster Prüfung behauptet werden, daß sie auch nicht in einem einzigen kleinen Punkte gegen die geschichtliche Wahrheit verstoßen. Aber der umfassende Text des großen Werkes, in dem sie verstreut waren, und das die Jungtürken in ihrer Angst, die fatalen Listen ihrer bestochenen Parteigänger veröffentlicht zu sehen, durch einen wahren Raubanfall in ihre Hände gebracht haben, fehlt hier. Und deshalb ist natürlich die Darstellung ungenau und unvollkommen geblieben.

## HAMID UND SEINE HERREN

Wie der albanesische Historiker es erzählt, war Abdul-Hamid während der ersten Monate, oder sogar während der ersten Jahre seiner Regierung voll der besten Absichten und bemühte sich, auf alle Weise sein Reich aus der furchtbaren inneren und äußeren Lage zu reißen, in die es der professionelle Verschworne Midhat und der panslawistische Macher Ignatieff gestürzt hatten. Die Schwierigkeiten, die sich ihm vom ersten Tage an entgegenstellten, waren von vornherein fast unüberwindbar. Denn sie hatten ihren Ursprung in der Verschwörung Midhats mit seinen beiden Gegnern, Mahmud-Damad und dem Militärkommandanten Redif-Pascha, durch welche er zur Herrschaft gelangt war. Alle drei glaubten dank ihrer früher geleisteten Dienste über den jungen Hamid eine Geheimdiktatur ausüben zu dürfen.

Midhat hatte seinen alten cäsarischen Plan durchaus noch nicht aufgegeben und glaubte ihn unter geschickter Ausnützung der internationalen Verwicklungen, der bald englischen, bald russischen Drohungen, wieder aufnehmen zu können. Hamid hatte ihm überdies, wie schon angegeben wurde, am 7. August, drei Tage nach dem mißlungenen Massenmorde der kaiserlichen Prinzen, einen Kandidatenbrief geschickt, in dem er sich anheischig machte, sofort nach seinem bevorstehenden Regierungsantritte die vom liberalen Pascha vorgeschlagene Verfassung zu unterzeichnen und zur Ausführung zu bringen. Midhat brauchte nur dieses, oder das später, zwischen dem 15. und 20. August,

von Hamid bei Gelegenheit von Midhats offiziellem Besuch in Moslu-Oglu unterzeichnete Dokument zu veröffentlichen, um sofort alle europäischen Mächte gegen Hamid aufzureizen, was unter den gegebenen Umständen ohne Zweifel dem Sultan sofort wieder den Thron gekostet haben würde. Denn Rußland stellte schon im Oktober ein Ultimatum, in dem es die Einstellung der Siege Moukhtar-Paschas über die von russischen Offizieren befehligten Serben und die bulgarischen Aufständischen verlangte. Und die Westmächte, unter denen wie immer England das große Wort führte, entrüsteten sich äußerst moralisch über die inneren Wirren, die sie wider besseres Wissen den Unzulänglichkeiten der türkischen Regierung zuschrieben, die aber in Wirklichkeit ja gerade vom Auslande organisiert waren. In dem gemeinsamen Wunsche, die Türkei zu schwächen, sie kampfunfähig zu machen, in Konstantinopel die europäischen Diplomaten vorerst an die Stelle der Hohen Pforte zu setzen, verlangten sie die versprochene Verfassung, der sie heuchlerisch die Kraft zuschrieben, die von ihnen selbst geschaffenen unhaltbaren Verhältnisse zu ändern.

Hamid also konnte sich von Midhat, der alle Feinde des Reiches hinter sich hatte, noch nicht losmachen, obwohl er sicherlich von vornherein die größte Lust dazu empfand. Denn ein Mann, der zwei Padischahs vom Throne gestoßen, einen gemordet, den andern als wahnsinnig interniert hatte, war ohne jeden Zweifel gewillt, im Notfalle auch einem dritten das gleiche oder ein ähnliches Schicksal angedeihen zu lassen. Und alles deutet darauf

hin, daß Hamid vor ihm eine nur allzu berechtigte Angst hatte.

Aber auf der anderen Seite standen Mahmud-Damad und sein Freund Redif, der frühere Gouverneur der Hauptstadt, ohne dessen Hilfe der Staatsstreich unmöglich gewesen wäre, und den sonderbarerweise Hamid gerade auf Anstiften Midhats sofort zum Kriegsminister ernennen mußte, da auch jener vorerst ohne ihn, der die Soldateska unter sich hatte, nicht auskommen konnte. Diese beiden echten alten Serailhalunken hatten politisch mit Midhat durchaus nichts gemein. Sie waren geschickte Intriganten und skrupellose Ausbeuter. Sie strebten nach Macht, bloß um Geld zu gewinnen. Und ihr Ideal war nicht wie das Midhats: die Ausübung unumschränkter Macht, sondern ganz einfach der zügellose Genuß großen Reichtums und absoluter Willkür, wie man ihn so oft orientalischen Fürsten und Verschwörern zugeschrieben hat. Durch ihre Teilnahme an der Thronsetzung Murads waren sie nun zwar in die Nähe des Padischah gelangt und konnten straflos ihren qualitativ ganz ordinären, aber quantitativ großartigen Neigungen frönen. Aber mußten sie nicht die größte Unruhe empfinden bei dem Gedanken, daß ihr Mitverschworner Midhat mit der Ausführung seines Regierungsprogrammes ihnen ohne weiteres ihr schmutziges Handwerk legen würde? Denn unter einer verfassungsmäßigen Regierung wäre ihre Wirtschaft unmöglich gewesen. Ihr, wenn man so sagen darf, höchstes Ziel konnte also nichts anderes sein als der Sturz Midhats, und damit der Mißerfolg der von diesem verlangten Verfassung.

Und glücklicherweise traf ihr Wunsch hier mit dem des jungen Sultans zusammen. Hamid wollte nicht nur persönlich den Mann loswerden, den er mit Fug als seinen präsumptiven Mörder oder Gefängniswärter betrachten durfte, sondern vor allem auch die Politik, die dieser führte, und die er schon vor seinem Regierungsantritt als verderblich für das osmanische Reich und das muselmanische Khalifat erkannt hatte.

Hamid war kein politischer Neuling, wenigstens nicht in der Theorie. Trotz allem, was tendenziös über seine kümmerliche Erziehung und sogar über seine Gehirnschwäche erzählt worden ist, wissen die, welche ihn in seiner Jugend gekannt haben, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und mit dem eifrigsten Wissensdrang die Prinzipien des muselmanischen Rechtes unter der Anleitung berühmter Schechs und Ulema studiert hat — und sogar seine Gegner leugnen das nicht. Hamid besaß eine festgegründete Weltanschauung, aus der er seine muselmanische Politik ebenso mathematisch ableiten mußte, wie etwa der Papst seine katholische Politik. Er fühlte sich in erster Linie als Khalife. Seine Padischahwürde erschien ihm nur als eine Anwendung jener Eigenschaft auf völkische Verhältnisse. Und sein ganzes Leben lang hat er offenbar stets die religiösen Grundsätze seiner weltlichen Macht vor Augen gehabt. Ob er das von uns angeführte Testament seines Oheims Abdul-Asis gekannt hat oder nicht: gleiche Grundsätze hat er zur Wirklichkeit machen wollen. Und sogar wenn

er das eigentümliche Dokument nicht kennt, ist dies nicht verwunderlich, denn es enthält alle Prinzipien muselmanischer Staatsordnung. Was sollte ein Mann, der im Scharia mit Recht die ganze muselmanische Weisheit und Moral sah, mit einer aus England importierten Verfassung anfangen, deren wesentliches und im Grunde einziges Ziel war, alles das zu zerstören, was seit zwölf Jahrhunderten die Kraft der muselmanischen Welt ausgemacht hatte? Er konnte einen solchen Plan nur verachten und hassen. Und nicht nur aus autokratischem Eigendünkel, sondern aus innerster Überzeugung heraus — die noch durch die offenbare Immoralität der Vertreter der ketzerischen Lehre gesteigert ward — mußte er es als seine erste Herrscheraufgabe betrachten, diejenigen, aus dem Rate der Regierung zu entfernen, welche jene umstürzlerischen Grundsätze in einem Augenblicke anzuwenden trachteten, da das Reich ohne Zweifel einem großen Nationalkriege entgegenging.

Weil Mahmud und Redif ihm wenigstens bei dieser Aufgabe zunächst nutzen konnten, erwies er ihnen, trotz seines nachher furchtbar ausbrechenden Hasses gegen sie, alle nur mögliche kaiserliche Gunst, ließ sie frei wirtschaften und machte mit ihnen vorläufig gegen die Midhatsche Verfassungspolitik gemeinsame Sache. Wäre er damals schon so mißtrauisch gewesen, wie ihn späterhin fortwährende Verschwörungen machen sollten, er hätte vielleicht anderen Rückhalt gegen Midhat gesucht. Er war damals noch zu unerfahren, um den ganzen Abgrund der Höflingsgemeinheit zu erfassen. Er dachte nicht daran, daß der eine, Mahmud, aus

niedriger Genußsucht gegen ihn ebenso listig wie gegen die drohende Staatskontrolle durch parlamentarische Regierung intrigieren würde. Er ahnte nicht, daß der andere, Redif, kein Soldat, sondern einfach ein Räuber war, der irgend einer reichen Beute alles opferte. Und wenn er die Beziehungen seiner beiden „Freunde“ zu Ignatieff kannte und auch wohl damit entschuldigte, daß Rußland Midhat zum größten Feinde hatte und ihn selbst bei seiner bevorstehenden Unternehmung gegen die Verfassungsreform hinter den Kulissen unterstützen würde, so glaubte er sicher nicht, daß beide aus Petersburg reichliche Summen bezogen und schon für den nahen Krieg den scheußlichsten Verrat vorbereiteten. Er war in einer unentwirrbaren Lage, aus der jeder andere, genau so wie er, nur mit verwandeltem Sinne und furchtbarer Menschenverachtung hervorgegangen wäre. Doch nahm er den Kampf gegen alle mit riesigem Mute auf.

### MIDHATS LETZTER VERRAT

Mit äußerster Hartnäckigkeit tritt Hamid zunächst drei Monate lang gegen Midhat, der alltäglich auf die Promulgation der Verfassung drang. Unterdes ward die äußere Lage, zwar nicht militärisch, wohl aber diplomatisch immer schlimmer. Und Midhat ging, wie stets, mit dem Ausland. Im Drucke der Reichsfeinde sah er mit Recht das einzige Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen und, kraft einer nach seinen persönlichen Wünschen zugeschnittenen Verfassung, so unumschränkt zu regieren wie Bismarck im neuen Deutschen Reiche. Als Rußland durch

ein Ultimatum dem Sultan befahl, den siegreichen Feldzug seines besten Soldaten Moukhtar-Pascha einzustellen, übte Midhat einen neuen Verrat. Nicht nur setzte er den Waffenstillstand durch — ein wahres Verbrechen an seinem Lande, dessen Heer entmutigt und dessen kriegerischer Drang aufgehalten ward, obwohl es bekannt war, daß Ignatieff den Krieg wollte — sondern er ergriff auch durch Vermittlung seines alten Gönners und Helfers, des englischen Botschafters, die Initiative zu einer Konferenz fremder Diplomaten, die in Konstantinopel selbst die ureigensten Angelegenheiten des Reiches über die Regierung hinweg regeln sollten!

Mit dieser ungeheuerlichen Handlung erreichte er zwei gleich verderbliche Resultate. Erstens machte er sein Land kampfunfähig und verurteilte es zur Niederlage vor dem Zaren; denn niemals hätte Rußland trotz aller Bestechungen, trotz aller Schandtaten der teils zu Midhats, teils zu Redifs Bande gehörenden Generale, gesiegt, wenn damals der Konflikt ausgebrochen wäre, und die mit Feuer unaufhaltsam nach Norden vordringenden Truppen Moukhtars ohne Aufenthalt über die Donau am Meere entlang ins Land des Feindes panischen Schrecken getragen hätten. Zweitens demütigte er den Sultan vor dem Auslande, flößte ihm die Gewißheit ein, daß nur in der Nachahmung des Auslandes, im Gehorsam vor Europas verderblichem Rate für seine Herrschaft das Heil läge, und zwang ihm damit die Unterzeichnung der Verfassung ab. Denn nur diese Konzession konnte Midhat den Vorwand liefern, die von ihm selbst angezettelte Inter-

vention der Mächte rückgängig zu machen und nun zu behaupten, die Türkei brauchte Europas Rat nicht mehr, da sie von jetzt an nach europäischen Grundsätzen verwaltet werden sollte.

Hamid beugte sich im letzten Augenblicke vor Midhat und ernannte ihn am 19. Dezember zum Großvezier. Zwar trotzte er ihm in dem Verfassungstexte schließlich noch einen Paragraphen ab, der ihm, ähnlich wie später die russische Konstitution dem Zaren, das Recht ließ, gegen fast alle wichtigen Entscheidungen des Parlamentes ein definitives Veto einzulegen. Aber er unterzeichnete. Und während der ersten Sitzung der Botschafterkonferenz, am 23. Dezember 1876, kündigte den erschreckten Diplomaten Kanonendonner den Ausbruch der friedlichen Revolution an. Zwar glaubten sie alle, die Verfassung sei nur eine Finte, die ihre Beratungen gegenstandslos machen sollte; aber die Vorstellungen der türkischen Regierung, wenigstens zu warten, bis die Verfassung gehörig funktionierte und Entscheidungen, falls solche nötig wären, erst zu treffen, wenn die neue Ordnung sich funktionsunfähig gezeigt hätte, taten ihre Wirkung; die Türkei lehnte alle Forderungen ab, und nach einem Monate löste sich der heuchlerische Areopag der diplomatischen Kurpfuscher auf.

### MIDHATS STURZ

Aber Hamid glaubte hiermit sein Reich nicht gerettet. Die Anwendung, die Ausbeutung der Verfassung durch Midhat, erschien ihm als schlimmeres Unheil für sein Land und den Islam, als jede äußere

Verwicklung. Zwar merkte er, daß der von Midhat durchgedrückte Waffenstillstand den Mut seines Heeres und seine strategische Stellung geschwächt hatte. Und er ordnete sofort alle Versuche an, vorerst den Frieden zu erhalten. Mit Serbien und Montenegro wurden Verhandlungen angeknüpft. Aber wichtiger noch schien es ihm, das Reich von seinem gefährlichsten inneren Feinde zu befreien. Und hier war höchste Eile geboten. Midhat mußte stürzen, ehe das in der Verfassung vorgesehene Parlament zusammentrat und ihn vielleicht unangreifbar machte. Er setzte sich unverzüglich mit Mahmud und Redif in Verbindung, deren Mithelferschaft er im voraus sicher war. Redif, der den Oberbefehl des Heeres führte, war allein imstande, den Plan praktisch auszuführen. Keiner der beiden alten Mitverschwornen Midhats zögerte auch nur eine Sekunde, ihn jetzt zu verraten.

Redif versteckte im Palastkomplexe zu Dolma-Baghtsche eine reichliche Truppenmacht. Hamid gab den Befehl, seine eigene Yacht vor Dolma-Baghtsche ankern zu lassen. Jeder glaubte schon, er fürchtete einen weiteren Staatsstreich Midhats und rüstete sich zur Flucht. Aber der Sultan gab dem Befehlshaber des Schiffes persönlich versiegelte Befehle, die erst nach der Fahrt durch die Dardanellen geöffnet werden durften. Am 5. Februar ließ Hamid den Großvezier zu sich kommen. Er ging in die Falle, wurde sofort von den Truppen umringt, aufs strengste bewacht und am späten Abend auf die Kaiseryacht geführt, die sofort die Anker lichtete und den Verbannten erst in Brindisi ans Land setzte.

## EIN WIRKLICHER LIBERALER NEBEN HAMID

Hamid hatte damit seinen schlimmsten Feind unschädlich gemacht. Und nun galt es, die Anwendung der einmal gegebenen Verfassung, bis sie durch eine andere, dem Scharia, dem heiligen Gesetze, angepaßte Ordnung ersetzt werden konnte, so zu leiten, daß aus den Beratungen des Parlamentes kein Unheil entstünde. Hamid suchte nach einem hierzu fähigen Manne. Er fand ihn in Achmet-Wefik, den er sofort zum Vorsitzenden der Abgeordnetenkammer ernannte. Nichts ist bezeichnender für Hamid und seine wirklichen politischen Anschauungen als die Wahl dieses außerordentlichen Mannes, der zwar ein Gegner der Verfassung, aber vielleicht gerade deshalb ein echter türkischer Liberaler war.

Achmet-Wefik war sicherlich kein bornierter Türke. Seine ganze Jugend hatte er in Paris zugebracht; er hatte alles gelernt und versucht, was die westländische Kultur bietet. Aber er kannte die arabische Literatur und Philosophie leider ebensogut wie die westliche und fand schließlich, daß die geistige Überlegenheit der Europäer, besonders in der Philosophie und der Politik, nichts als Eigendünkel sei. Er bekleidete viele Ämter verschiedenster Art, war aber häufiger in Ungnade, als in offizieller Stellung. Denn bei seiner geradezu römischen Ehrlichkeit war er von einer Unabhängigkeit des Wesens, die ihn zwang, nicht eine einzige der konventionellen Lügen auszusprechen, die allein das dauernde Zusammenleben mit den Großen ermöglicht. Meistens saß er, als epikuräisch gewor-

dener Diogenes auf seinem Landsitze zu Rumeli-Hissar in seiner prächtigen Bibliothek, überdachte alte Bücher oder vertürkte europäische Klassiker, wie Shakespeare, Molière und Goethe. Aber jedesmal, wenn der Padischah ihn nötig hatte, vergaß er patriotisch alle erlittene Unbill und erfüllte mit bewundernswertem Aufwande an Energie die schwierigsten Aufgaben. Sein Beispiel kann ein für allemal zeigen, was ein wirklich aufgeklärter, mit allen europäischen Kenntnissen ausgestatteter, aber zugleich fest in seiner traditionellen Weltauffassung wurzelnder Türke und Muselman zu leisten imstande ist. Die Jungtürken hätten, mehr als alle anderen, Grund, sein Leben und Wirken im einzelnen zu studieren.

Achmed-Wefik zeigt, daß die wunderbaren Erzählungen von Salomo, Harun-al-Raschid und anderen orientalischen Richtern nicht aus dem Märchenlande stammen. Eine Zeitlang, noch unter Napoleon III., war er Botschafter in Paris. Eines Tages schickte die Prinzessin Mathilde den Zeremonienmeister, Grafen von Nieuwekerke, mit der Bitte zu ihm, die Zollfreiheit seines diplomatischen Kuriers zur heimlichen Einführung einiger orientalischer Kunstgegenstände benutzen zu dürfen.

„Es verstößt durchaus gegen meine Prinzipien,“ sagte Wefik dem Grafen stolz, „mich irgendwie an einer Betrügerei gegen den Fiskus des Landes zu beteiligen, bei dem ich als Botschafter akkreditiert bin.“

„Aber,“ erwiderte der Zeremonienmeister, „unser Botschafter in Konstantinopel, Marquis de Moustier, hat nicht die geringsten Skrupel, den Damen in Pera ähnliche Gefälligkeiten zu erweisen.“

„Wenn Ihr Botschafter die Türkei bestiehlt, so ist das kein Grund für mich, Frankreich zu bestehlen“ — lautete die Entgegnung.

Der Höfling schlich davon und berichtete bei Hofe über den Zwischenfall; worauf Wefik demissionierte, da er begriff, daß seine Ehrlichkeit ihn zum Feinde des Kaisers gemacht hatte.

Bei seiner Ankunft in Konstantinopel kanzelte der Großvezier Fuad ihn zunächst humorvoll ab, beurteilte ihn dann aber im Ministerrat in folgenden Worten:

„Wefik ist ein Diamant von so eigentümlicher Form, daß man nicht weiß, wie man ihn fassen soll. Da er aber so eifersüchtig über die Interessen des Fiskus wacht, so wird er vielleicht einen ausgezeichneten Zolldirektor abgeben.“

Aber als oberster Verwalter der Eingangsabgaben zeigte er sich ebenso „unmöglich“ wie am Pariser Hofe. Ein bei Abdul-Asis besonders gut angeschriebener Günstling hatte aus Paris moderne Kunstmöbel kommen lassen, fand es aber unter seiner Würde, den tarifmäßigen Zoll dafür zu bezahlen. Er ging zu Wefik und sagte ihm:

„Der Tarif ist für gewöhnliche Untertanen da, aber nicht für Leute von meiner Stellung. Ich habe bisher nie Zoll bezahlt.“

„Das beweist gar nichts,“ meinte Wefik darauf. „Wenn ich bei Männern von Ihrer Stellung Unterschlagungen duldete, wie sollte ich solche dann wohl meinen Beamten verbieten können?“

„Der Höfling beklagte sich beim Sultan über Wefiks Frechheit, und dieser mußte sich wieder auf seinen Landsitz zurückziehen.

## EIN MODERNER HARUN-AL-RASCHID

Aber bald darauf wurde er mit einer in ihrer Art echt türkischen Regierungsaufgabe betraut. Aus dem Bezirke von Brussa liefen gar keine Steuern mehr ein. Zahllose reiche Halunken hatten alles erhobene Geld in ihre weiten Taschen fließen lassen. Abdul-Asis war gerade in großen Geldschwierigkeiten, und es schien ihm angebracht, Wefik mit der Eintreibung der geräuberten Summen zu beauftragen. Dieser ward also zum Gouverneur von Brussa mit diktatorischen Vollmachten ernannt. Und er zeigte sich alsbald als würdiger Nachfolger der orientalischen Märchenhelden.

Seine erste Großtat war, einem Brussaer Richter mehrer tausend türkischer Pfunde, die dieser unterschlagen hatte, wieder abzujagen. Bei der Begrüßungszeremonie kam dieser Räuber beim Palaste auf einem reich mit Gold, Silber und kostbaren Seidenstickereien aufgeäumten Rosse an. Er wurde zugleich mit seinen Kollegen empfangen, denen Wefik nach einer humorvollen, aber darum nicht weniger eindringlichen Ansprache Kaffee und Pfeifen anbot. Im Laufe der Unterhaltung sagte er dem Richter, er habe mit ihm nachher noch privatim zu sprechen. Und als alle anderen sich zurückgezogen hatten, ließ er sich mit ihm gemütlich in eine lange theoretische Unterhaltung über Rechtsfragen ein. Nach etwa einer Stunde jedoch erschien ein Diener, der auf einer silbernen Schale eine kleine Geldsumme brachte. Da sagte Wefik seinem Besuche freundlichst:

„Nehmen Sie doch dieses Geld an sich. Es ist

der Rest von der Summe, die ich aus dem prachtvollen und so reich aufgezümmten Pferde erstanden habe, auf dem Sie angekommen sind, und das ich während unserer interessanten Unterhaltung über juristische Fragen habe zugunsten Ihrer Gläubiger verkaufen lassen. Ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie jetzt mit dem Fiskus quitt sind und sogar noch genug übrig behalten, um auf einem Mietspferde nach Hause zu reiten.“

Und ohne die Antwort des verblüfften Beamten abzuwarten, verabschiedete er ihn. Manchmal allerdings konnte er auch weniger freundlich verfahren. Wenn böser Wille ihn reizte, war er imstande, angesehene Halunken drei Stunden, nackt an einen Pfahl gebunden, in der Sonne stehen zu lassen, was dann allerdings regelmäßig die Herausgabe des gestohlenen Geldes zur Folge hatte. Im Notfalle, und besonders wenn er geradezu Verrat gegen das Reich erwiesen glaubte, verfuhr er sogar mit grausamer Wut. Als er nach Adrianopel versetzt war, hatte er für die bulgarischen Aufrührer, die er wie gemeine Mörder behandelte, kein Erbarmen, und ließ viele von ihnen kurzerhand hinrichten.

### WEFIKS OSMANISCHE POLITIK

Sicherlich hatte er Verständnis für die europäische Staatsauffassung, aber er glaubte wie Asis, wie Hamid, wie die großen muselmanischen Rechtslehrer, daß sie für das Reich des Padischah nichts taugte. Er war Gegner der Verfassung und des Parlamentarismus, nicht etwa, weil er alle Unter-

tanen der Autokratenwillkür unterwerfen, oder auch nur die Christen von den mohammedanischen Osmanli roh bedrücken lassen wollte, sondern im Grunde deshalb, um allen ein gleiches Maß von Bewegungsfreiheit lassen zu können. Die Neuordnung des Reiches im Sinne des Abdul-Asis, auf der Grundlage des Scharia, lag ihm mehr am Herzen als irgend jemand. Er glaubte die Lösung in der gerade im heiligen Grundgesetze vorgesehenen Dezentralisation zu finden, von der die Jungtürken, die bloß osmanische Nationalisten sind, nichts wissen wollen. Er wollte, daß die Christen, eben weil sie schon vom Koran als „Fremde“ bezeichnet werden, auch wenn sie unter der Herrschaft des Padischah stehen, mit den Muselmanen keine politische Einheit bildeten, von der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten des Reiches ausgeschlossen blieben, aber daher auch größerer Bewegungsfreiheit als die Gläubigen genießen, und in ihren „Milet“ ihre Zivilangelegenheiten autonom regeln sollten.

Auf dieser Basis trafen seine Ideen fast genau mit denen Hamids zusammen. Und, wie dieser, war er natürlich ein erbitterter Gegner der Midhatschen Politik. Wer also hätte erfolgreicher (?) das „reicherstörende Parlament“ leiten können, als er, der die Unfähigkeit dieser Versammlung beweisen wollte, um Europa zu zeigen, daß die Reorganisation des Landes nach anderen Grundsätzen zu verfolgen sei? Hamid setzte nicht mit Unrecht in ihn das größte Vertrauen. Wefik spielte seine verfassungsmäßige Rolle mit prachtvoller Kunst.

Seine Energie und seine Schlagfertigkeit machten ihn bei den lächerlich theatralischen Verhandlungen zum Schrecken derer, die seiner Ansicht nach von der Lage nichts verstanden. Die Abgeordneten, die in europäischer Kleidung letzter Mode kamen und keinen Turban tragen wollten, hatten unter seinen Sarkasmen bitter zu leiden. Und die echten alten Türken brachte er mit väterlichen Ermahnungen humorvoll zur Ruhe. Den „Fremden“: den Griechen, Armeniern, Bulgaren, Serben, setzte er oft gemütlich auseinander, daß sie sich um Dinge bekümmerten, die sie nichts angingen. Und wenn sie von auswärtiger Politik, dem bevorstehenden Kriege und ähnlichem reden wollten, machte er sie ungeniert darauf aufmerksam, daß sie das Privilegium genossen, keinen Militärdienst zu leisten, also deshalb besser ihren Mund hielten, als Sachen zu besprechen, die die Osmanen und Araber allein mit den Waffen in der Hand zu regeln haben würden. Als der Krieg dann ausbrach, wurden diese Abgeordneten, neben der schrecklich in Erscheinung tretenden russischen Bestechung, den Unterschlagungen und verräterischen Machenschaften der alten Generale, eine neue Reichsgefahr, die aber Hamid beseitigte, indem er, auf das Drängen Wefiks, einfach alle Welt nach Hause schickte.

### HAMIDS GENERALE

Der unglückliche Krieg, der Vertrag zu San-Stepano und der Berliner Kongreß haben auf Hamid einen schrecklichen Einfluß ausgeübt, weniger vielleicht durch ihre unmittelbaren Folgen, als durch

die Aufdeckung der tiefen Fäulnis, in die das Reich geraten war. Er mußte erfahren, daß er sich auf niemand mehr verlassen durfte.

Der Kriegsminister Redif und der zum Artillerie-minister gewordene Mahmud-Damad (Inhaber der zwei Stellen, in denen am meisten gestohlen werden konnte) waren offenbare Verräter. Der beste Stratege, Moukhtar-Pascha, durfte nicht weiter an erster Stelle kämpfen, sondern wurde von Redif gegen Kaukasien geschickt. Um ihn vollends kampfunfähig zu machen, gab Redif ihm einen Pascha bei, der vorher erklärt hatte, er würde von vernherein stets kapitulieren und nicht kämpfen.

Als Redif nämlich diesem seine Ernennung anzeigte und ihm speziell die Verteidigung Ardahams übertrug, antwortete der Held:

„Welche Idee! Bei der Kriegserklärung habe ich einen solchen Schreck bekommen, daß ich vor Angst ganz krank bin und sogar nicht mehr allein in einem Zimmer zu bleiben wage.“

„Das sind Redereien,“ erwiderte Redif scharf. „Hier ist mein Befehl. Reisen Sie sofort ab!“

Beim ersten Angriff der Russen gab der Mann tatsächlich das Signal zu allgemeiner Flucht. Auf dem anderen Kriegsschauplatz erreichten die Russen unter anderm die Kapitulation von Philippopel auf ähnliche Weise.

Hamid persönlich zeigte sich als wirklicher Patriot. Trotz seiner Abneigung gegen alle Engländer wollte er britische Offiziere verwenden. Da diese aber jedenfalls keinen Verrat und keine Durchstechereien geduldet hätten, machte Redif gegen

den ausdrücklichen Befehl ihre Mitarbeit unmöglich. Dem Obersten Baker, der schon früher als Verfasser einer Schrift gegen die europäischen Verleumdungen der türkischen Verwaltung in den Balkanprovinzen zitiert wurde, gab der Sultan persönlich den Befehl, zum Oberbefehlshaber Abdul-Kerim zu stoßen, wo er im Generalstab sicherlich Großes geleistet hätte. Er hatte schon sein Gepäck bereit, und ging nur noch zu Redif, um sich die von ihm zu unterzeichnende Ernennung zu holen. Redif empfing ihn mit den Worten:

„Sie werden nicht reisen.“

„Warum?“ fragte Baker.

„Weil es mir nicht paßt. Ich will keine europäischen Offiziere.“

„Aber ich habe den persönlichen Befehl des Sultans in der Tasche.“

„Das ist mir gleichgültig. Er wird ihn zurücknehmen, denn ich verweigere meine Gegenzeichnung.“

Natürlich wies Redif auch die fünfhundert englischen Offiziere zurück, die durch Baker Dienstangebote gemacht hatten, und die der Sultan gerne den Leuten beigegeben hätte, zu denen er schon kein Vertrauen mehr besaß. Unmöglich war es ihm auch, von seinem „Freunde“ Redif die Organisation einer Intendanz durchführen zu lassen.

Baker, dem Hamid damals sehr zugetan war, hatte in dieser Angelegenheit mit dem großen Bestochenen reizende Auseinandersetzungen.

„Wir Türken brauchen keine Intendanz,“ sagte ihm einmal der Minister. „Die Türken fressen kein Fleisch wie die Engländer.“

„Aber man kann sie doch auch nicht verhungern lassen!“

„Warum nicht? Wenn sie Hunger haben, werden sie schon immer noch einige Stücke Zwieback aufgabeln!“ . . .

## HAMIDS VERFOLGUNGSWAHN

Aus Angst vor den Verrätern und Verschwörern zog Hamid schon während des Krieges nach Yildis-Kiosk, dem Landhause, das er alsbald durch Anlage von Häusern und Kasernen in eine wahre Stadt verwandelte. Dort sitzt er seit dreißig Jahren gefangen. Es ist ein Wahnsinn zu behaupten, er habe sich zum Vergnügen auf Lebenszeit in dieses Gefängnis eingeschlossen, um von dort ungestraft seinen Tiger- und Hyäneninstinkten freien Lauf zu lassen, seine Untertanen zu drangsaliieren oder zu morden und der Welt das geheimnisvolle Bild eines thronenden Verbrechers zu zeigen, das trotz aller Nachsicht der geschichtlichen Kritik und der psychologischen Analyse, der Gestalt des Sultans auf immer furchtbare Umrise sichert.

Was in ihm vorging, war ohne Zweifel ebenso entsetzlich, wie das, was er um sich verbreitete. Der Verrat seiner Feldherrn und Minister war bewiesen. Überzeugende Dokumente sagten ihm, daß weitverzweigte Verschwörungen, in denen frühere Parteigänger Midhats die erste Rolle spielten, mehr denn je seinen Sturz und die Wiedereinsetzung des in der Stille des Tscheraganpalastes langsam vom Alpdruck der alten Verbrechen erwachenden Murad zum Ziele hatten. Mußte er nicht ebensowohl seine

Nihilisten überwachen lassen, wie etwa der Zar? Bloß ging er zu weit, weil seine Nerven die fortwährende Spannung vor unheimlichen Ereignissen nicht ertrugen. Sein Autokratenwahn ähnelte durchaus dem Murads. Auch er glaubte sich mit allen Mitteln seinem Reiche erhalten zu müssen. Wie Murad hatte er einen Herrschaftsplan, den er von Gottes Gnaden eingegeben glaubte. Wie Murad stieß er sich an den Verhältnissen, in deren Verwicklung er emporgestiegen war. Wie jener vergaß er nie seine eigenen Verschwörungen und hielt daher seine Verwandten und jeden, der sich ihm nicht blindlings unterwarf, gleicher Machenschaften für fähig. Sicherlich hatte er von Anbeginn an unter den Prinzen wie unter den aufgeklärten Türken und Levantinern Todfeinde. Er bekämpfte sie mit Geschick und Härte. Aber hätte diese Notwendigkeit, die in allen monarchischen Ländern gegeben ist, ihn zur Organisation eines Systems zu führen brauchen, nach dem jedermann im Reiche vogelfrei, und nur er selbst Gefangener wurde?

Seine Angst vor Verschwörungen ward schnell zu wahren Verfolgungswahn. Da er von vornherein alles für möglich hielt, glaubte er jede Verdächtigung, die seinem Geisteszustande nur ungefähr angepaßt war. Nichts ist daher natürlicher, als daß er seine fortwährenden Retter reich belohnte. Nikolaus II. hat das auch getan. Bloß hatte er niemand bei sich, der ihm Halt! zurufen konnte. Die Erfahrung bewies ihm, daß man für Geld alles haben konnte, und deshalb gab er Millionen aus, um Sicherheit zu gewinnen. Die Geschichte lehrte ihn, daß reich bezahlte Prätorianer die beste Stütze an-

gefeindeter Autokraten sind. Und er legte nach Yildis-Kiosk die berühmte albanesische Garde, der nichts verweigert wurde. Wußte er aber auch, daß unbezahlte Soldaten die schlimmsten Umstürzler werden? Vielleicht; aber seine Mittel reichten nicht aus, alle Soldaten zu bezahlen. Und nur deshalb ging sein Regiment schließlich in die Brüche. Die Revolution von 1908 war doch im Grunde bloß ein Militärputsch, hinter dem viel weniger steckte, als die Kulturwelt glaubte; und noch heute würden die Jungtürken in London, Paris und Genf ihre politische Metaphysik ausgrübeln, wenn Hamid mit einigem Gelde sein ganzes Heer hätte zur Prätorianerbande machen können.

Als aber erst einmal die furchtbare Spitzelmaschine in Bewegung gesetzt war, gab es kein Zurück mehr. Sie entwickelte sich spontan, ja vielleicht sogar gegen seinen Willen. Wie in der in Bewegung gesetzten Dynamomaschine die festen und rotierenden Elektromagneten unter Wechselwirkung ihre Kraft allmählich steigern, so kam es durch Wechselwirkung zwischen dem Sultan und den Spionen zu einem Machtkomplex, der über alles herrschen mußte. Anfangs liefen in Yildis genug wahrhaftige Berichte über revolutionäre Umtriebe zusammen, um das Spitzelwesen zu entschuldigen und nötig erscheinen zu lassen. Als aber die Spione reichlich bezahlt waren, brachten sie gefälschte Dokumente, an die der Sultan auch glaubte. Da der Beruf des Spitzels einträglich war, vermehrte sich die Zahl der „entdeckten“ Beweise und die der Spione fortwährend. Hamids Entsetzen stieg im Verhältnis zur Zahl seiner vermeintlichen Feinde, zur

Zahl der Spitzel. Schließlich mußte er über die Hälfte seiner Untertanen gegen ihn verschworen glauben, und seine Angst steigerte sich zu wütendem Wahn.

## DIE SPITZELHERRSCHAFT

Von diesem Augenblicke an, den man schon ins Jahr 1881 verlegen muß, war es mit seiner inneren Politik aus. Denn man kann als solche nicht ein Regiment bezeichnen, dessen einziger Zweck ist, verdächtige Bürger unschädlich zu machen. Er verlor jeden kritischen Sinn für die Authentizität der ihm zugesteckten Dokumente. Er hielt schließlich seine eigenen Spione — und sicher nicht mit Unrecht — für fähig, sich gegen ihn zu verschwören, sobald er sie nicht mehr mit Geld überschüttete. Jeder wußte das. Und die nach westlichen Begriffen schwache Geschäftsmoral der Orientalen — zu denen hier auch die Armenier, Griechen, Albanesen und Juden zu rechnen sind — machte bald aus dem Spitzelberuf, der ja schließlich eine in ihrer Art wenigstens ehrliche Beschäftigung sein kann, ein ungeheuerliches Erpressungssystem. Fast niemand wurde mehr verdächtigt, weil er des Sultans Gegner war, sondern man wurde des Sultans Gegner und als solcher bestraft, weil man verdächtigt war. Gleichzeitige Erpressungsversuche an dem Verdächtigten und dem Sultan sind der Grundzug des Systems in seiner höchsten Entwicklung. Daß Hamid dies nicht begreifen wollte, ist sein schlimmstes Verbrechen.

Hierin ist er nicht zu entschuldigen. Zu ent-

schuldigen ist er vor allem nicht in seiner ungeheuerlichen Fahrlässigkeit, in seiner absoluten Verachtung des menschlichen Lebens und auch des religiösen Gesetzes, des Scharia, seines früheren Leitsternes, der die Spionage als furchtbares Verbrechen bezeichnet. Bei der Ausdehnung des Übels war es ihm natürlicherweise unmöglich, selbst zu urteilen. Er überließ gemeinen Schurken, die er oft als solche erkannt hatte, vor denen er aber wieder Angst empfand, die Entscheidung in fast allen Fragen seiner persönlichen Sicherheit. Erpressung, feige Rache, ungeheuerliche Spekulationen kennzeichnen die Tätigkeit dieser Leute. Aber Hamid hatte sich zu ihrem Sklaven gemacht und konnte sie vielleicht wirklich ohne Gefahr für sein Leben nicht abschütteln. So ward das Reich mit allen Bewohnern der Bande von Oberspitzeln und Räubern ausgeliefert, die man irrtümlich für den Ausfluß von Hamids persönlichen politischen Gedanken hält.

Aber wenn er auch wohl hier mehr geschoben wurde, als er zog, so ist und bleibt er doch einer der furchtbarsten Verbrecher, von denen die Geschichte erzählt. Er hätte die zahllosen noch treuen Untertanen gegen das ihm aufgezwungene System leicht zu Hilfe rufen können. Aber er wollte es nicht mehr, weil er alle haßte. Er fand es eine gute Lektion für die Umstürzler, sie, wie im Falle der Armenier, zu Zehntausenden ruhig hinschlachten zu lassen. Seine Angst vor jeder persönlichen Meinung wurde geradezu lächerlich. Sein Kampf gegen den gestürzten Midhat war grauenhaft. Und wenn er ihn zehnmal als Mörder seines Oheims und ge-

fährlichen Verschwörer kannte; wenn er sich auch auf alle Weise gegen ihn verteidigen wollte, so war das kein Grund, ihn feige in seiner Verbannung in Arabien nächtlicher Weise erdrosseln und zum Beweise der Ausführung dieses gräßlichen Befehls seinen Kopf abschneiden und unter der Bezeichnung „Japanisches Elfenbein“ in versiegelter Kiste nach Yildis schicken zu lassen, wo er in wütender Lust das Haupt des gefallenen Gegners stundenlang betrachtete. Sein Haß wurde geradezu sadistisch. Und noch öfter erging er sich in ähnlichen greulichen Genüssen.

Das System war zugleich furchtbar und lächerlich. So wurden wir selbst einmal in Konstantinopel gleich nach unserer Ankunft von sechs Spionen bewacht. Zwei von ihnen hatten die Aufgabe, über uns Berichte zu erstatten; zwei hatten über die beiden Spione zu berichten; die letzten zwei sogar über diese Spione der Spione! Das Hübscheste aber war, daß alle zusammen uns dies ganz gemütlich auseinandersetzen und auch ihrem Unmut über diese schwere Arbeit Ausdruck gaben. Der intelligenteste von ihnen, ein Jude, packte den Stier bei den Hörnern und suchte mit uns einen Vertrag abzuschließen, der allen sechsen die Aufgabe wesentlich erleichtern sollte. Sie verlangten kein Geld von uns, was wir geradezu heldenhaft fanden. Aber sie baten uns, sie doch nicht den ganzen Tag und die halbe Nacht auf der Hetzjagd zu halten. Einer von ihnen wollte in unserer Nähe wohnen bleiben. Und dem sollten wir jedesmal, wenn wir ausgehen wollten, sofort Bescheid sagen lassen. Als Gegenleistung verpflichteten sie sich, uns zu Hause in

Ruhe zu lassen. Und so wurde es denn auch abgemacht.

Dies Beispiel zeigt, wie sinnlos das System ausgeartet war. Aber es zeigt auch, daß seinem Netze nichts entging. Vom Sultan bis zum letzten Lastträger war jeder Spion und jeder verdächtig. Und wenn vielen, der verhältnismäßig leichte Beruf jedem anderen vorzuziehen zu sein schien, so wurde doch jedes intellektuelle Leben dadurch nutzlos und mutwillig zerstört und hiermit gerade die innere Entwicklung unmöglich gemacht, die Hamid bei seinem Regierungsantritte hatte fördern wollen. Er hat die Türkei getötet.

### SPITZEL ALS JUNGTÜRKEN

Aber hat er auch wider Willen die Bedingungen zu ihrer Auferstehung geliefert? Es wurde oft geglaubt. Man meinte, das Übermaß an Entsetzen, das er über sein Land ausschüttete, habe den Widerstand der Mutigen entfacht. Und dank seiner Missetaten sei in der Kulturwelt nicht nur die Propaganda gegen das Sultanat, sondern auch die allgemeine Sympathie mit den sogenannten türkischen Liberalen, den Jungtürken, lebendig geworden. Äußerlich betrachtet, ist dies wohl wahr. Bloß ist ganz Europa dabei hinters Licht geführt worden. In seinem Spitzelsystem hat Abdul-Hamid einen lächerlichen, aber deshalb für ihn nicht weniger verderblichen Fehler begangen. Er hat niemals mit Geld die aufrichtigen oder unaufrichtigen Leute unterstützt, die über ihn mehr oder weniger die Wahrheit sagten, oder gar ihm Lob spendeten. Von diesen

glaubte er in seinem Größenwahne, sie arbeiteten aus Überzeugung oder Ehrgeiz. Aber sobald gegen ihn geschrieben wurde, mutmaßte er Erpressung, der er sich regelmäßig unterwarf. Seine Gegner in der Presse und besonders in der politischen oder Skandal-Literatur waren stets sicher, auf direkte Anfrage mit reichlichem Geld zu künftigem Schwei-gen veranlaßt zu werden.

Und hiermit hat Abdul-Hamid albernerweise selbst zum mindesten neunzig Prozent der ganzen antihamidischen Literatur ins Dasein gerufen. Fast die ganze jungtürkische, von Türken, Griechen, Juden, Bulgaren und naiven oder geldsuchenden europäischen Publizisten geschriebene Literatur ist nämlich durchaus nicht „liberal“; sie beschäftigt sich nur ganz oberflächlich mit der Neuordnung und Entwicklung des osmanischen Reiches — von der übrigens ihre Autoren meistens nichts verstehen; sondern reißt bloß persönlich Hamid in den Schmutz und stellt zum allergrößten Teil ein Sammelsurium von Schauergeschichten dar, die in erster Linie der — durch die Aussicht auf reichliche Bezahlung aus Yildis-Kiosk — entflamnten Phantasie entsprossen sind.

Der in Paris stets verachtete, von den Jungtürken aber berufene Botschafter Munir-Pascha weiß, was die in Frankreich veröffentlichte Entrüstungsliteratur den Literaten hinter dem Rücken ihrer Verleger eingebracht hat. Leider wird er, da ihm die Jungtürken sein skandalöses Vermögen und seine Würden aus Angst überlassen, wohl kaum seine darauf bezügliche Rechnungsführung veröffentlichen, was im Interesse der Türkei allerdings äußerst wün-

schenswert wäre. Die ehrlich liberale, zwar natürlich auch gegen Hamid gerichtete Literatur hat nicht ein Zehntel des Papiers bedeckt, mit dem das revolutionäre Feuer in Konstantinopel angefacht werden sollte. Um nur ein Beispiel zu geben, darf man einen französischen sogenannten Schriftsteller erwähnen, der im Laufe der Zeit sieben oder acht Bände alberner Erfindungen gegen Hamid in die Welt gesetzt hat. Dieser Mensch nahm zunächst nach Stambul seine Frau mit, die ihm durch liebevolles Benehmen eine Reihe sehr intimer Palastkanäle eröffnete. Sodann verfaßte er ein erstes antihamidisches Buch. Er hatte das Pech, sich zu unverschämt zu zeigen. Munir-Pascha kaufte seinem Verleger alle noch auf Lager befindlichen Exemplare ab. Die liebevollen Gönner empfahlen die Literatengemahlin dem Sultan. Und dieser bot ihr fünfzigtausend Franken und ihrem Manne eine Professorenstelle mit sechstausend Mark Gehalt an. Der Dummkopf schlug alles aus und verlangte zweihunderttausend Franken. Hamid geriet in Wut und ließ ihn laufen. Das Geschäft war verfehlt. Und da der Poet nun ganz ohne Geld war, verbrach er noch sechs andere Bände, die ihm nicht ein Zehntel der gebotenen Summe eintrugen. ....

Es ist von Hamid unverzeihlich, daß er nicht prinzipiell solchen Erpressern widerstanden hat. Eine gewisse europäische, besonders englische und französische Presse hätte ihn sicher in Ruhe gelassen, wenn sie nicht aus unberechtigten Angriffen pekuniären Nutzen gezogen hätte. Und die Jungtürken, die sich zwar stets antihamidisch, aber sehr selten wirklich reformatorisch gaben, hätten mit

ihrer Propaganda nirgends Erfolg gefunden. Die gerechte Kritik des Sultans, die wahrhaftig schon schlimm genug ausgefallen wäre, hätte damit an Boden gewonnen, und die professionellen Hochstapler, die, wie wir später sehen werden, bis jetzt neben begeisterten ehrlichen Freiheitskämpfern im Rate der siegreichen Jungtürken sitzen, wären anstatt freiheitlicher Würdenträger ganz einfach Ober-spione und Palastspeichellecker geworden. . . .

### DIE DEUTSCHE ORIENTPOLITIK

Wie verderblich für Hamid und für das osmanische Reich diese Erpressungsliteratur mit ihrer Fälschung der öffentlichen Meinung in der Kulturwelt gewesen ist, sieht man an der jämmerlichen Verständnislosigkeit, mit der die deutsche Regierung an die Eroberung ihres Einflusses in der Türkei ging. Sie glaubte an die prinzipielle türkische Mißwirtschaft, hielt Hamids Greuelthaten für notwendig mit dem Sultanat verbunden, sah daher Rettung der Türkei vor der Aufteilung durch Rußland und England auch nur in der Einführung europäisch zugeschnittener Reformen, und hatte keine Ahnung von dem muselmanischen Rechte, seinen Vorzügen, und den Möglichkeiten, die sich aus ihm für die Reorganisation der Türkei ergaben. Sie trat in Konstantinopel wie ihre westlichen und östlichen Kolleginnen, nur etwas listiger, auf; begriff zwar das schöne Ziel, das sie erreichen wollte: die Stärkung der Türkei und die Deutschenfreundschaft des wiedergeborenen Osmanenreiches, griff aber in ihren Mitteln zu diesem Zwecke vollständig fehl.

Wäre schon im Jahre 1889 dem deutschen Kaiser das Testament des Abdul-Asis bekannt gewesen, oder hätte er sich — wie später die assyrische Geschichte — eine viel wichtigere Sache, nämlich den Scharia, das Grundgesetz der Khalifenherrschaft, gründlich erklären lassen, so hätte er die Geschichte des Orients in ganz andere Bahnen geleitet.

Die deutsche Orientpolitik dürfte ursprünglich ein persönlicher Gedanke Wilhelms II. gewesen sein. Denn sie wurde gegen Bismarck begonnen, und entwickelte sich erst nach dessen Sturze. Zwar waren schon zehn Jahre lang, nämlich seit dem Berliner Kongreß, die Beziehungen des Sultans zu Deutschland (das von da an mit Österreich fast zu identifizieren ist) besser als zu irgendeiner anderen Großmacht. Bismarck hatte aus Gründen rein europäischer Politik, nämlich um einerseits das Großslawentum zu bändigen, andererseits aber auch, um Englands Macht im Osten in Schranken zu halten, die europäische Türkei gerettet und Abdul-Hamid zugleich gegen seine beiden gefährlichsten Gegner, Midhat und Ignatieff, in Schutz genommen. Der Sultan andererseits hatte sein dem Grafen Zichy vor seiner Thronbesteigung gegebenes Wort betreffs der Besetzung Bosniens so geschickt gehalten, daß es beim Kongreß aussah, als ob England gegen den Willen der Türkei diese Provinz an Österreich abträte, um ein Gegengewicht gegen das offenbar russische Bulgarien zu schaffen.

Aber Bismarck scheint nie die wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten Deutschlands im Orient verstanden zu haben. Er überließ dieses Gebiet vollständig dem näher

beteiligten Österreich; und dieses bemühte sich — wie sich aus der darauf bezüglichen Korrespondenz der österreichischen Diplomaten mit den Ministern Hamids ergibt — mit großer Geschicklichkeit im aufdringlichen Rate des Konstantinopler diplomatischen Korps grundsätzlich den Ansichten des Russen, des Engländers und des Franzosen entgegenzutreten und so, mittels der prinzipiellen Feindschaft dieser, die Türkensympathie der mitteleuropäischen Reiche zu unterstreichen.

War es der Wunsch, im Dreibunde nicht einem Gefolgsmann die Politik zu lassen, die sicherlich die gefährlichste Wunde am europäischen Staatsorganismus zu behandeln hatte? War es schon wirtschaftlicher Imperialismus? Oder war es eine Art Kreuzfahrerromantik, die den jungen Wilhelm II. zum Orient zog? Soviel ist wohl sicher, daß er schon vor seiner Thronbesteigung in sich die Orientpolitik ausgearbeitet hatte, denn ihre Einweihung war eigentlich seine erste große internationale Tat.

Er hatte noch nicht ein Jahr regiert, als er Abdul-Hamid zum Erstaunen der Welt und des Sultans selbst in Konstantinopel besuchte. Die mit dieser Reise verfolgte Absicht war sicherlich noch nicht in erster Linie wirtschaftlicher Natur. Der großartige Aufschwung deutschen Handels in der Türkei hatte zur Vorbedingung die dortige Dekadenz der armenischen Finanzmacht, welche erst sieben Jahre später, infolge der furchtbaren Gemetzel in Konstantinopel, eintrat. Sein Ziel war politisch. Wie sich aus den späteren Enthüllungen über Bismarcks Sturz ergibt, war damals ernstlich mit schweren Konflikten in Osteuropa zu rechnen. Und die

etwaige Rache der Türkei an Rußland mußte durchaus im Sinne der letzten Bismarckschen Politik liegen, die den Krieg mit Rußland in Aussicht nahm. Der Kaiser bot, wenn auch nicht ganz offen, dem Sultan Unterstützung für einen solchen Fall an und bewies ihm zugleich, bei der nur zu klar hervortretenden Feindschaft Englands und Rußlands, daß Deutschland fortan die Existenz der Türkei für notwendig hielte, und der Sultan im Rate der in der Kulturwelt Regierenden nicht mehr ganz als rüdiges Schaf neben den anderen zu sitzen brauchte. Der persönliche Dienst, der damit Hamid erwiesen ward, war ungeheuer. Nur fragt es sich, ob damit auch der Türkei, der Bevölkerung, dem Landeswohlstande, dem inneren und äußeren Frieden des Reiches zugleich gedient war.

## KAISER UND PADISCHAH

Aber wie dem auch sei, Wilhelm II. konnte nicht anders verfahren, wenn er überhaupt im Orient handeln wollte. Mit niemand als dem Sultan konnte er in Verbindung treten. Ja, mehr noch: er wußte überhaupt nicht, daß das osmanische Reich, das muselmanische Khalifat und das Staatsoberhaupt, auf das allein wirken zu sollen er glaubte, durchaus nicht ohne weiteres miteinander zu identifizieren sind. Tatsächlich erreichte er mit der Zeit ungefähr alles, was nur im osmanischen Reiche durch den Padischah zu erreichen ist. Aber, wie die Ereignisse im Sommer 1908 gezeigt haben, war das durchaus nicht genug.

Der deutsche Einfluß stand und fiel mit der

Autorität eines einzigen Mannes, der persönlich von vielen seiner Untertanen angefeindet wurde und eigentlich seine ganze, nicht einmal politisch zu nennende Regierungstätigkeit darauf verwandte, eingebildete und wirkliche Verschwörungen im Stillstand allen öffentlichen Lebens unschädlich zu machen. Der altüberkommene Gedanke, daß der Padischah ein Despot und folglich ein allmächtiger Herr ist, mußte die ganze deutsche Orientpolitik irreführen.

Denn sogar in einem rein orientalischen Lande, viel mehr aber noch in einem Staate, wo in den reichsten Städten die Bevölkerung durchaus international ist, hängt der moralische und damit auch der wirtschaftliche Einfluß eines fremden Staates weit mehr von der öffentlichen Meinung ab, als man sich in Europa träumen läßt. Der Boykott der österreichischen Waren nach der Annexion Bosniens im Herbst 1908 erbringt dafür den besten Beweis; denn solche wirtschaftlichen Kollektivbewegungen können nicht plötzlich dekretiert werden, sondern gehen aus dem Sinneszustande der Massen hervor, die bloß durch festwurzelnde allgemeine Ideen zu Handlungen verführt werden können, die mit ihren unmittelbarsten Interessen in Widerspruch stehen.

## DEUTSCHE UND TÜRKEN

Tatsächlich war denn auch im Anfang der Freundschaft zwischen Hamid und dem deutschen Kaiser der wirtschaftliche Nutzen für Deutschland recht beschränkt. Nur was der Sultan selbst kaufen oder auf Befehl von seinen Verwaltungen kaufen lassen

konnte, kam der deutschen Wirtschaft zugute. Kriegsmaterial und gewisse Gebrauchsgegenstände, die der Volksmasse nicht nötig sind, wurden in Deutschland bestellt. Und wenn später der deutsche Handel einen so großartigen Aufschwung nahm, so liegt das einzig und allein daran, daß ein großer Platz, nämlich das wirtschaftliche Reich der Armenier frei wurde, und dann, daß Deutschland, das die Türkei infolge der Gemetzel nicht bedroht hatte, vielfach freundlicher erschien als England, das die armenische Revolution mit seinem Gelde, seinen Waffen und seinem schlechten Rat unterstützt hatte.

Aber auch da blieb schließlich der deutsche Handel den osmanischen Untertanen aufgezwungen. Sie kauften, weil die Deutschen da waren, weil sie billigere Waren auf den Markt brachten; und dies lag vielfach an der ungerechten Bevorzugung der Deutschen durch Beamte, die dem Sultan gefällig sein mußten. Aber es ist ein großer Irrtum anzunehmen, daß die engere Berührung mit den Deutschen und ihrem Handel den Türken irgend welche Sympathie zu ihnen sollte eingeflößt haben. Der Grund hierzu liegt nicht bloß an der Deutschenfreundschaft des Sultans. Die geringe Sympathie, deren sich die Deutschen in der Türkei beim Volke erfreuen, ist nicht nur eine indirekte Reaktion gegen den verhaßten Sultan. Sie liegt einfach daran, daß erstens die türkischen Christen stets zu Frankreich und England, oder aber zu Rußland gravitiert haben, und somit von vornherein aus geschichtlichen Gründen den Deutschen kalt gegenüberstanden, während zweitens die herrschende Bevölkerung, die der Mo-

hammedaner, seien sie der Rasse nach Osmanli oder Araber oder auch Albanesen, niemals von Deutschland richtig verstanden und bearbeitet worden sind.

Gerade auf sie aber glaubte die deutsche Politik den Stempel Hamids einträglicher Freundschaft drücken zu müssen. Gerade sie sollten deutschfreundlich werden, weil es ihr Autokrat, der Sultan war. Und das war ein Irrtum, der sich in Zukunft schwerer rächen wird als je, wofern nicht endlich mit der wirklichen Organisation der muselmanischen Welt gerechnet wird.

### ZUM VERSTÄNDNIS DER MUSELMANEN

Die politische Macht des Islam ruht auf drei Grundlagen: den Ulema (Gelehrten), den Chuan (Ordensbrüdern) und der Regierung. Die Ulema sind die Vertreter der religiösen und überlieferten Wissenschaft, der Literatur und der politisch-sozialen Studien. Die Chuan vertreten das religiöse Gefühl und das Volksbewußtsein. Die Regierung ist die Verwaltung, das Heer und die Exekutivgewalt.

Die Ulema haben durchaus nichts mit Priestern gemein. Sie stellen keine religiöse Kaste dar und sind keiner hierarchischen Ordnung unterworfen. Sie bilden recht eigentlich eine wahre Republik, so zwar, daß z. B. der Rektor einer europäischen Universität auf seine Kollegen im Professorenkollegium größere Autorität ausübt, als ein Schech über seine Gelehrten. Niemals hat ein Ulema den Anspruch erhoben, außer seinem eigenen irgend ein Gewissen zu leiten, und schwerlich wird sich ein Muselman finden, der sich den Gedanken einflößen ließe, er

habe sich von jemand, der einen Titel oder eine Würde besitzt, irgend etwas vorbeweisen zu lassen. Der Araber im besonderen, der das wesentliche Element im Islam darstellt und auch die Osmanen mit der Zeit stark semitisiert, läßt sich nur von denen leiten, die zu seiner Phantasie und zu seinem Gefühle sprechen, aber solchen folgt er dann auch bis in den Tod.

So wie die Ulema keine Tyrannei ausüben, dulden sie auch keine. Stets haben sie mit größter Eifersucht ihre Unabhängigkeit verteidigt; und ihre Märtyrer sind zahllos. Die berühmtesten Lehrer haben um ihrer Rechtschaffenheit und ihres Freimuts willen unter dummen Despoten entsetzliche Verfolgungen erlitten.

## DIE ULEMA

Die Ulema leben von dem Einkommen der Wakf, das heißt der Güter, die ihnen durch fromme Schenkung oder Erbschaft zugefallen sind. So bilden sie gleichsam einen Staat im Staate und sind der in westlichen Ländern herrschenden schlimmen Not enthoben, die Gunst der Großen zu suchen. Niemals, wenigstens bis in die allerletzte Vergangenheit, haben sie die Einmischung irgend einer Regierung in ihre Angelegenheiten geduldet. Daher sind die Ulema stets die Wortträger der Volksproteste gegen die Übergriffe der Bedrücker gewesen; und sie haben der weltlichen Macht ungleich energischer zu widerstehen gewagt als beispielsweise die katholischen Priester des Mittelalters. Kurz: die Ulema dürfen in keiner Weise mit einer Kaste oder einem Stande

der Geistlichkeit verwechselt werden, die in nicht muselmanischen Staaten so oft eine staatlich anerkannte und fast immer sogar privilegierte Rolle gespielt haben. Die Ulema sind nicht, wie Abbés oder Konsistorialräte, Stützen des Thrones. Keine Regierung dürfte es wagen, sich auf sie zu stützen, ohne sich ihnen zu unterwerfen. Sonst würde es ihr gehen wie dem Sultan Abdul-Asis, der nur durch augenblickliche Annahme ihrer politischen Forderungen seinen Thron zu retten hoffen durfte und in wenigen Minuten auf die Ausführung seiner jahrelang ergrübelten politischen Pläne verzichten mußte, weil er keine Zeit hatte, sie über ihren tragischen Irrtum zu belehren.

Dabei sind sie arm wie Hiob, fast immer durchaus unbestechlich und glauben an ihre Autorität nur, weil sie an ihre Wissenschaft glauben. Und doch ist diese durchaus nicht ihr Monopol, so daß man schließlich ihre ungeheure moralische Macht einzig und allein aus ihren persönlichen Fähigkeiten erklären kann.

## DIE ORDEN DES ISLAM

Die Chuan (Brüder, welche die Kongregationen bilden) sind nicht Mönche im christlichen Sinne, denn das Mönchswesen ist im Grundgesetze des Islam verboten. Höchstens könnten sie mit den pietistischen Gemeinden verglichen werden, die sich zuzeiten auf dem Boden des Protestantismus entwickelt haben. Aber auch dieser Vergleich hinkt stark. Eher noch dürften sie mit jenen Kongregationen des Antiklerikalismus zusammengestellt wer-

den, zu denen die Freimaurerei besonders in katholischen Ländern wie Frankreich und Italien mit der Zeit geworden ist. Wenigstens haben sie mit den Logen äußerlich das eine gemein, daß in ihnen eine gewisse Hierarchie nach Graden des Eindringens in die Lehre besteht, und daß sie auf die öffentliche Meinung, ohne es äußerlich zu zeigen, einen großen Einfluß ausüben. Aber eigentlich sind sie mit keiner religiösen oder anderen Gesellschaft der Welt praktisch zu vergleichen.

Was Christen an ihnen am befremdendsten erscheinen dürfte, ist die Abwesenheit aller Lebens-, Handlungs- oder Moralregel, der sich sonst die Brüder eines Ordens zu unterwerfen haben. Das einzige, was jeder für sich allein hat, und was geradezu sein Wesen ausmacht, ist der „Dzirk“, das heißt das Gebet oder vielmehr die Gebetformel und der Gebetritus. Um einen Vergleich aus bekanntem Gebiete heranzuziehen, könnte man sagen, der Dzirk sei die Art und Weise den Rosenkranz zu sprechen.

Und dieser Ritus genügt. Er zeigt sich mächtiger als das „Perinde-ac-cadaver“ der Jesuiten und die strengsten Regeln buddhistischer Orden. Denn er schafft geradezu einen jeder einzelnen Kongregation eigentümlichen Geisteszustand. Der Dzirk nämlich gewöhnt die Brüder an eine besondere Art, sich alltäglich zu gewissen Stunden auf gleiche Weise zu benehmen. Er ist, der betreffenden Kongregation nach, sehr verschieden. In gewissen Kongregationen wird der Name Allah Tausende von Malen in präzise, von fest geregelten Bewegungen begleitetem Rhythmus gesprochen. Einige sprechen ihn sitzend und ruhig. Andere rufen ihn unter Zurückwerfen

des Kopfes. Noch andere, indem sie sich um sich selbst drehen. Weitere heulen ihn. Noch andere tanzen beim Gebet. Einige auch sitzen stumm und denken ihn. Die Gebetsformeln sind verschieden wie die Art der Anrufung. Und es ist psychologisch durchaus verständlich, daß jahrelange Übung, jahrelange Gewohnheit, den Herrn der Welt auf gewisse Weise zu gewissen Stunden auf dieselbe Art aufzufassen, der Seele einen unauslöschlichen Stempel aufdrückt.

Wirkliche Kenner des muselmanischen Gebietes ersehen aus der Physiognomie des Derwischs und sogar des gewöhnlichen Gläubigen, der nicht äußerlich zu einem Orden gehört, den Namen der Bruderschaft, deren Geist ihn beherrscht. Nach einiger Übung erkennt jeder aufmerksame Beobachter ein Mitglied der machtvollen Kongregation der Snussia, oder der idealistischen, fast mystischen Naksebandia. Der Geist hat hier durch seine dauernde intensive Exteriorisation geradezu den Körper umgestaltet. Und somit ist dieser Körper nebst allem was in ihm in Erscheinung tritt, ohne jede äußere Regel, ohne jeden Zwang, geradezu Instrument derer geworden, welche die Kongregation leiten. Dem vom großen Schech ausgegebenen Befehle wird jeder blindlings folgen. Ja, es brauchen nicht einmal Befehle ausgegeben zu werden. Die Einheit der Auffassung von den Ereignissen und von den religiösen und politischen Notwendigkeiten ist so groß, so geheimnisvoll absolut, daß, unter gegebenen Verhältnissen, ganz von selbst unter den meisten Mitgliedern derselbe Gedanke und derselbe Entschluß entsteht.

## DIE ROLLE DER DERWISCHE

Deswegen darf man sagen, daß — wenn überhaupt irgend etwas — so sicherlich die Bruderschaften die eigentliche öffentliche Meinung in der Welt des Islam ausmachen. Und da, teils als rechte Ordensbrüder, teils als eine Art Laienbrüder, die ihr bürgerliches Leben nicht verlassen, ungezählte Millionen von Gläubigen ihnen anhängen, so geht man nicht zu weit, wenn man mit ihnen als der wirklichen islamitischen Demokratie rechnet. Die Zahl der Orden ist groß. Eine eigentümliche aber psychologisch erklärliche Erscheinung ist, daß die in Asien entstandenen Orden mehr idealistischen oder doch allgemeinen metaphysischen Gedankengängen ihre geistige Energie zuwenden, während die in Afrika geborenen Bruderschaften prinzipiell der politischen Aktion viel näher sind. Dies ist speziell von den Mirgania zu sagen, die England in Ägypten vergeblich versucht hat, durch Bestechung ihrer Schechs seinen Zwecken dienstbar zu machen; sowie von dem großartigsten Bunde, der in einer nahen Zukunft sicherlich eine ungeahnte Rolle in der Weltpolitik spielen dürfte, dem der Snussia, die man fast als die Jesuiten des Islam bezeichnen kann, wenigstens insoweit es sich um ihre praktische politische Betätigung handelt. Von ihnen wird weiterhin noch öfter die Rede sein müssen. Der „klassische Orden“, der wohl am weitesten verbreitete, der aber gerade deshalb etwas farblos geworden ist und seine Wichtigkeit zur Regenerierung des Islam zum Teil eingebüßt hat, ist der der Kadria, aus dem in Afrika die Snussia hervorgegangen sind.

Die Tidiania, Kalwatia und Schiazlia können sicherlich in politischer Beziehung noch Ungeheures leisten. Die Mevlevia, die von ganz Orthodoxen fast als ketzerisch betrachtet werden, da sie ursprünglich aus dem Lande der Reformation, aus dem Schiitenlande Persien stammen, sind in Europa fälschlich als „tanzende Derwische“ bekannt; ihr Schech hat noch aus der Janitscharenzeit das Vorrecht, beim Padischahwechsel in der Ejubmoschee zu Konstantinopel den neuen Sultan mit dem Schwerte Osmans zu gürteln.

Es fällt nicht in den Rahmen dieses Buches, die Machtfülle und die innere Organisation oder gar die Möglichkeit ihrer politischen Mitarbeit mit westlichen Mächten im einzelnen zu studieren. Nur muß erwähnt werden, daß in der Welt des Islam ohne sie gar nichts, mit ihnen ungefähr alles möglich ist.

Um es mit einem Worte zu sagen: wenn es erlaubt ist, die Ulema das Gehirn des Islam zu nennen, so müssen die Schechs der Brüderschaften als das Herz des Islam bezeichnet werden. Und wenn manchmal Streit zwischen den Ulema und den Chuan entsteht, so ist dies der uralte Kampf zwischen der Intelligenz und dem Gefühl, zwischen der Logik und der Intuition. Die Ulema und die Chuan schließen sich übrigens gegenseitig ebensowenig aus wie die meisten Orden, deren Mitglieder sehr oft zugleich anderen Brüderschaften angehören. Jedoch ist es sicher, daß sogar unter den Muselmanen die Chuan nicht wenige Gegner haben. Dank ihrer Armut, ihrer Unabhängigkeit, ihrer tiefen Verachtung für alles was die Grundlagen des gemütlichen bürgerlichen Lebens ausmacht, haben diese Derwische die

Fähigkeit, die platten Köpfe geradezu instinktiv zu reizen. Aber gerade deshalb fühlen die Volksmassen sich mit ihnen eins und folgen ihnen blindlings, sobald sie ungewöhnliche persönliche Eigenschaften an den Tag legen. Im Grunde sind sie im Islam die letzte Zuflucht der Träumerei, der Kunst, der intellektuellen Ausschweifung in unserer kümmerlichen Zeit.

Aber längst nicht alle Brüder gehen so der Welt aus dem Wege. Die meisten leben dasselbe Leben, wie alle anderen Muselmanen. Und damit bleiben sie fast sicherer auf der Bahn alter Überlieferung. Denn früher übte jeder Schech ein Handwerk aus, und seine „Söhne des Tariq“, d. h. seine geistigen Schüler waren zugleich seine Gehilfen, Lehrlinge oder Mitarbeiter. Daher rührt der ästhetische und geistige Charakter der alten muselmanischen Gewerbe und auch der fast religiöse Charakter der alten Arbeitergilden im Orient. Weiß man, daß die Europäer im Mittelalter einfach die Sarazenen nachgeahmt haben, wenn sie einer Gilde irgend einen Heiligen zum Patrone gaben?

Der geistige, religiöse und wirtschaftliche Einfluß der Bruderschaften ist heute größer denn je. Und daß sie im Westen schlecht bekannt sind, hindert nicht ihre ungeheure politische Macht.

## KHALIFAT UND SULTANAT

Von außen besehen, bleibt aber natürlich die Regierung, die politische auf den Islam gegründete Organisation das wesentliche und das mächtigste Element in der muselmanischen Welt, sei es auch nur

weil es allein die äußerlich handelnden Organe besitzt. Wilhelm II. brauchte von der Existenz der Ulema und von dem geheimnisvollen Wirken der Chuan keine Ahnung zu haben, durfte aber trotzdem glauben, die Welt des Islam an ihrer wichtigsten Stelle berührt und sozusagen ihre Zentralgewalt sich dienstbar gemacht zu haben. Aber eines ist das Sultanat, ein anderes das Khalifat. Letzteres einzig und allein ist das mit dem Wesen der islamitischen Ordnung verbundene politische Organ. Der Khalife ist der Nachfolger des Propheten und seiner unmittelbaren Nachtreter, die nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die Muselmanen von Kontinent zu Kontinent geführt und dem Islam jenes ungeheure Ländergebiet erobert haben, an dem sich noch heute die sogenannten Kultur- oder Raubstaaten die Zähne ausbeißen. Und schon der Umstand, daß der Padischah der Osmanli weder der Rasse, noch der Sprache, noch der politischen Zusammengehörigkeit nach zu denen gehört, die füglich die Würde des Khalifen rechtmäßig in Anspruch nehmen dürfen, sollte von vornherein darauf hinweisen, daß mit dem türkischen Sultan noch lange nicht die Welt des Islam erobert wird. Das Wesen des Islam an und für sich sollte bloß einen Scherif als der Khalifenstellung würdig bezeichnen, d. h. einen authentischen Nachkommen des Propheten, also jedenfalls einen Araber. Allerdings hat es ja in Rom auch deutsche und englische Päpste gegeben; aber das katholische Khalifat hat nicht an und für sich politische Aufgaben zu erfüllen. Das alte Christentum war ausschließlich eine geistige Gemeinde; aber der Islam stellt in seiner

Grundlehre eine wirkliche Lebensgemeinschaft, eine Handelsgemeinschaft, ein soziales Wesen und damit eine politische Organisation dar.

Nie hätte der turanische Chan der Osmanli die Khalifatswürde an sich gebracht, wenn er sie nicht aus altem arabischem Lande geholt hätte. Erst Selim II., der Ägypten eroberte, durfte sich Khalife nennen und den Sitz des obersten Würdenträgers des Islam aus altem geheiligten Lande nach Konstantinopel, mitten unter die Ketzler verlegen. Die Padischah haben seitdem das Khalifat behalten, aber im Grunde nur, weil ihre politische, besser noch ihre militärische Macht im ganzen Islam die größte war. Von vielen, und nicht von den schlechtesten Muselmanen wird der türkische Khalife nur geduldet, und im Falle die rein politische Macht der Osmanli schwinden sollte, würden diese unzweifelhaft das Khalifat einem würdigeren Fürsten, einem echten Araber und womöglich einem Scherif anvertrauen wollen.

Aus diesem Grunde ist es von vornherein verfehlt, etwa den zwingendsten Einfluß auf alle Muselmanen durch Vermittlung des türkischen Padischah gewinnen zu wollen. Weniger als die Gruppen der Ulema und die stillen Heere der Chuan ist der Sultan imstande, zu irgend welcher freundlichen Haltung der Muselmanen fremden Ländern gegenüber beizutragen. Ja — um die ganze Wahrheit zu sagen — die politische Macht des Islam würde mit dem Verschwinden des türkischen Sultanats höchst wahrscheinlich durchaus keine Verfinsterung, sondern im Gegenteil eine innere Regeneration erfahren, die mit einem Schlage den alten Ideen vom

Panislamismus, den heiligen Prinzipien der politischen Einheit der muselmanischen Welt, einen ungeahnten Anstoß zur Fortentwicklung verleihen könnte. Denn der türkische Padischah hat wohl seine Khalifenwürde benutzt, um seine politische Herrschaft über eine möglichst große Zahl von Muselmanen zu befestigen. Aber er hat auch stets, da er eben Khalife erst in zweiter Linie sein kann, die islamitischen Allgemeininteressen denen des osmanischen Staatswesens opfern müssen.

Wie das Zitat des El-Scharaani in dem von uns angeführten Testamente des Abdul-Asis angibt, ist es jedoch im religiösen Gesetze als notwendig vorgesehen, daß jeder Muselman einen „Imam“ habe, d. h. einen Vorgesetzten, dem er in allen Dingen der Religion folgt. Nichts aber besagt, daß der türkische Sultan das große Imamats der Muselmanen zu seinen Attributen rechnen soll. Deshalb beruht die islamitische Macht des türkischen Sultans nicht auf seiner religiösen Würde. Bloß lange Gewohnheit hat die arabischen Muselmanen seine Autorität als anerkannt hinnehmen lassen. Und da diese mit der Zeit alle anderen Gläubigen, samt den in Kleinasien sitzenden Osmanli, aufsaugen oder doch semitisieren, so bleibt das türkische Khalifat sicherlich nur so lange bestehen, wie die Militärmacht der Türken es zu unterstützen vermag.

Nie werden Muselmanen sich aus religiösen Gründen erheben, um dem Padischah das Khalifat zu sichern, wie Christen es für den Papst getan haben. Andererseits aber auch ergibt sich aus der eigentümlichen Struktur der sultanischen Zwittermacht, daß in Konstantinopel Russen, und in Ägypt-

ten noch immer Engländer herrschen könnten, ohne daß deshalb die Khalifatswürde selbst und mit ihr der so ungeheuer lebendige Gedanke der inneren Einheit der muselmanischen Welt zugrunde ginge. Im Gegenteil würde dann wahrscheinlich das Khalifat auf einen arabischen Scherif übergehen, und damit eine religiöse Macht gewinnen, die politisch sich viel stärker erweisen könnte, als die dahinschwundene Autorität des osmanischen Halbmonds.

## DER KHALIFE UND DIE CHRISTLICHEN MÄCHTE

Wenn also auch der Sultan an und für sich im Islam eine ungeheure Macht darstellt, so ist aus dem Vorhergehenden ebenso klar zu ersehen, daß er allein viel weniger auszurichten vermag, als man in Europa und besonders in Deutschland glaubt. Er braucht offenbar die Unterstützung der Ulema und der Chuan. Und diese drei Mächte zusammen bilden erst jene ungeheure halb religiöse, halb politische Macht, mit welcher die Europäer tatsächlich im Orient zu rechnen haben.

Die innere Koordination dieser drei Elemente ist bisher ganz oberflächlich „wissenschaftlich“ studiert, nie aber als Grundlage zur politischen Aktion einer europäischen Macht im Osten angenommen worden. Zwar haben andere als die Deutschen, aus eigener schlimmer Erfahrung, die außersultanischen Machtelemente des Islam nur zu gut in ihren großen Linien kennen gelernt, aber ihre Versuche, sie sich dienstbar zu machen, sind bisher stets jämmerlich fehlgeschlagen. Und ist es nicht für

den Charakter der europäischen Kulturstaaten höchst kennzeichnend, daß jeder von ihnen zum Gegenstand seiner Aktion gerade dasjenige Element gemacht hat, daß ihm an und für sich seinem eigenen Wesen am nächsten zu stehen schien?

Der deutsche Kaiser, der selbst ein Autokraten-temperament besitzt und über eine Nation herrscht, in der der Sinn der blinden Disziplin und des Gehorsams vor den Leuten, „die dazu da sind“, nur zu oft wuchernde Formen annimmt, mußte natürlicherweise ausschließlich mit dem muselmanischen Autokraten rechnen und sein Wirken auf ihn persönlich konzentrieren.

Die Engländer, die — wenn auch irrtümlich — die kalte Wissenschaft, die ruhige Überlegung, die logische Entwicklung der Notwendigkeiten als ihren politischen Leitstern ansehen, haben im Gegenteil auf die Klasse der muselmanischen Logiker, auf die Ulema wirken und dadurch die Sympathie des Islam gewinnen wollen; der Gedanke an sich war nicht schlecht; aber die europäische Selbstüberhebung hat ihnen einen fürchterlichen Possen gespielt; sie haben, da sie Gelehrte sein wollen, die Ulema nicht so hingenommen, wie sie sind, sondern sie haben sich bemüht, eine neue Klasse von Ulema auf Grund englischer Wissenschaft und Weltanschauung zu schaffen; diese aber wurde natürlich zu Hause bald als Zerstörerin des wahren Glaubens erkannt, als verräterisch isoliert und mehr oder weniger unschädlich gemacht.

Die Franzosen schließlich, mit ihren demokratischen Grundsätzen, wollten auf die muselmanische Demokratie wirken, versuchten auch vielfach mit

den Chuan in Verbindung zu treten, taten es aber in äußerst ungeschickter Weise und hätten schon im voraus des vollständigen Mißerfolges sicher sein sollen, da ihre gleichzeitige militärische Haltung und ihre Herrschaft über weite muselmanische Gebiete in Nordafrika sie ohne weiteres als wesentliche Feinde islamitischer Gesellschaftsordnung erkennen ließen.

### HAMIDS PANISLAMISMUS

Gerade als die Freundschaft zwischen Abdul-Hamid und dem deutschen Kaiser zuerst in die Erscheinung trat, befand sich der Sultan in seiner inneren und äußeren Politik in einer so schwierigen Lage, daß die Verbindung mit dem größten Militärstaate Europas ihm als Glückszufall ersten Ranges erscheinen mußte. Im Innern stand er, infolge seiner auf bloßes Spitzelwesen reduzierten Politik, mit den beiden anderen islamitischen Mächten, den Ulema und den Ordensbrüdern, nicht gerade auf gutem Fuße. Im Äußeren hatte er wie immer unter der Wühlarbeit Englands und Rußlands zu leiden. Er konnte also seine Padischahwürde und sein Khalifat nur durch die Steigerung seiner Staats-, seiner Militärgewalt sichern. Mit dem theoretisch schon sicheren Rückhalt an Deutschland fand er dazu neuen Mut. Während seine Verwaltungspolitik durchaus fruchtlos bleiben mußte, nahm er mit größter Tatkraft die Politik der Einigung des Islam auf. Nicht mit Unrecht hat man diese Politik mit dem Namen Panislamismus bezeichnet.

Es handelte sich für ihn um zwei Dinge. Einerseits mußte er im osmanischen Reiche selbst alle Muselmanen um sich zu gruppieren suchen. Andererseits aber wollte er die Muselmanen aller außerhalb des Sultanats stehenden Länder, und im besonderen die unter europäische Oberhoheit geratenen an sich ziehen, seine Khalifenautorität über sie befestigen und so dem Andrang der Europäer gegen seine Besitzungen eine weit gefährlichere Macht entgegensetzen, als die Osmanen allein sie darstellten.

In seinem eigenen Reiche hätte Hamid recht vorsichtig vorzugehen. Seine politische Oberhoheit über die Gegenden, ohne deren Besitz das Khalifat überhaupt nicht denkbar ist, nämlich über Westarabien mit den heiligen Städten, war stets nur locker. In Ägypten saßen die Engländer. Im westlicheren Afrika war die Macht des Ordens der Snussia fast absolut, und diese begegneten ihm mit dem größten Mißtrauen. Ja, man darf sagen, daß im osmanischen Reiche selbst eine organisierte Einheit der Muselmanen niemals wirklich geworden ist. Es liegt dies natürlich an der alten Stammesorganisation, die früher überall herrschte. Die Nebenbuhlerschaft der Stammeshäupter ist nie eingeschlafen, und der Padischah, der materiell außerstande war, sie alle nacheinander zu bezwingen — was übrigens bei dem herrschenden islamitischen Geiste wohl nicht viel genutzt hätte — mußte sich darauf beschränken, seine mehr oder weniger platonische Oberhoheit durch Konzessionen, Geschenke oder nötigenfalls kleinliche Intrigen zu sichern.

Aber wenn so der türkische Padischah in seinem

Reiche niemals überall die politische Macht in Händen gehabt hat und oft durch gegenseitige Verhetzung der Stämme oder Fürsten (wie in Arabien) höchstens den Schein seiner Autorität aufrecht erhalten kann, so wird es mit einem Schlage ganz anders, wenn er nicht mehr als türkischer Padischah, sondern als muselmanischer Khalife auftritt. In seiner Verwaltung stets hier oder da angefeindet, hat er jedoch nur noch begeisterte Anhänger, wenn es sich um die Verteidigung des Islam gegen die Ungläubigen und ihre Staaten handelt. Denn die weltliche Macht ist nun einmal, dem Wesen des Islam nach, die äußere Erscheinung des Fortbestehens und der Ausdehnung des Glaubens. Und die bloße Tatsache, daß der Sultan nun einmal wirklich Khalife ist, wird zu jedem „heiligen Kriege“ um seine Roßschweife alle Gläubigen seines Landes mitsamt denen, die gestern noch im Aufstande waren, scharen.

### MUSELMANISCHE PROPAGANDA IN GANZ ASIEN

Viel großartiger jedoch ist der Panislamismus in außertürkischen Ländern angelegt. Die Grundidee dieser Politik — die übrigens dargetut, daß Hamid wirklich ein Politiker ersten Ranges ist — besteht darin, daß die Autorität des Khalifen überall, wo Muselmanen leben, groß genug sei, um sie zur Teilnahme an heiligen Kriegen zu veranlassen. Und hiermit wollte Hamid ein furchtbares Gegengewicht gegen den Druck der Westmächte und Rußland auf seine europäischen Besitzungen schaffen. Von dem

Tage an nämlich, da er dem englischen Botschafter sagen dürfte: „Dies sind meine Bedingungen; fahrt ihr in eurer Zersetzungsarbeit fort, so lasse ich in Indien siebzig Millionen Muselmanen auf euch los“ — von diesem Tage an wäre es mit Englands Einfluß im Orient aus. Wenn er den Franzosen mit dem Aufstand der algerischen Muselmanen wirklich drohen, den Russen, ohne Übertreibung, die Erhebung Turkestans, der Wolgamohammedaner und der kaukasischen Moslim als bevorstehend ankündigen könnte, dann hätte der Padischah ein für allemal das Joch der fremden Einmischung abgeschüttelt. Und diesem Ziel hat er zwar erfolglos, aber doch mit bewundernswerter Kraft und Geschicklichkeit zugestrebt.

Es ist ja eine allgemeine psychologische Erscheinung, daß Menschen und Ereignisse größer werden, je weiter man sich von ihnen entfernt. So erklärt es sich, daß die Propaganda für die muslimanische Autorität des Konstantinopeler Khalifen am wirksamsten in ganz entfernten Ländern arbeitet, wie in China, Sibirien, Indien, Turkestan, im Sudan usw. Das Verfahren war an sich sehr einfach. Im allgemeinen wurden mit der Propaganda die Pilgerführer betraut, welche die nach Mekka ziehenden Karawanen begleiten oder vielmehr leiten; kluge, vielgereiste, äußerst beredete Männer, die, besonders an den heiligen Stätten, mit großer Kunst die Begeisterung zu entfachen wissen und ungezählte Tausende, denen der Padischah fast unbekannt, nach Hause schicken, erfüllt mit der Idee, daß die Welt des Islam Einheit besitzt und unter der Leitung des Khalifen, wenn nicht einheitliche Verwal-

tung, so doch Freiheit von den Ungläubigen wiedergewinnen wird.

Von dem großartigen Erfolge dieser Methode weiß man in Europa so gut wie nichts. Es fällt auch aus dem Rahmen dieser Schrift, ihn im einzelnen darzulegen. Aber es genügt, um sich davon eine ungefähre Vorstellung zu machen, zu wissen, daß z. B. während des mandschurischen Krieges Delegationen der sibirischen und russischen Muselmanen in Konstantinopel erschienen, um zu fragen, ob der heilige Aufstand losbrechen sollte; daß aus Nordwestchina gleiche Anfragen einliefen; daß Hamid die turkestanischen Muselmanen unter strengem Befehle zur Ruhe bringen mußte; daß den Marokkanern durch panislamitisch beeinflusste Orden die gegen Frankreich gerichteten Waffen zugesteckt wurden; daß noch im Jahre 1908 die Muselmanen Kaukasiens bloß noch das Signal zum Aufstand gegen Rußland erwarteten; sowie daß der für England so gefährliche Umschwung der muselmanischen Meinung in Indien ohne direkten Einfluß des Khalifen wahrscheinlich nie stattgefunden hätte.

Es ist nun sicher, daß diese ganze Aktion allergrößten Stiles nur auf Grund des neu erwachenden Ansehens der Macht des Sultans hat ins Werk gesetzt werden können. Und in dieser Hinsicht war die allmählich immer festere Formen annehmende Freundschaft mit Deutschland ohne jeden Zweifel ausschlaggebend. Denn da Deutschland eben nur den Sultan und sonst gar nichts in der Türkei kannte, so war der Padischah ganz persönlich in seiner Palastpolitik der Nutznießer der deutschen Unterstützung.

## ENGLANDS ERSTER KAMPF GEGEN HAMID

Die Entwicklung des Panislamismus einerseits, der steigende Einfluß Deutschlands bei Abdul-Hamid andererseits stellte nun aber eine große Gefahr für das englische Weltreich dar. Schon begann die deutsche Konkurrenz im Orient den englischen Handel empfindlich zu schädigen, und die Befestigung des Khalifats bedrohte unmittelbar — wenn nicht in Ägypten, so doch in Arabien — die „Straße nach Indien“, deren Besitz zugleich fast das Mittel und der Zweck der britischen Weltpolitik ist. England mußte gegen diese verhängnisvolle Entwicklung einen großen Schlag führen. Und der bestmögliche war sicherlich der Sturz Abdul-Hamids und die vollständige Neuordnung der europäischen Türkei unter der Herrschaft der christlichen Bewohner. Zum Glück für England fiel hier das weltpolitische Interesse direkt mit der Humanitätspolitik zusammen, die alle Schläge gegen angeblich unzivilisierte Länder entschuldigen soll. Hamid war bei seinen christlichen Untertanen verhaßt; die anderen hätten ihn sicherlich auch nicht verteidigt. Eine Revolution mußte zugleich das Khalifat, den Panislamismus und den deutschen Aufschwung im Oriente brechen. Und — eigentümliches, wenn auch nicht ganz zufälliges Zusammentreffen — eine Revolution befand sich gerade in Konstantinopel in Vorbereitung: nämlich die der Armenier.

### DIE ARMENISCHEN GREUEL

Was diese eigentlich bezweckten, ist nie recht klar geworden. Die Armenier waren bis dahin eine

bevorzugte Klasse gewesen. Auf den Listen der hohen türkischen Beamten standen bis zu jener Zeit fast mehr armenische Namen als osmanische. Die wenigsten von ihnen hatten bei einer Revolution etwas zu gewinnen. Sogar die Selbständigkeit Armeniens war eine bloße Schimäre, denn überall sind die Armenier in ihrem alten Lande in der Minorität, oder doch so eng mit Muselmanen vermischt, daß es unmöglich ist, die einen auf Kosten der anderen mit der Verwaltung zu betrauen. Daß sie damals, wie seit Jahrhunderten, ab und zu unter der Drangsalierung kurdischer Banden zu leiden hatten, ist sicher. Aber die Mittäterschaft des Sultans zu jener Zeit ist reine Fabel. Jedenfalls waren die in und um Konstantinopel ansässigen Armenier kaum qualifiziert, dieserhalb das Reich umzustürzen. Der Charakter der hamidischen Regierung hätte zwar in anderen Ländern hinreichen können, große Volksbewegungen gegen sie zu entfachen. Aber die Armenier allein, ohne die Griechen, die Bulgaren und die Türken, durften doch wohl kaum glauben, sie seien zu Rettern des Reiches bestellt — ähnlich wie die Juden es später in Rußland gewollt haben — denn an der Existenz des Reiches lag ihnen nichts.

Trotz alledem entwickelten sich die revolutionären Machenschaften der Armenier mit großer Schnelligkeit und mit Hilfe ungeheurer Geldmittel. Woher kam dieses Geld, und wer beriet die revolutionären Führer? Etwa die reichen und intelligenten Armenier? Dies ist mehr als zweifelhaft, wenn man sieht, daß diese selben in ihrem eigenen Lande, in Armenien, sich der russischen Revolution gegen-

über außerordentlich kühl verhalten haben. In Konstantinopel sah diese wirtschaftliche und intellektuelle Auslese des Volkes sicherlich die Revolution als noch unzuträglicher an, als nachher in Tiflis. Den sie mußte dabei ihr Einkommen und ihre bevorzugte moralische und offizielle Stellung einbüßen. Und sie setzten sie nicht so vermessen aufs Spiel.

Aber die armenischen Revolutionäre gewannen sehr leicht die begeisterte Unterstützung der englischen Humanitären. Und die von ihnen zunächst in beschränktem Maße bearbeitete öffentliche Meinung ward plötzlich ihr großer Bundesgenosse, als aus politischen Gründen die Regierenden selbst den moralischen Feldzug gegen Hamids Greuelthaten unternahmen: die englischen Missionen im Osten wurden armenophil.

Sie wurden auch Hochburgen der armenischen Revolutionäre. Attentate und Unruhen brachen aus. Lord Salisbury triumphierte und hielt schon im Spätsommer 1895 eine große Rede, in der er ankündigte, daß „die historische Gerechtigkeit nächstens über das osmanische Reich das Todesurteil aussprechen würde“, sowie, daß „die Zeit der größten Anstrengungen noch lange nicht vorbei sei, und noch weniger die der intensiven Vorbereitungsmaßregeln“. Diese Vorbereitungsmaßregeln bestanden in der reichen Unterstützung der armenischen Revolutionäre mit Geld und Waffen, die ihnen von den Missionen und „Privaten“ massenhaft zugesteckt wurden. Und je toller die Armenier zum Schrecken aller Bewohner wirtschafteten, je widerlicher ihre Haltung allen — den im Osten ansässigen Europäern und

Diplomaten inbegriffen — erschien, um so energischer rief die englische Regierung nach Rache für die Opfer, die aber einzig und allein selbst die wirklichen Verbrecher waren. Über dreißigtausend englische Revolver wurden an die Armenier Konstantinopels verteilt, und nichts ist bezeichnender, als daß man diese nachher bei den Leichen gefunden hat, geladen zwar, aber unbenutzt, was zeigt, daß der wilde Mut der englischen Söldlinge Fabel war, und England aufs schlechte Pferd gewettet hatte.

Hamid geriet begreiflicherweise über die fortschreitenden revolutionären Taten in immer größere Angst und bereitete auf den Rat Kutschuk-Saids die Verteidigung vor. Jede Provokation sollte vermieden, aber dann sollte furchtbar dreingeschlagen werden. Nicht einmal das Odium, auf seine Untertanen schießen zu lassen, wollte der Sultan annehmen — oder war es Angst, daß ein paar Flinten oder Kanonen zufällig nach Yildis zielen könnten? Jedenfalls ließ Kutschuk zwanzigtausend äußerst gefährliche Knüppel anfertigen und an alle die verteilen, die dem Palaste als sichere „Osmanen“ bekannt waren.

Schließlich, am 26. August, brach das Unheil los, indem die armenischen Führer, die im Hause der Ottomanischen Bank große Dynamitlager durch ihre dort als Beamten angestellten Freunde hatten anlegen lassen, das Gebäude als Festung benutzten, vom Dache aus die Türken bombardierten und der Riesenstadt panisches Entsetzen einjagten. England verlangte mit Erfolg freien Abzug für die Missetäter. Aber die Armenier waren zu feige, ihre Sache weiter

zu verteidigen. Sie hielten zwar ihre englischen Waffen in der Hand, als die von Kutschuk-Said geschickten Rächerbanden sie mit Knüppeln erschlugen, aber sie schossen nicht und wurden elend gemordet. Wie groß die Zahl der Toten war, ist durchaus unsicher. Jedenfalls war das Blutbad entsetzlich und durchaus nicht mehr berechtigt, nachdem die Rädelsführer den Kampfplatz verlassen hatten. Sogar Tausende von Muselmanen versteckten in ihren Häusern und in Moscheen die unschuldigen Opfer. Und wenn etwas in der Organisation der Gemetzel zu bewundern ist, so kann dies nur das großartige System Abdul-Hamids sein, das es ermöglichte, auch nicht einen einzigen Nichtarmenier mit umbringen zu lassen! Die plötzlich wieder rasend aufgeflackerte sadistische Wut des Sultans führte nur dazu, ihm neues großes Ungemach zu bescheren. Es ist hier unnötig die Entwicklung der diplomatischen Folgen der Gemetzel zu erörtern.

## DEUTSCHLANDS SIEG ÜBER ENGLAND

Aber was war das endliche politische Ergebnis dieser Greuel? Genau das Gegenteil von dem, was England erwartet hatte. Der grauenhafte Mut des Sultans, die Teilnahmslosigkeit der nichtarmenischen Christen, die unerschütterliche Treue der Türken, und vielleicht auch der geheime Gedanke vieler (sogar einiger Diplomaten), daß im Grunde tatsächlich nicht mehr mit den Armeniern zusammen zu leben war; alles das kam zusammen, um die jämmerliche, von den Armeniern selbst so kläglich unterstützte Revolution unter den Knüppeln Kut-

schuk-Saids verenden zu lassen. Der Sultan blieb stärker als je. England wagte nicht nach der allzu kläglichen Haltung der armenischen Massen die Ruhe in Konstantinopel für ernstlich gefährdet zu erklären und eine bewaffnete Intervention durchzuführen. Das Schlimmste aber war, daß — durch das zwei Tage lange Zögern Englands, alles aufs Spiel zu setzen — Deutschland der Trumpf in die Hand gespielt ward.

Die englische Regierung nämlich hatte am zweiten Tage unter Androhung eines Bombardements durch die vor den Dardanellen konzentrierte Flotte die sofortige Einstellung der Gemetzel verlangt. Izzet-Pascha, der vom englischen Botschafter diese Nachrichten empfing, setzte dem Sultan die Sachlage auseinander, sprach auch von einem europäischen Kongreß, der ihn absetzen würde, kurz, schilderte die Lage als durchaus verzweifelt. Hamid zweifelte keinen Augenblick, daß England diesmal energischer handeln würde als seinerzeit bei dem Mißerfolge der Midhatschen Politik. Er geriet, so scheint es, plötzlich in furchtbare Angst und wies Izzet an, ein Rettungsmittel gegen England vorzuschlagen. Der schon längst auch mit deutschem Gelde arbeitende große Hochstapler riet ohne weiteres zu einer Bitte um Intervention an den deutschen Kaiser. Hamid bat sofort den deutschen Botschafter Marschall von Bieberstein zu sich, bereitete sich aber auch zugleich, aus Angst vor der Ankunft des englischen Geschwaders, zur Flucht auf seiner Jacht ins Schwarze Meer vor.

Der deutsche Botschafter erfaßte die Lage mit großem Scharfsinn, stellte sie, ohne selbst wirklich

etwas zu wissen, noch viel schlimmer dar als Izzet, und glaubte hinzufügen zu müssen, daß die letzten Vorgänge wahrscheinlich den deutschen Kaiser auch stark verstimmt hätten. Hamid bot darauf in großer Bestürzung Deutschland alle möglichen Privilegien an, im Falle der Kaiser den englischen Zorn beruhigen würde. Er sandte dieserhalb sofort eine persönliche Depesche an den Kaiser.

Dieser ließ seinen „Freund“ mit großer Diplomatenkunst zappeln. Der Botschafter stand fortwährend mit Yildis in Verbindung, sagte aber wenig Beruhigendes, lenkte vielmehr seine Unterhaltungen mit Izzet auf weit abliegende Gegenstände rein wirtschaftlicher Natur ab und schuf so im Palast die Überzeugung, daß Deutschland sicherlich eine wirtschaftliche Belohnung erwartete.

Zwei Tage lang herrschte Hangen und Bangen in Yildis, obwohl es kaum nötig gewesen wäre; denn England dachte nun schon nicht mehr daran, seine ganze Kraft einzusetzen. Endlich lief aus Berlin die heilbringende Depesche ein, wonach der Kaiser persönlich mit der Königin Viktoria alles in Ordnung gebracht und durch Androhung deutscher Hilfe gegen England (!) den humanitären Wutausbruch im Westen gedämpft haben wollte. Herr Marschall von Bieberstein, der sich bei dieser Gelegenheit als ein wirklich großer Diplomat zeigte, überbrachte die Depesche selbst, und glaubte, als ob es sich gar nicht lohnte davon überhaupt zu reden, den Sultan gleich von einer ganz anderen Frage, nämlich der Konzession der Bagdadbahn unterhalten zu müssen. Der Sultan gab ohne weiteres das auf den Koran geschworene Versprechen,

der Bau der großen Bahn würde — wenn er jemals praktisch in Frage käme — den Deutschen anvertraut werden.

Dies Wort Hamids war das wichtigste Ergebnis der armenischen Revolution. Denn es bedeutete den Beginn einer neuen Phase — nicht nur der türkischen, sondern der Weltgeschichte.

## ENGLANDS ZWEITER FEHLSCHLAG GEGEN DEN KHALIFEN

Von nun an nämlich nimmt der bis dahin hauptsächlich wirtschaftliche Wettstreit zwischen Deutschland und England immer mehr einen politischen Charakter an. Der große Schlag Britanniens gegen Abdul-Hamid, den Panislamismus und die Weiterexistenz der europäischen Türkei, war fehlgeschlagen. Aber England durfte sich um so weniger enttäuscht zeigen, als ihm ganz andere, wenn auch weniger direkte Wege zur Erreichung seines Zieles offen standen. Es war ihm nicht gelungen, den Gegner tödlich aufs Haupt zu treffen; aber es konnte ihn durch fortwährende Hiebe auf seine Glieder gefährlich schwächen, und damit zugleich dem Ansehen und der wirtschaftlichen Machtfülle Deutschlands höchst empfindlichen Schaden zufügen. Die erste großzügige Unternehmung in dieser Hinsicht war der in England und Frankreich mit allen Mitteln literarischer Propaganda fast zum — allerdings kläglichen — Kreuzzug gestempelte Aufstand der hellenischen Kulturträger in Kreta gegen die türkische Unkultur und der sich daraus entwickelnde lächerliche türkisch-griechische Krieg.

Zum Entsetzen der schon mit Rußland gehenden Westmächte zeigte sich die Türkei in ganz anderem Lichte als man erwartet hatte. Und der Aufteilungsplan, über den die drei von da an zusammen gegen den Sultan und seine deutsch-österreichischen Beschützer intrigierenden Mächte im geheimen schon fast einig geworden waren, blieb eine Schimäre, während der kluge Rat und die geschickte Haltung der deutschen und österreichischen Diplomatie den Einfluß der germanischen Staaten im Osten zu vorher kaum gehannter Stärke führte. Fraglich ist, ob im Falle einer Niederlage des Sultans durch die Griechen die Türkei hätte gerettet werden können. Sicher ist aber, daß Deutschland und Österreich sich in Konstantinopel das Verdienst zuschrieben, sie gerettet zu haben, als „einzige Freunde“ auftraten, und geschickt den Sultan vor neuen Drohungen zu schützen suchten. Das geht zunächst aus folgendem Geheimdokumente hervor:

Schreiben des Ministers des Auswärtigen, Tewfik Pascha, an den Großvezier Halil-Rifaat Pascha über seine Unterredung mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter

16. Sefer 1316

Im Laufe des Besuches den Eurer Hoheit aufmerksamer Diener gestern dem österreichisch-ungarischen Botschafter abgestattet hat, hat dieser die folgenden mündlichen Auseinandersetzungen gegeben:

Die Reformen, deren Durchführung im osmanischen Reiche notwendig ist, sind von Europa ausgearbeitet, und ihre Anwendung ist den Botschaf-

tern der sieben europäischen Mächte anvertraut worden, welche in Konstantinopel residieren; diese Maßregel wurde auf einer Versammlung der Botschafter noch vor dem Ausbruch des türkisch-griechischen Krieges getroffen. Die Botschafter Rußlands und Frankreichs, sowie der Englands haben sich außerordentlich unverträglich gezeigt. Sie haben mit Nachdruck die Notwendigkeit hervorgehoben, eine Entscheidung zu treffen, gemäß welcher der kaiserlich ottomanischen Regierung die Ausführung der, von der gemischten Kommission im Jahre 1880 ausgearbeiteten, Pläne zur Neuordnung der rumelischen Bezirke vorgeschlagen werden sollte. Der verstorbene Assim-Pascha, der in dieser Kommission den Vorsitz führte, war vorher mit dem Studium der in Ostrumelien anwendbaren Reformprojekte beauftragt worden.

Die Botschafter Italiens und Deutschlands unterstützten die Ansicht ihrer Kollegen. Die Ausführung der vorgeschlagenen Reformen hätte zur unmittelbaren Folge die Vergrößerung der Balkanstaaten und damit die Verkleinerung des osmanischen Reiches gehabt. Andererseits hätte die Ausführung der Reformen ohne weiteres den Ausbruch von Zwischenfällen nach sich gezogen, die das balkanische Gleichgewicht gestört hätten, welches letzteres im Widerstreit mit den leitenden Gedanken und den Interessen Österreichs steht, denn nur die Integrität der Türkei sichert der Monarchie ihre Interessen.

Der österreichische Botschafter ist der einzige, welcher gegen den Druck des englischen, französischen und russischen Botschafters protestiert hat. Er hat hervorgehoben, die Integrität des osmanischen

Reiches sei zur Erhaltung des europäischen Friedens durchaus nötig, und er hat unter Anführung von Beispielen gezeigt, wie im entgegengesetzten Falle die schwersten Verwicklungen eintreten müßten.

Aber er hat gegen die drei Botschafter nicht erfolgreich kämpfen können und mußte schließlich dem Drängen des Herrn Cambon nachgeben. Immerhin hat er bei seinen Kollegen die Unterzeichnung einer Entscheidung durchgesetzt, welche die eigentliche Diskussion jenes Vorschlages vertagt. Und um dies zu erreichen, hat er den Vorwand benutzt, die osmanische Regierung sei augenblicklich mit ihren inneren Angelegenheiten so stark beschäftigt, daß sie sich unmöglich ernsthaft um die verlangten Reformen kümmern könnte. Um von der osmanischen Regierung alle aufgeworfenen Fragen zufriedenstellend entscheiden zu lassen, müsse ein Augenblick abgewartet werden, in dem sie sich ein wenig von ihren schwierigen Verhältnissen im Inneren freigemacht haben würde.

Der österreichische Botschafter hat diese Obstruktion gewollt, um Zeit zu gewinnen, und folglich natürlich auch um die Verschiebungen der politischen Lage und die immerhin möglichen Zwischenfälle auszunutzen.

Der Botschafter ist übrigens darin von den kritischen Angelegenheiten und später vom Ausbruch des Krieges mit Griechenland unterstützt worden. Er hat mir gestanden, er wäre sicher um stichhaltige Vorwände recht verlegen gewesen, wenn diese Umstände nicht gerade zur rechten Zeit eingetreten wären. Wenn aber die Türkei im Kriege nicht siegreich abgeschnitten hätte, so

wären sicherlich nicht nur die vorherigen Vorschläge wieder auf dem Plane erschienen, sondern man hätte noch gefährlichere Forderungen gestellt, ja vielleicht wäre man sogar direkt zur Aufteilung der Türkei geschritten. Zugleich aber hat mir der Botschafter erklärt, dank Gottes und Seiner Majestät des Sultans, unseres großherzigen Khalifen, habe unser Sieg die politische Lage vollständig umgewandelt, und, wenn wir auch keinen unmittelbaren praktischen Nutzen aus unserem Siege haben ziehen können, so habe er doch tatsächlich die Existenz des osmanischen Reiches gesichert.

Bei jener Botschafterversammlung hat er eine, den Ansichten seiner sämtlichen Kollegen entgegengesetzte, Meinung verteidigt, und zwar zum Zweck der Sicherstellung der Interessen des osmanischen Reiches. Vertraulicherweise hat er Eurer Hoheit aufmerksamem Diener eine Abschrift des Reformprojektprotokolls überreicht, deren Übersetzung ich hier beilege, um zu beweisen, daß er tatsächlich sich unserer Sache angenommen hat.

Nachdem Seine Exzellenz Ihrem untertänigen Diener das Original mit der eigenhändigen Unterschrift der Botschafter der sieben Mächte vorgelegt hatte, setzte er seine Auseinandersetzungen folgendermaßen fort:

Wie weit die vermeintliche Freundschaft Rußlands zur osmanischen Regierung geht, ersieht man nach einem flüchtigen Blick über das Protokoll der Reformprojekte, das die Unverschämtheit der russischen Forderungen dartut. Der französische Bot-

schafter, Herr Cambon, ist seinem russischen Kollegen in allen Punkten gefolgt und hat ihn wahrscheinlich sogar zu seiner unverträglichen Haltung angestachelt.

Auch der englische Botschafter hat dieses Vorgehen gutgeheißen. Der Botschafter der deutschen Regierung, die sonst der osmanischen so große Freundschaft zeigt, hat bei dieser Gelegenheit die Interessen der Türkei nicht verteidigen können. Einzig und allein von allen Botschaftern hat Seine Exzellenz der Botschafter von Österreich Protest erhoben und damit bewiesen, wie nötig die Existenz und die Integrität der Türkei den Interessen der österreichisch-ungarischen Politik ist. Deshalb hat er eine solche Haltung beobachtet.

Infolge des Ausbruchs des Krieges und der sich daraus ergebenden Änderung der allgemeinen Lage, kann augenblicklich das Reformprojekt der Regierung nicht unterbreitet werden. Um jedoch ihren Feinden den Mund zu stopfen, muß die kaiserlich osmanische Regierung selbst anfangen, einige der Reformen in Angriff zu nehmen, die von den Botschaftern der Mächte vorgeschlagen sind. Aus dem Haufen von Reformprojekten muß sie diejenigen herausuchen, die ihren eigenen Interessen am nützlichsten sind, und sie durchführen, ehe die Botschafter sich wieder in die Angelegenheit mischen können.

Diese Reformen werden das Reich innerlich erneuern, den Frieden und die Ruhe sichern und dem Volke mit seiner Sicherheit Glück und Ruhe geben. Und dies ist der sehnlichste Wunsch der österreichisch-ungarischen Regierung, der aus dem

Interesse und der Freundschaft erwächst, die sie der kaiserlich osmanischen Regierung zeigen möchte.

Dies sind die Erklärungen Seiner Exzellenz des Botschafters.

### ENGLANDS DRITTER FEHLSCHLAG: MAZEDONIEN

Wieder war Englands Schlag fehl gegangen. Die Türkei hatte zwar Kreta mehr oder weniger fahren lassen müssen, aber sie hatte gesiegt; der Sultan durfte sich den bei allen Muselmanen größten Ansehens genießenden Titel „Ghasi“, das heißt „der Siegreiche“, beilegen und vermehrte damit weit über die Grenzen des Reiches hinaus seine Khalifenautorität, was sich alsbald im fortwährend steigenden Erfolge seiner panislamitischen Propaganda zeigte.

England machte einen weiteren Versuch zur Zerstückelung des Sultanats an seiner wundesten Stelle, in Europa, und unterstützte mit Wort und Tat die gegen die Türkenherrschaft in Mazedonien weiter streitenden griechischen Banden. Es ging aber hierin sofort wieder zu weit und erregte das berechtigte Mißtrauen Rußlands. Dieses ergriff als Vorwand die von England gar nicht bezweckte „wirkliche Beruhigung“ Mazedoniens, erklärte, bloß die kontinentalen Nachbarmächte seien imstande, in dieser Hinsicht etwas Praktisches zu leisten, und setzte sich ohne weiteres mit Österreich über den berückichtigten Mürzsteger Reformplan auseinander, der im Grunde nichts anderes bezweckte, als den Dingen ihren Lauf zu lassen, aber zugleich England die

Gelegenheit zu fortwährender Intervention zu nehmen. Es war dies der dritte große Fehlschlag der englischen Politik innerhalb zwei Jahren. Beim Sultan stieg das Ansehen Deutschlands ins Ungeheure, um so mehr, als es sogar den Anschein irgend einer Aktion gegen die Souveränität Hamids vermied und seinem Verbündeten dieses Odium zuwälzte. Der dreifache Mißerfolg Englands durfte so wichtig erscheinen, daß für Deutschland der Augenblick gekommen zu sein schien, offen als Beschützer des Sultans und seines Reiches aufzutreten. Wilhelm II. reiste wieder nach Stambul. Und dort erteilte er der türkischen Regierung kostbaren Rat durch Vermittlung des österreichischen Botschafters, wie aus folgendem Schreiben hervorgeht.

Schreiben des Ministers des Auswärtigen, Tewfik Pascha, an den Großvezier Halil-Rifaat Pascha, über seine Unterredung mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter

8. Dschemasiel-el-awal, 1316

Euer Exzellenz aufmerksamer Diener hat heute den Besuch des österreichischen Botschafters empfangen, welcher letzterer vorher bei Seiner Majestät dem deutschen Kaiser eine Audienz hatte. Seine Majestät hat ihm mitgeteilt, Sie beabsichtige, sich nach Palästina zu begeben, habe aber die Reise eigens in Konstantinopel unterbrochen, um unserem erhabenen Monarchen seine Verehrung und Freundschaft auszudrücken. S. M. der Kaiser hat bemerkt, daß die Sympathiekundgebung und die Gastfreundschaft, die unser großherziger Monarch Ihm hat

angedeihen lassen, ihn tief rühren. Auch hat er seine Befriedigung über den freundlichen Empfang seitens der Bevölkerung ausgedrückt.

Sodann hat Seine Majestät die Unterhaltung auf das politische Gebiet gelenkt. Sie hat gesagt, gemäß den Grundsätzen der Regierungen in den Kulturstaaten, müsse den Monarchen allein die Initiative zu den Reformen überlassen werden, die in ihren Staaten einzuführen sind, und dies Verfahren sei in jeder Beziehung anständiger.

Der Botschafter hat die Unterredung mit mir auf folgende Weise fortgesetzt: Die einzuführenden Reformen sind das wahre Ziel S. M. des Sultans zur Sicherung größeren Volkswohlseins durch Seine persönliche Initiative. Auf diese Weise ist durchaus keine ausländische Intervention zu befürchten. Die Beziehungen seiner Regierung (der österreichischen) gründen sich damit einzig und allein auf das Prinzip der Freundschaft, welche Seine Kaiserliche und Königliche Majestät der österreichisch-ungarische Monarch samt seiner Regierung für das ottomanische Reich hegt. Aber um diese Freundschaft zu besiegeln und aus ihr gute Früchte hervorgehen zu lassen, muß die kaiserlich ottomanische Regierung jegliche Ursache zu Klagen vermeiden, die eine ausländische Intervention hervorrufen könnten, und deshalb muß sie die nötigen Reformen durchführen.

Es scheint, daß die revolutionären Komitees von neuem unleugbar eine kräftigere Tätigkeit entwickeln, um im nächsten Frühjahr Aufstandsbewe-

gungen hervorzurufen. Die in den dortigen Bezirken angestellten Beamten sind nicht fähig und aufgeklärt genug. Mit ihren fortwährenden Bitten um Instruktionen aus Konstantinopel verlieren sie die Zeit, während der sie selbst längst die nötigen Entscheidungen treffen könnten. Um endlich wirklich die Verbrechen und Räubereien erfolgreich zu bekämpfen, ist es unumgänglich notwendig, ehrliche, tatkräftige und vernünftige Beamten anzustellen, sie in die betreffenden Bezirke zu entsenden und ihnen weitgehende Vollmachten zu geben.

Gott verhüte, daß diese Unruhen eine ausländische Intervention herbeiführen, die wir nicht einmal mehr mit der auf Kreta bezüglichen vergleichen dürften, da sie viel gefährlicher sein und die Existenz des ganzen osmanischen Reiches in Frage stellen würde. Deshalb ist in Zukunft durchaus alles zu tun, was jeglichen bedauerlichen Zwischenfall zu verhindern geeignet erscheint.

Zwar hätten im Prinzip alle diese Nachrichten von dem Botschafter geheim gehalten werden sollen. Aber die Freundschaftsbeweise, deren er sich seitens Seiner Majestät erfreut, sowie die Freundschaft und Sympathie, die er zur kaiserlich osmanischen Regierung hegt, haben es ihm zur Pflicht gemacht, sie mir trotzdem mitzuteilen.

Mit dieser Erklärung hat seine Exzellenz der Botschafter seine Unterredung beendet.

Eurer Hoheit zeige ich zugleich an, daß S. M. der Sultan, unser erhabener Herr, kürzlich vom Botschafter selbst die gleichen Erklärungen entgegengenommen hat.

## DIE BAGDADBAHN GEGEN ENGLAND

Die Versicherung, daß in den Kulturstaaten (wie z. B. Deutschland) alle Reformen bloß aus der Initiative des Monarchen hervorgehen; der Rat bis auf weiteres Scheinreformen in Angriff zu nehmen; die offenbare Zusicherung politischer Hilfe; und vor allem die gemeinsame Genugtuung, die englische Weltpolitik fortwährend in Schach gehalten zu haben, mußten den Sultan und den Kaiser ohne weiteres im Gedanken an die große Unternehmung zusammenführen, deren Erfolg die definitive Zerstörung der britischen Weltmachtsidee bedeutete: Gegen die verzweifelten Intrigen Englands, trotz der ungeheuerlichsten Geldversprechungen an Verwandte und vertraute Höflinge Abdul-Hamids, erhielt der Kaiser die Konzession der Bagdadbahn. Und seitdem sind England und Deutschland unversöhnliche Gegner geblieben. War die Bagdadbahn nun wirklich eine so große Ehre wert?

Ohne Zweifel. Denn sie mußte Englands hypothetisches asiatisches Riesenreich in zwei Stücke zerschneiden. Indien sollte ja im Sinne der britischen Imperialisten eigentlich nur den Kern dieses Reiches bilden, oder — wenn man will — die mittlere Zitadelle, von der aus britische Vorwerke einerseits ans Gelbe, andererseits ans Rote Meer führen sollten. Die Straße nach Indien durfte nur durch britisches Gebiet führen. Die Oberhoheit Englands über alle Territorien, die an diese Straße stoßen, war schon lange das wesentliche Dogma der großen Staatsidee. Vom Mittelmeer bis nach Indien brauchte sicherlich nicht alles englisch zu werden; aber

wenigstens mußten die Staaten Vorderasiens indirekt von England abhängen, Englands Unwiderstehlichkeit anerkennen, Regierungen besitzen, auf die England mit Sicherheit einwirken konnte: daher die fortwährenden Versuche, sei es durch Midhat, durch die Armenier oder die Jungtürken, im osmanischen Reiche, sei es durch Bestechung großen Stiles, wirtschaftlichen Einfluß, Drohungen oder Anfachung inneren Zwistes im halb unabhängigen Arabien und in Persien eine Lage zu schaffen, die diese Länder entweder zu Vasallenstaaten macht, oder aber soweit schwächt, daß von ihnen nichts mehr zu befürchten ist.

#### ENGLISCHER GEGEN-PANISLAMISMUS

Die Bagdadbahn war ein tödlicher Hieb gegen diese Politik. Denn erstens führte sie an die verwundbarste Stelle des britischen Reiches den gefährlichsten Widersacher. Und zweitens stärkte sie das osmanische Reich an und für sich, konnte es zu einer militärischen Großmacht machen und mußte seine mit so großer Mühe unterwühlte innere Einheit festigen. England hatte also durch das Zusammenwirken Deutschlands und des Sultans innerhalb zweier Jahre den vierten und furchtbarsten Mißerfolg erlitten. Und nun begann es mit bewundernswerter Zähigkeit an der stückweisen Los-trennung muselmanischer Gebiete vom osmanischen Reiche und in erster Linie von der Autorität des Khalifen zu arbeiten.

Keine anderen Verwicklungen haben es daran gehindert. Während des Transvaalkrieges und an-

derer Schwierigkeiten ist die britische Aktion auf allen wesentlichen Punkten Vorderasiens nie eingeschlafen. Nur war sie nicht mehr arrogant, großartig, blendend, sondern unterirdisch, sicher durch das Labyrinth zahlloser Einzeltrigen schleichend, voll orientalischer List, ohne jedoch jemals auch bei ganz weit abliegenden Einzelheiten den Leitfaden zu verlieren, der zur Zerstörung des türkischen Khalfats und zur Schöpfung britischer Zwischenposten auf dem Überlandwege von Ägypten nach Indien führt. Acht Jahre solcher Arbeit haben nicht ohne wirkliche Ergebnisse bleiben können. Von der Mündung des Indus bis weit über die angebliche Westgrenze des anglo-ägyptischen Reiches hinaus wurde mit muselmanischen Fürsten, Gelehrten, Ordensbrüdern, Stammeshäuptern listig verhandelt. Kriege wurden angezettelt, um Widerspenstige von schon Gewonnenen vernichten zu lassen. Zwist wurde in alte Gemeinschaften gesät. Großartig angelegte Verteidigungssysteme zum Schutze des künftigen Reiches gegen äußere und innere Gefahr wurden in Angriff genommen. Riesenunternehmungen, von denen man im Westen fast nichts weiß, entwickelten sich. Über alle Hindernisse hinweg wirkte diese Methode fort.

Nur selten, wie plötzliche kurze Gewitter, brachen gefährliche Verwicklungen internationaler Natur aus, erschreckten die Welt auf einige Stunden und verschwanden wieder unter dem Drucke des machtvoll organisierten Schweigens. England schuf im Dunkel orientalischer Intrige die strategische Lage, die ihm beim endlichen Zerfall des Osmanenreiches das Land zwischen Indien und dem Mittelmeer lassen sollte.

Und mit wechselndem Glück verfolgte es dieses ungeheure Ziel, als schließlich das verbündete Japan ihm zu Hilfe kam, es vom russischen Alpdruck befreite, den Zaren zu seinem Gefolgsmanne machte und ihm die Möglichkeit zu einem fünften großen Schlage gegen den Padischah und seine religiöse Macht gab: die Organisation und die von Rußland nicht mehr bekämpfte Durchführung der alten, seit dreißig Jahren fast vergessenen Politik Midhats, die Umformung der Türkei in einen Staat, in dem das Khalifat nicht Platz behalten, und deren aus der Welt des Islam gefallene Führer die Diener Englands und die Gegner Deutschlands werden sollten: kurz, die jungtürkische Revolution.

Aber diese bleibt ihrem Ursprunge, ihrem Charakter und ihrer Methode nach unverständlich, wenn man nicht das Bild der allgemeinen englischen Zerstörungsarbeit in großen Umrissen vor Augen hat.

## DER STREIT UM DEN PERSISCHEN GOLF

Der im Jahre 1901 eingetretene Zwischenfall von Kueyt war einer jener Donnerschläge, die ganz plötzlich der Welt die dunkle Arbeit der englischen Imperialisten angekündigt haben, ohne sie zu erklären. Kueyt ist bekanntlich ein winziges arabisches Fürstentum mit einer Hafenstadt am persischen Golf, etwa hundert Kilometer vom Schatt-el-Arab, der gemeinschaftlichen Mündung des Euphrat und des Tigris. Sicher beherrscht Kueyt an und für sich nicht den Zugang Mesopotamiens zum persischen Meere. Es liegt im Gegenteil so unvorteilhaft, daß der berühmte englische Reisende Cameron, als er

lange vor dem Bagdadbahnprojekte offiziell mit der Festlegung einer Überlandbahnroute nach Indien be-  
traut war, ohne weiteres riet, diese jedenfalls nicht  
über Kueyt zu legen, weil es zu weit von der Strom-  
mündung entfernt sei. Da es aber immerhin der  
nächste bewohnte und einigermaßen brauchbare  
Punkt ist, wurde es im großen Bagdadprojekt  
Deutschlands und der Türkei als Endstation vor-  
gesehen. Wir wollen hier nicht auf die englische  
Fundamentaltheorie eingehen, nach welcher der per-  
sische Golf überhaupt ein englischer Teich sein soll.  
Jedenfalls mußte ein deutsch-türkisches Kueyt gleich-  
sam als Dolch an dem Halse des indischen Reiches  
aufgefaßt werden. Der Verlust Kueyts in unseren  
Tagen wäre etwa dem Verlust Gibraltars oder Maltas  
im vorigen Jahrhundert zu vergleichen.

In Kueyt saß seit alters eine kleine Dynastie von  
Wahabiten, jenen arabischen Puritanern des Islam,  
die auf den fruchtbaren Hochflächen Innerarabiens  
praktisch stets in voller Unabhängigkeit vom Sultan  
gewirtschaftet haben. Aber diese Dynastie hatte,  
durch die Schuld der gegen die Wahabiten jahr-  
zehntelang steitenden osmanischen Regierung, Kueyt  
verloren. Und es herrschte dort seit mehreren Jahr-  
zehnten die Familie, aus welcher der Scheich Mubarak  
ibn Sabbah stammte. Dieser hatte sich seit 1871  
mit dem Sultan auf guten Fuß gestellt und den Titel  
eines türkischen Kaimakam erhalten. Er erkannte  
somit die Oberhoheit des Sultans an. Als aber das  
Bagdadprojekt auftauchte, wurde diese Verbindung  
Mubaraks mit der Türkei eine Lebensgefahr für das  
britische Reich. Und es erschien nötig, den deutsch-  
türkischen Plan an dieser Stelle zuschanden zu machen.

## EIN DEUTSCH-ENGLISCHER KRIEG IN ARABIEN

Seit mehreren Jahren schon, wie oben angedeutet, betrieb England unter den halb unabhängigen Arabern eine geheimnisvolle, aber energische Propaganda gegen die Türkei. Es hatte dem Wahabitischen Fürsten Tausende von Gewehren nebst Munition geschenkt. Und dieser benutzte sie, um gegen den Fürsten des Nedschd Ibn Reschid, der seine Kampfmittel vom Sultan bezog, seine Macht über das Innere Arabiens nach Norden auszudehnen. Der Wahabite, Ibn Saud, war also eigentlich ein Werkzeug Englands gegen die türkenfreundlichen Stämme Arabiens unter Ibn Reschid. Mit diesem nun hatte Mubarak von Kueyt irgendein Hühnchen zu rupfen, geriet dank seiner militärischen Schwäche in höchst fatale Lage und nahm daher ohne weiteres von England geschickt angebotenen Schutz gegen Ibn Reschid und damit zugleich gegen seine Hintermänner, den Sultan und Deutschland, an. Im August 1901 wurde in Kueyt die englische Flagge gehißt und... die Bagdadbahn hatte keinen Ausgang mehr zur See!

In Deutschland und in dem damals von Faschoda her noch englandfeindlichen Frankreich ereiferte man sich stark; der gerade recht unangenehm sich hinziehende Transvaalkrieg machte England etwas kleinmütig; und schließlich fand man in London mehr oder weniger stichhaltige Entschuldigungen, um den großen Schlag des indischen Vizekönigs, Lord Curzon, auf das Drängen des Sultans rückgängig zu

machen, und die Flagge niederzuziehen, ohne jedoch damals den britischen Einfluß ganz nichtig werden zu lassen.

Aber das Wesen der englischen Aktion zeigte sich erst in der Folge. Der recht eigentlich deutsch-englische Krieg in Innerarabien zog sich mit furchtbarer Heftigkeit noch fast sechs Jahre hin. Der Wahabit Ibn Saud mit seinen englischen Waffen kämpfte mit wechselndem Glück gegen den Vertreter der Macht des Padischah und Khalifen. Zu gleicher Zeit setzte die anglo-ägyptische Regierung ihre antitürkischen Intrigen in anderen Teilen Arabiens klug fort. Im Jemen suchte sie den Vater des jetzigen Fürsten Jaja, Hemad-ed-Din, mit großartigen Versprechungen zu gewinnen, und zögerte sogar nicht, direkt gegen die Türkei vorzugehen, als diese mittels der später zu erwähnenden Hedschasbahn engere Verbindung zwischen Konstantinopel und den heiligen Städten herstellen wollte. Aber schließlich errang der Wahabit Ibn Saud einen entscheidenden Sieg über den türkenfreundlichen Ibn Reschid, lockte ihn in einen Hinterhalt, tötete ihn eigenhändig und nahm das Staatssiegel der Fürsten des Nedschd an sich, das er ironisch auf Briefe setzte, die er später an die ägyptische Regierung sandte, und von denen einige in unserem Besitze sind.

England hatte somit eigentlich den offiziell vom Sultan unterstützten mächtigsten Fürsten Arabiens vom Erdboden vertilgt und konnte ehrlich hoffen, einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur Lostrennung Arabiens von der Türkei getan zu

haben. Aber hier zeigt sich der schlimme prinzipielle Fehler der ganzen britischen Orientpolitik. Die Muselmanen wollen wohl unter sich um Obergewalt streiten, sind aber stets sofort einig, wenn es gilt, den Islam gegen die Ungläubigen zu verteidigen. Der Wahabitenfürst Abd-el-Asis Ibn Saud wollte wohl mit Englands Hilfe seinen Nebenbuhler Ibn Reschid schlagen, obwohl dieser vom Khalifen unterstützt ward, aber deshalb wollte er noch durchaus nicht mit England gegen den Khalifen gemeinsame Sache machen. Als Ibn Reschid also gefallen war und zugleich England in der Sinaifrage 1906 einen schweren Schlag erlitten hatte, ging er ohne weiteres samt den ägyptischen Waffen und Stipendien zum Khalifen über.

Die Araber wären vielleicht für wirkliche Unabhängigkeit zu haben. Aber als reinste Muselmanen, ziehen sie, wenn sie schon abhängig sein sollen, die Freundschaft des Padischah' derjenigen der Ungläubigen vor. Ibn Saud ging in seiner muselmanischen Aktion so weit, daß er nicht nur den Schech Mubarak von Kueyt direkt für den Fall, daß er weiterhin den Engländern freundliche Zugeständnisse machte, mit Krieg bedrohte, sondern ihn sogar zwang, ihn nach Bagdad zu begleiten und dort vor dem Vertreter des Sultans die türkische Oberhoheit anzuerkennen. Schließlich schickte er sogar Anfang 1907 an alle Fürsten am persischen Golfe ein Sendschreiben, in dem er jeden einzelnen mit furchtbaren Strafen bedrohte, wenn sie sich nicht der Einpflanzung englischen Einflusses widersetzen! Hier also ging trotz aller Geschicklichkeit die englische Aktion in die Brüche.

## DER STREIT UMS ROTE<sup>m</sup> MEER UND DIE HEDSCHASBAHN

Fast noch schlimmer endete die ungleich wichtigere englische Zersetzungsarbeit auf der Westseite Arabiens, wo im Suezkanal gleichsam die Hauptpulsader des britischen Reiches schlägt. Dort handelte es sich außer der Aufstachelung arabischer Fürsten und Schechs gegen die türkische Oberhoheit und moralische Eroberung des Ostufers des Roten Meeres, vor allen Dingen darum, den Sultan zu hindern, seine Khalifenautorität in unmittelbarer Nähe der verwundbarsten Stelle des englischen Weltreiches stärker zu machen, als sie je gewesen; die von ihm fast politisch unabhängigen Städte unter seine unmittelbare Regierungsgewalt zu bringen; kurz, den großen panislamitischen Plan Hamids, Konstantinopel mit den heiligen Städten durch moderne Mittel zu verbinden und damit am moralischen Sitze seiner Macht über virtuell ebenso große Militärmacht zu verfügen, wie am Sitze seiner Verwaltung.

Das Mittel zu dieser ungeheuren Kräftigung des Khalifats sollte die Hedschasbahn sein, deren erster Plan seinen Ursprung — wie das Bagdadprojekt — deutschen Eingebungen verdankt, also von vornherein als wirklich politisches, gegen die englische Weltmacht gerichtetes Unternehmen aufzufassen ist. Die Hedschasbahn war aber, infolge äußerst geschickten Zurücktretens Deutschlands, ein rein muslimisches, besser gesagt ein Khalifatswerk. Es diente von Anfang an zugleich als Stimulans und als Werkzeug des Panislamismus. Aus allen musul-

manischen Ländern der Welt flossen die Spenden reichlich zusammen, und Hamid duldete bei seinen Günstlingen auch nicht die geringste Unterschlagung in dieser Angelegenheit. Er selbst spendete Millionen. Izzet-Pascha, der große Dieb, ward plötzlich ehrlich und sogar aufopfernd, und alle anderen hochstapelnden Thronesstützen mußten ihn wohl oder übel nachahmen. Die Verwaltung des Bahnbaus, die fast rein türkisch blieb, war meisterhaft, und die technische Ausführung unter der Oberleitung eines Deutschen und eines Franzosen in jeder Hinsicht der viel gerühmten, der sibirischen Bahn, zehnmal überlegen. Kurz, die Anlage der Hedschasbahn bietet das richtige Bild davon, wessen die türkische Verwaltung überall fähig gewesen wäre, wenn Hamid nicht seine ganze innere Politik auf das Spitzelwesen beschränkt hätte. Und der Beweis ward hier geliefert, daß es ausgezeichnete türkische Organisatoren, Ingenieure und Offiziere gibt.

Die in England und Indien Herrschenden wagten kaum ihren Augen und Ohren zu trauen. Denn hier wurde die „Straße nach Indien“ fast noch schlimmer gefährdet, als durch die Bagdadbahn am persischen Golf. Die Linie führte ja von Damaskus östlich vom Jordan nach Süden, um sich bei Maan dem Golfe von Akaba, dem „rechten Ohre des Roten Meeres“, auf eine ganz geringe Entfernung zu nähern, während das nördliche Ende sofort mit der von Deutschland gebauten Bagdadbahn in Verbindung gebracht werden sollte. Von Maan ging die Bahn nach Südosten, der medinischen Karawanenstraße entlang, zunächst nach der Grabes-

stadt des Propheten, wo schon im voraus ein prächtiger Bahnhof, sowie — fatales Symptom — ein großer Kasernenkomplex angelegt wurde! Zwar hieß es schließlich, nie würde die Bahn Mekka erreichen, weil sie dann durch das Gebiet der praktisch unabhängigen Stämme führe, die bloß von den Durchgangszöllen der Pilgerkarawanen leben; aber der Einwand ist unsinnig, denn nichts wäre leichter, als diese Stämme im Gegenteil zu wahrer Bahnpolizei umzugestalten, indem man ihnen einfach einen geringen Prozentsatz der Bahneinnahmen zwischen den beiden heiligen Städten abließe — ein Kompromiß, den aber die Jungtürken, solange sie an der Herrschaft sind, sicherlich nicht annehmen werden, da England die Fortsetzung der Bahn nicht will.

### DER ZWISCHENFALL VON AKABA

Wie dem aber auch sei, als die Bahn, die im Sommer 1908 bis Medina in Betrieb gesetzt werden konnte, sich Maan näherte, mußte sich das britische Reich gegen die bevorstehende Verbindung dieser Ortschaften mit Akaba, mit dem Roten Meere widersetzen. Denn die Türkei, unter Umgehung des Suezkanals am Roten Meere, war für das Reich viel gefährlicher, als selbst etwa die Deutschen in Marokko gegenüber Gibraltar. Und als diese Gefahr richtig erkannt war, zögerte die anglo-ägyptische Regierung keinen Augenblick. Sie stützte sich auf die Zugehörigkeit der Sinaihalbinsel — die gerade bis Akaba geht — zum ägyptischen Vizekönigtum, um die Grenzlinie zwischen Ägypten und der

Türkei derart zu „rektifizieren“, daß die Türkei vom freien Zugang zum Meere ausgeschlossen würde.

Und da begab sich etwas in englischen Augen fast Unglaubliches. Der Sultan konzentrierte im Frühjahr 1906, dank der neuen Bahn, in wunderbarer kurzer Zeit beinahe achtzigtausend Mann in der Gegend von Rafech und Ghaza an der ägyptisch-türkischen Grenze, nahe dem Mittelmeere; die Truppen warfen überall die schon von ägyptischen Soldaten neu aufgepflanzten Grenzpfähle um und drangen in das Sinaigebiet ein. Diplomatisch rechtfertigte sich der Sultan mit dem Hinweis darauf, daß die Sinaihalbinsel nicht zu Ägypten gehöre, sondern früher nur auf Befehl des Padischah vom ägyptischen Vizekönige verwaltet worden sei. Aber es handelte sich offenbar nicht um eine Rechts-, sondern um eine Machtfrage. Der Krieg stand vor der Tür. Die Türkei gab zunächst nicht nach. Sie nahm die Ernennung einer Grenzregulierungskommission — aus der sie durch ein Machtwort die Engländer einfach ausschloß — erst an, als der Beweis geliefert war, daß England nicht kämpfen konnte.

## ENGLANDS SCHWÄCHE IN ÄGYPTEN

Das mit allen Mitteln offiziösen Einflusses verschwiegene Geheimnis der Lage war nämlich nichts weniger als angenehm für das britische Reich. Seit Jahren waren in Kairo, Alexandrien, Ismailia und anderen Städten fast zwanzigtausend Türken ansässig, die sämtlich nicht nur früher türkische Soldaten gewesen waren, sondern geradezu Reserve-regimenter darstellten und über alle nötigen Waffen

und Ausrüstungsgegenstände verfügten; und unmittelbar nach dem Ausbruch des Zwischenfalles langten in Ägypten über achthundert türkische Reisende an, die nichts anderes waren, als die mit der Führung dieser Regimenter betrauten Offiziere.

Der Aufstand gegen England in Ägypten war mit wirklich hamidischer Kunst organisiert. Die Vorsicht des Sultans war so weit gegangen, den betreffenden Offizieren die genauesten Instruktionen über ihr Verhalten zu den in Ägypten ansässigen Europäern zu geben. Eine ihrer ersten Aufgaben sollte darin bestehen, den ägyptischen Pöbel in Schach zu halten und jede Drangsalierung der Christen durch die plötzlich panislamitisch entfachten Muselmanen zu verhindern; sogar nichtuniformierte Engländer sollten von ihnen in kräftigsten Schutz genommen werden.

Aber es ereigneten sich noch weit schlimmere Dinge. Die Sendlinge des Khalifen wandten sich unmittelbar an die arabischen Offiziere der anglo-ägyptischen Armee, um sie von dem verbrecherischen Charakter jedes Kriegsdienstes gegen ihren politischen und religiösen Oberherrn, den Khalifen, zu überzeugen. Ihre Mission gelang durchaus. Über sechshundert Offiziere unterzeichneten auf Verlangen einen Revers, in dem sie sich verpflichteten, nicht gegen die Türken zu kämpfen. Manche schickten solche Erklärungen sogar direkt dem englischen Regenten, Lord Cromer. (Einige dieser für die Lage Englands in Ägypten höchst bezeichnenden Dokumente sind in unserem Besitz; und alle später der Regierung bekannt gewordenen „Verräter“ wurden ein halbes Jahr später kurzerhand verabschiedet.)

Da die anglo-ägyptische Regierung die Sachlage kannte, verzichtete sie ohne weiteres auf die Verwendung der regulären ägyptischen Armee in diesem Falle und wandte sich an ihre sudanesischen Truppen, die als Küstenwächter und Mehari (Kamelreiter) in Ägypten zahlreich vorfinden waren. Aber vielleicht hatten sie vergessen, daß sogar oben im Sudan alle englischen Befehle stets im Namen des Sultans ausgegeben werden müssen, und daß gerade dort die panislamitische Propaganda stark gewirkt hatte. Die sudanesischen Truppen wurden zwar in die Sinaihalbinsel geschickt, um die Grenze zu bewachen. Aber als sie dort erst angelangt waren, erklärten sie kurzerhand, sie würden zwar dort wachen und ihre Waffen behalten, aber unter keinen Umständen gegen die Truppen des Khalifen streiten. (Auch die hierauf bezüglichen, von den Offizieren nach Kairo gesandten Dokumente stehen zu unserer Verfügung.)

Unter solchen Umständen war es England materiell unmöglich, mit den Waffen in der Hand, gegen die achtzigtausend Türken vorzugehen und zugleich den muselmanischen Aufstand in Ägypten zu riskieren. Es kam noch hinzu, daß die Anhänger des Khalifen alles zur Sperrung des Suezkanals vorbereitet, das nötige Holz und die nötigen Flöße und Barken an Ort und Stelle geschafft hatten, so daß zugleich die Seestraße auf mehrere Tage unterbrochen worden wäre. (Die Dokumente über die Einzelheiten dieser gefährlichen und im Notfalle verschiedentlich zu wiederholenden Unternehmung sind gleichfalls in unserem Besitz.)

Daß daraufhin der Zwischenfall im Sande ver-

lief, und der Türkei der Zugang zum Meere offen blieb, ist nur zu verständlich. Zwar konnte die Angelegenheit bei der allgemeinen Unkenntnis der Verhältnisse so dargestellt werden, als ob endlich die Türkei nachgegeben hätte, indem nämlich schließlich die Zivilverwaltung der Sinaihalbinsel wie vorher den Ägyptern verblieb. Aber jedenfalls war der große Hieb wieder fehlgegangen. Und der schlagendste Beweis dafür ist, daß zwar türkische Truppen in Akaba stationieren können, nicht aber anglo-ägyptische in der Umgegend. Die auf allen Karten falsch angegebene Grenzlinie geht mitten durch das Sinaigebiet, und bloß dort konnte erst im Jahre 1907, mehr als ein Jahr nach dem Zwischenfalle, in der als Nachl bezeichneten Lokalität die ägyptische Regierung nicht etwa ein Truppenkontingent, sondern einfach nur einen Polizeiposten von Mehari (Kamelreitern) anlegen.

Im Westen Arabiens also, wie im Osten war die mehr oder weniger offene politische Aktion Englands an der geschickten Haltung der Türkei — die sicherlich von Deutschland beraten war — zugrunde gegangen.

Aber die Engländer verfolgten zugleich ihre Ziele auf einer ganz anderen Grundlage, nämlich der psychologischen. Sie waren daran gegangen, einen neuen Geisteszustand, eine neue ihnen zugetane öffentliche Meinung zu schaffen. Und diese Handlung muß um so wichtiger erscheinen, als sie die Jungtürken erzogen hat, die im Juli 1908 den konstitutionellen Sturz des Padischah bewerkstelligten.

# DIE REVOLUTION

Von alters her ist das geistige Zentrum der muselmanischen Welt stets Ägypten geblieben. Denn dort konnte die echt islamitische Tradition außerhalb des direkten Einflusses osmanischer Staatstheorien und christlicher Gegenbewegungen sich rein erhalten. Im Prinzip wenigstens. Der Ruf Ägyptens als — wenn man so sagen darf — muselmanisches Athen bestand fest in der ganzen Welt des Islam. Und natürlicherweise vergrößerte er sich noch, als Konstantinopel infolge des hamidischen Spitzelwesens in intellektueller Beziehung jede Bedeutung für die Muselmanen verlor. Die englische Herrschaft in Ägypten schadete diesem Rufe durchaus nicht. Denn die Regierung ließ — wenigstens scheinbar — allen irgendwie geistige Formen annehmenden Bewegungen durchaus freien Lauf. Und dies war für sie um so nötiger, als sie selbst im geheimen die Fortentwicklung der muselmanischen Wissenschaft und Moral zu ihrem Nutzen zu beeinflussen gedachte.

### DER MUSELMANISCHE MODERNISMUS

Es wurde schon früher erwähnt, daß die Engländer jahrzehntelang auf den direkten Einfluß auf den Padischah verzichteten, aber durch ihre eigentümliche Psychologie dazu geführt wurden, das zweite innere Machtelement des Islam, die Gelehrsamkeit, die Ulema, die geistige Auslese der Musel-

manen an sich zu bringen; diese Tendenz läßt sich praktisch viel einfacher bezeichnen: als Erziehung der „gebildeten“ Muselmanen zur Freundschaft mit England. In Ägypten, wo unter dem Deckmantel der khedivialen Regierung England absolut herrscht, standen hierzu sicherlich alle Wege offen. Und da Ägypten mit seinem geistigen Leben über die ganze muselmanische Welt Strahlen entsandte, die Wißbegierigen und die Intelligenzgecken aus dem ganzen Orient dort zusammenkamen, so mußte die geschickte Leitung der intellektuellen Bewegungen im Niltal die schönsten Früchte in Arabien und der eigentlichen Türkei zeitigen. Der Geist, der die ägyptischen und indischen Muselmanen unter dem Vorwande „moderner Kultur“ an England fesseln sollte, mußte in den islamitischen Kreisen der eigentlichen Türkei jenen Seelenzustand schaffen, der politisch als „Jungtürkenthum“ so erfolgreich in die Erscheinung getreten ist. Mit einem Wort: wenn überhaupt in muselmanischem Gebiet ein „Modernismus“ existiert; wenn Muselmanen westeuropäische Ideen in sich aufgenommen haben, um sie in politische Organisationsformen umzusetzen; wenn es in der Türkei Jungtürken und in Ägypten Anhänger der „freiheitlichen“ englischen Regierung gibt (die übrigens stets und auch jetzt noch eine ganz geringe Minorität über, oder vielmehr neben der Volksmasse darstellen), so wurden sie in Ägypten durch die Vergiftung des muselmanischen Geistes mit englischen Begriffen geschaffen.

Wir gebrauchen absichtlich das Wort Vergiftung, denn es war nichts anderes. Die festen und in ihrer Art jedenfalls den europäischen an sozialem

Werte gleichstehenden Begriffe des Islam wurden verdreht, geschwächt, auf seelische Konstitutionen gepropft, die sie nicht assimilieren konnten, um endlich eine Klasse von Menschen zu schaffen, die das Schlechte des Islam mit dem noch Schlechteren des westlichen Skeptizismus vereinigen, und in moralischer und intellektueller Hinsicht annähernd den Tiefpunkt dessen darstellen, was durch falsche Verquickung zweier Weltanschauungen erreicht werden kann.

### DEMORALISIERUNG DES ISLAM

Es ist nämlich hier, wie in anderen außereuropäischen Gebieten, niemals der Kulturgrund Europas gewesen, der verpflanzt hat werden können, sondern bloß die höhere Genußfähigkeit und die intensiveren Genußmittel, die sich auf diesem Grunde entwickelt haben. Die modernen Erfindungen, der moderne Luxus, alles was das Leben veräußerlicht und angenehmer macht, ist jenen Verführten als wesentliche Überlegenheit und nachahmenswertes Vorbild erschienen. Champagnerflaschen waren hier ungleich kulturtragender als Kant oder Darwin. Und die hinter den Champagnerflaschen angeblich steckende höhere Kultur blieb ein ganz äußerlicher Lack, der bloß die alte wirkliche Kultur des Islam an ihrer Offenbarung hinderte und im Inneren der Menschen allmählich verkümmern ließ.

Der Gründer, oder doch der erste repräsentative Mann des muselmanischen Modernismus war der halb berühmte, halb berüchtigte Dschemal-ed-Din el-Afghani, dessen Einfluß und Beispiel ungeheuer

war, der aber im Grunde nichts anderes lieferte, als die schalste Nachahmung pariserischer Unkultur und Genußsucht. Er lebte meistens in Westeuropa, lernte dort aber — da ihn nichts anderes interessierte — ausschließlich die alleroberflächlichsten Erscheinungen des sogenannten Kulturlebens kennen. Er war der erste orientalische Vertreter jenes ganz modernen Typus der „Arrivisten“, die ihrem persönlichen Ehrgeiz und den Mitteln, ihre Genußsucht zu befriedigen, alles und jedes opfern, aber gerade deswegen, von außen betrachtet, die Haltung des großen Skeptikers angenommen zu haben scheinen, der alles ausnutzt, über alles die Achseln zuckt und sich als erhaben über die Empfindungen und Überzeugungen der Gewöhnlichen gibt.

Nichts ist psychologisch natürlicher als die Anziehungskraft der europäischen Äußerlichkeiten auf diejenigen Orientalen, die selbst schon nicht mehr fest in ihrer Weltanschauung wurzeln. Und das fortwährende Zusammenleben mit den in Ägypten herrschenden Engländern konnte nicht anders, als durch den bloßen Anblick der kulturtragenden Raffinements der äußeren Lebenshaltung, ungezählte innerlich schwache Individuen zur Bewunderung und zur Nachahmung reizen. Denn diese Raffinements waren doch augenfällig mit der politischen Übermacht verbunden, schienen folglich schwachen Köpfen ihre eigentliche Ursache zu sein und verliehen dem englischen Wesen, der englischen Gedankenwelt, den Ruf, an und für sich das wesentliche Zeichen politischer und intellektueller Überlegenheit zu bilden. So wurden ohne jede englische Nachhilfe zahllose Muselmanen der höheren

wirtschaftlichen und intellektuellen Klassen zur Annahme englischer Grundsätze und englischer Gedankengänge gebracht.

Den ersten Schritt zur Zersetzung der islamischen Seele an der Stätte ihrer reinsten Kultur, in Ägypten, brauchte also England überhaupt gar nicht zu tun. Aber es half mit aller Energie nach, als es den Plan faßte, das Khalifat von innen heraus zu zersetzen und den türkischen Padischah von seinen religiösen Untertanen zu trennen, um selbst über die zersplitterte Welt des Islam zu herrschen.

## DIE GEBURT DES MUSELMANISCHEN NATIONALISMUS

Mit den allgemeinen englischen Ideen fand ihren Weg zu den Ägyptern auch die Idee der Nationalität, die dem echten Muselmanen an sich ein Greuel ist: denn die Einheit des Islam ist ein wesentliches Dogma, das sich über alle politischen und ethischen Grenzen hinaus schon dadurch ausdrückt, daß jede Übersetzung des Koran ein Verbrechen ist, und somit die ganze religiöse Terminologie in allen Sprachen der Muselmanen dieselbe geblieben ist. Historisch bringt überdies die Erinnerung an völkischen, politischen Zwist zwischen Muselmanen die Heraufbeschwörung der traurigsten Zeiten des Glaubens mit sich.

Nur der Krieg zwischen den Arabern und den Persern, der zur Lostrennung der letzteren vom alten Islam und zur Errichtung der schiitischen Glaubensgemeinschaft führte, ist eine Epoche des Nationalismus. Kein Muselmane denkt an diese

Zeit der Skuubia (von Skuub, Volk) ohne Schmerz zurück. Und welcher Art auch in unserer Zeit eine neue Skuubia sein könnte, auf welcher Grundlage auch Nationalideen im Islam jetzt wüchsen, nie könnte die Skuubia sich anders darstellen, als in jener alten Zeit, nämlich — um es mit einem bei uns allerdings anders gebrauchten Worte zu sagen — als Antisemitismus. Denn der Zwist zwischen Sunniten und Schiiten war im Grunde nichts als der alte Rassenstreit zwischen Semiten und Ariern; und bei näherem Studium zeigt es sich unzweifelhaft, daß die Perser ihre „Reformation“ bloß durchgeführt haben, um nicht die Hoheit des semitischen Khalifen anzuerkennen.

#### ARABER GEGEN TÜRKEN

Von allergrößter Bedeutung für die Ereignisse unserer Zeit nun ist es, daß auf Grund der jahrhundertalten Überlieferung die von England neu nach Ägypten importierte Nationalidee ohne weiteres dieselben Gedankengänge auslöste, wie früher: sie ward sofort zum semitischen arabischen Nationalismus gegen die Nichtsemiten. Bloß kamen als solche jetzt nicht mehr die Perser in Betracht, sondern die Türken, die offenbar, da sie das Sultanat und das Khalifat besitzen, für den arabischen Nationalismus die nächste große Gefahr darstellen. Also säte — fast ohne daß England geflissentlich dazu beitrug — das Erscheinen westländischer Ideen ganz von selbst neuen Zwist zwischen den türkischen Padischah und seine arabischen Untertanen in Ägypten. Und da die ganze englische Orient-

politik ja gerade zum Ziele hat, dem Pädischah die arabische Welt abspenstig zu machen, so war diese von selbst auftretende psychologische Erscheinung reiches Wasser auf die britischen Mühlräder.

Die anglo-ägyptische Regierung brauchte nur etwas nachzuhelfen, um die „Skuubiastimmung“ (die natürlich nur bei der Minorität, den europäisch infizierten Bourgeois herrschte) in eine wirklich politische Tendenz zu verwandeln. Die Skuubia hatte einen religiösen Grund; sie hatte die Rückgewinnung des Khalifats an die Semiten zu verfolgen. Aber England brauchte eine Tendenz, die nicht die Semiten im allgemeinen, sondern das Land Ägypten im besonderen dem Einflusse des Khalifen und Pädischah entzog. Es mußte zu diesem Zwecke der Idee der Rassen- oder Religionszusammengehörigkeit die der Landeszusammengehörigkeit untergeschoben, kurz ein ägyptischer Patriotismus geschaffen werden.

## NICHTMUSELMANISCHE PATRIOTEN

Und tatsächlich entstand bald eine neue politische Partei von Patrioten, die den Grundsatz des Wathania, der Landsmannschaft, auf ihre Fahne schrieb. Die Wathania aber hat, ihrem Wesen nach, durchaus nichts mehr mit dem Islam, noch mit dem Sultanat, noch mit dem Khalifat zu schaffen. Auch bei echten Muselmanen bestand stets das, was im alten Arabisch „Hhub ul-Wathan“, Liebe zum Lande, genannt war. Aber schon im Texte des Testaments des Abdul-Asis lasen wir eine, jetzt erst ihre ganze

tiefe Bedeutung entfaltende Stelle, wo der Sultan davon spricht, daß die Liebe zum Lande dem heiligen Gesetze gemäß erst nach der Liebe zum Glauben und folglich die Liebe zum besonderen Staate nach der Liebe zum Khalifen zu kommen habe. Der ägyptische Patriotismus also war geradezu antimuselmanisch, nahm übrigens auch die in Europa so leicht auftretenden Formen des Hurra- oder Radaupatriotismus an, kurz pflanzte in Ägypten, dem geistigen Zentrum des Islam, wo auch die Türken ihre Ideen zu schöpfen pflegten, eine neue Lehre auf, die das Khalifat von innen zu zersetzen geeignet war.

Natürlich blieb aber auch hier der Grundgedanke der Skuubia lebendig. Denn die Lostrennung der Semiten von den Osmanen allein konnte weiterhin den ägyptischen Nationalstaat einerseits, den türkischen Nationalstaat andererseits schaffen; sie konnte den ersteren zum Werkzeug Englands machen, den zweiten, nach dem Verlust aller Unterstützung seitens der Araber, unter den Hieben der orientalischen Christen zerstören, zugleich die ganze deutsche Orientpolitik ruinieren und schließlich Vorderasien in kraftlose Einzelorganismen zersplittern, über die dann England kraft seines muselmanischen Nationalstaates (welcher dann der mächtigste sein würde) viel widerstandsloser herrschen könnte als der Padschah.

## EIN ENGLISCHER KHALIFE

Ja, mehr noch: die Abspaltung der Araber von den Türken ließ ohne weiteres das türkische Kkali-

fat verschwinden. Der große Imam des Glaubens, den das heilige Gesetz verlangt, mußte dann sicherlich ein Araber werden. Und wer würde unter den arabischen Fürsten als der würdigste — weil mächtigste — in Aussicht zu nehmen sein? Ohne Zweifel der ägyptische König, den kein Band mehr an die Türken fesselte. So würde die ganze ungeheure panislamitische Macht des Khalifen in Englands Hand liegen, zum Zweck der Konsolidierung des immer schlimmer wankenden indischen Reiches und würde zur Sicherung der Oberherrschaft über alle anderen muselmanischen Länder verwandt werden.

Dieser Plan liegt eigentlich der ganzen Umsturz-bewegung der jungtürkischen osmanischen Nationalisten zugrunde, die in Konstantinopel genau dieselben politischen Begriffe zum Siege haben führen wollen, wie die Wathania in Ägypten. England hat seine Bestrebungen zur Loslösung des Khalifats vom türkischen Sultanat so deutlich betrieben, daß man sagen darf, es habe im voraus die höchste muselmanische Würde den verschiedensten Fürsten und Würdenträgern angeboten, um sie durch solche noch ganz uneinlösbare Versprechungen zum Abfall von der Türkei zu bewegen.

Der Imam des Jemen lieh den Einflüsterungen zeitweilig ein freundliches Ohr und stürzte sich in die bekannte Erhebung, bei der die türkischen Truppen zu Sanaa so schlecht abfuhren: bloß ließ er, gerade wie vorher der Wahabitenfürst Ibn Saud, England im Stich, als er unzweifelhaft den antimuselmanischen Charakter der englischen Politik erkannte; und in seiner plötzlich wieder rein isla-

mitisch gewordenen Aktion ging er so weit, die Engländer selbst im Hinterlande von Aden offen zu bedrohen! Dem Emir von Mekka ward auch das Khalifat indirekt angeboten, aber der englische Erfolg war dort noch fraglicher.

Wie weit aber dieselbe Intrige in Ägypten schon gediehen ist, werden wir später ersehen, wenn wir sie als unmittelbare Ursache des Ausbruchs der türkischen Revolution erkennen.

Es mag interessant erscheinen, daß England diese Politik weitsichtig genug angelegt hat, um im Notfalle, im Interesse des neuen ägyptischen Khalifats und seines panislamitischen Einflusses, sogar das ägyptische Territorium sich selbst zu überlassen. In Hinsicht auf diese Notwendigkeit hat es sich im Sudan so festgesetzt und sich praktisch am ganzen oberen Nile zum „Herrn des Wassers“ gemacht. Denn auch dann, wenn Ägypten nominell unabhängig werden sollte, würde es durchaus in englischer Gewalt bleiben, solange die Briten durch einfache Ableitung des befruchtenden Wassers das ganze Reich aushungern können.

In Hinsicht auf dieselbe Möglichkeit auch sucht England im Westen Ägyptens am Mittelmeere einen neuen ihm allein gehörigen mächtigen Kriegshafen in Mirsa-Matru anzulegen, von dort die Wüstenbahn über die Oase Siwa, unter Umgehung Ägyptens, über den oberen Nil nach Port-Sudan am Roten Meere zu leiten und somit außerhalb des vielleicht diplomatisch unabhängigen künftigen Khalifenstaates seine indische Straße zu behalten. (Diese absolute Notwendigkeit, Ägypten noch in der Hand zu behalten, auch wenn es nicht mehr englisch sein

sollte, erklärt nachträglich die grobe Unverträglichkeit Englands in der Faschodaangelegenheit, wo Frankreich unter direkter Kriegsdrohung vom oberen Niltale entfernt ward.)

## ORIENTALISCHE REVOLUTIONÄRE

Welches aber waren die Leute, die zum Nutzen der großenglischen Politik die arabische Unabhängigkeitsbewegung, die ägyptische Nationalbewegung und die türkische Umsturzbewegung zugleich führten? Es waren sämtlich zu farblosen Levantinern gewordene, nicht mehr muselmanische, aber noch viel weniger wirklich europäisch zivi- lierte Leute. Der „muselmanische Modernismus“ darf sich ihrer kaum rühmen.

Es sind die Leute, die mit ihrer „allgemeinen Wurschtigkeit“, die sie für modernen Skeptizismus halten, den ganzen Islam auf ein paar leere Formeln reduziert haben, die jeder Windstoß morgen davontragen kann. Und diese Skepsis haben sie angenommen, obwohl sie an ihrem eigenen Beispiel sehen sollten, daß in der muselmanischen Welt mit den Regeln des Glaubens nicht nur alles, was man gemeinhin als Moral bezeichnet, sondern auch jegliche persönliche Anständigkeit recht eigentlich zum Teufel geht. Ähnlich nämlich, wie bei den Chinesen vieltausendjähriger Ritus das menschliche Leben schließlich in eine so engmaschige Rüstung gekleidet hat, daß unbewußt die Ausführung der vorgeschriebenen rituellen Bewegungen, Formeln und Zeremonien geradezu die Handlungen auslöst, die durch lange Erfahrung als moralisch oder an-

ständig erkannt wurden, ebenso hat der Kultus des Islam gewissermaßen ein moralisches Netz geschaffen, das — gleich dem von lockigen Damen getragenen — zwar unsichtbar bleibt, aber trotzdem die äußeren Formen sichert.

Jedermann weiß, daß die größte soziale Macht des Islam auf nichts anderem beruht, als der unumgänglichen Pflicht, täglich zu gewissen Stunden das Haupt gen Mekka zu kehren, und so die überlieferten Gebete mit dem schon unterbewußt gewordenen Gedanken zu sprechen; daß im selben Augenblick die Kraft Hunderter von Millionen in gleicher Richtung gesprochener Gebete sich am heiligen Ort konzentriert und von dort auf jeden zurückstrahlt. Und wie mit dem Gebet ist es mit hundert anderen scheinbar unwichtigen Riten, die schließlich instinktiv ausgeführt werden und so der Handlungsweise einen spezifischen Stempel aufdrücken.

Wird dieser Ritus fortgenommen, so bleibt zunächst nicht der geringste Zwang zu gewissen, als moralisch bezeichneten, Handlungen übrig. Und daher ist nichts für die Individuen und ihr soziales Zusammenleben gefährlicher, als diese Formeln zu zerstören, ehe die durch sie gesicherte Handlungsweise sich auf innere Kultur im europäischen Sinne stützen kann. Und im ganzen Orient hat weder bei Muselmanen — wie den vorhin beschriebenen Modernisten — noch bei Christen — wie den Griechen, den Armeniern und den Arabern in Syrien — die wirkliche europäische Kultur jemals Wurzel gefaßt, sondern nur ihre äußerlichste Erscheinungsform, die man, fast ironisch, als Zivilisation bezeichnen darf. Mit anderen Worten, es hat sich

sozusagen ein westländischer Lack über innere Leere gebreitet. Und was dabei herauskommt, ist jene Zwitterrasse, deren bloßer Name bei allen Kennern schon verächtliches Gelächter erregt: die Levantiner.

Gerade wie diese sind die muselmanischen Modernisten, zunächst in Ägypten, dann in westeuropäischen „freien“ Städten, wie Paris, London, Genf usw., weiterhin in den europäisch-türkischen Ortschaften, wo das drückende Spitzelwesen Hamids nicht alle neuen Erscheinungsformen sozialen Lebens unterdrückte, bloße orientalische Puppen geblieben, die ihre Anatomie mit Fetzen aus dem intellektuellen Ausverkauf westlicher Intelligenzverschleiß umkleiden. Sie verloren die gemütliche, geistige, ästhetische, moralische Kultur des Islam und gaben sich selbst und den Snobs, die ihnen folgten, als neues Ideal, bloß das des westländischen Großstadtrowdys.

Sicherlich glauben sie nicht, daß sie in ihrer Art greuliche Fanatiker sind. Aber sie sind es, wie die romanischen Freimaurer, die unter dem Vorwande, alte Fesseln abzuschütteln, ihre schale Kultur durch hohle Phrasen zu stützen, aber zugleich auch alle früheren viel kräftigeren Stützen umzureißen suchen. Sie haben in Europa nur Worte und viele kleine und große glänzende Laster gefunden. Und auf diesen wurde der muselmanische Nationalismus begründet, jene Tendenz, im Orient nicht mehr Kulturprinzipien, sondern auf kleine Gebiete beschränkte, sogenannte soziale Interessen wirken zu lassen, Interessen, die im Grunde bloß auf „gute Geschäfte“ hinauslaufen.

## DER VERFALL MUSELMANISCHER KULTUR

Es ist überflüssig, an dieser Stelle zu beschreiben, was die eigentlichen Levantiner christlicher Observanz geworden sind. Jedermann weiß es. Aber was die von den Jungtürken gewollte außer-islamitische Ordnung, der von ihnen betriebene osmanische Nationalismus, dem ganzen Orient zu bringen droht, das sieht man seit einigen Jahren schon in Ägypten, wo die jungtürkische Bewegung ihre einzige Wurzel im Orient fand.

Was ist dieser Nationalismus in einem Lande, wo jeder Händler verfälschte Waren nach falschem Gewichte verkauft und möglichst falsches Geld herausgibt? Was bedeutet „Einführung europäischer Kultur“ in einem Lande, wo keine anständige Frau außer in einem Wagen allein das Haus verlassen kann? Was bedeutet „Zivilisation“ in einem Lande, wo der erste Streik — jenes untrügliche Symptom moderner Kultur — ausbrach, weil den Arbeitern verboten wurde, die Lasttiere zu quälen? Was bedeutet „gentlemantikes“ Benehmen, jene schönste Erscheinungsform wirklicher Kultur, in einem Lande, wo der angesehenste Bürger vom widerlichsten Kulturpöbel der Welt fast gelyncht ward, weil er öffentlich den sadistischen Angreifer seiner Frau maßregelte und, als er sich an die Gerichte wandte, von der ganzen Presse der modernen Nationalbewegung unflätig in den Schmutz gezogen wurde; in einem Lande, wo die Rechtsbeugung eine soziale Einrichtung geworden; wo das falsche Zeugnis vor Gericht ein wahrer Beruf ist; und die Advokaten ihre Kunden dem meistbietenden Gegner offen und ungestraft verkaufen?

Nicht Muselmanen konnten solchen Tiefpunkt innerer Kultur erreichen. Die seelische Rückentwicklung ist recht eigentlich das Ergebnis der „Desislamisation“, um eine schlimme Sache mit schlimmem Worte zu bezeichnen. Und die wahren Zerstörer der alten, wirklichen Kultur sind die ägyptischen Engländer, die durch geschickte Förderung dieses schalen Modernismus ihren einzigen großen Feind im Osten, die muselmanische Weltanschauung zu vernichten trachten.

### ORIENTALISCHE FREIMAURER,

Ehrenstellen, Würden, große Einkünfte, wohlwollende obschon gesetzwidrige Rechtserklärungen, und nicht zum wenigsten das Prestige des „Auchzurherrschenden-Klasse-Gehörens“ machten ihnen Leute dienstbar, die im Lande noch großen Ruf beim Volke besaßen. Der höchste muselmanische Würdenträger, der Baschmufti von Ägypten, Mohammed-Abdu, ward im Osten der getreueste Nachtreter des schon erwähnten „ersten orientalischen Liberalen“, Dschemal-ed-Din el-Afghani. Lord Cromer vollführte ein Meisterwerk an dem Tage, da er diesen persönlich ehrlichen, aber ganz vom faulen Brakwasser zweier unverträglicher Kulturen vergifteten Mann zum Haupte des Islam im anglo-ägyptischen Reiche machte; denn damit ward die auf leere alte Formeln gepflanzte Religion des „Fortschritts“, der „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit“, der „Vernunft“ und anderer Phrasen gleichsam die Staatsreligion im Niltale.

Und schließlich wurde denn auch aus diesem

Mischmasch von Lügen die adäquate Organisationsform geboren: die muselmanische Freimaurerei. Rassenreine Araber wie Ahmed Pascha Zochni, Abdel Halek el Zochrani, und der schlimmste von allen, Idris Bey Ragheb, wurden Maurer vom drei- unddreißigsten Grade, Großmeister, Großkapitäne und Generalstaatssekretäre der ägyptischen Großlogen, wirkten mit den geschickt eingeführten Delegierten der englischen Logen, das heißt mit der englischen Regierung zusammen und bildeten Geheimorganisationen, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den philanthropischen englisch-orientalischen Komitees haben, dem „Balkan Committee“, dem „Armenian Committee“, dem „Bulgarian Committee“ usw., die an anderen Punkten gegen das Khalifat und das osmanische Reich mit gleicher List und gleichem Erfolge kämpften.

Sicherlich sind nicht von vornherein alle gegen Abdul-Hamids Regiment streitenden Orientalen mit diesen Halb-und-Halben zusammenzuwerfen. Unter den Jungtürken waren einige in rein europäischer Kultur Gebildete, die stets mit großartiger Unabhängigkeit und im Wunsche, wirkliche westländische Kultur nach dem Osten zu tragen, die gefährlichsten Unternehmungen verfolgten. Zu diesen gehören: Nazim-Bey, der eigentliche große Organisator der Julirevolution in der Türkei, und Prinz Sabaheddin, der wegen seiner allzu aufrichtigen und zu rein europäischen Ideen sofort von den Jungtürken verlassen ward. Aber sie verschwinden in der Masse der Arrivisten, die wenn nicht alle in — so doch sämtlich durch — Ägypten in ihr schließliches seelisches Kostüm gekleidet wurden. Und wenn auch

von Ägypten aus, wie wir sehen werden, erst im allerletzten Augenblicke der türkische Umsturz direkt unterstützt ward, wenn auch die praktische Arbeit nicht am Nile, sondern am Bosporus und vor allem in London ausgeführt werden mußte, so bleibt es nicht weniger wahr, daß der ägyptische Modernismus allein in vielen innerlich geschwächten Muselmanen jenen Seelenzustand hat schaffen können, der die Umwälzung, wenn nicht unmittelbar hervorrief, so doch zunächst an allen Orten verwickelter Zivilisation, in allen großen Städten des Orients am Mittelmeere, mit Wohlgefallen annehmen ließ.

Als dieser Seelenzustand als wirklich bestehend angenommen werden konnte, begann wieder die große politische Arbeit vor der „rechten Tür“, in der Nähe Konstantinopels, in der europäischen Türkei, in Mazedonien.

## DIE UMTRIEBE IN MAZEDONIEN

Während nämlich an allen Enden des osmanischen Reiches England, wie beschrieben, an der stückweisen Zersetzung des Khalifats arbeitete und den revolutionären Sinn bei den Muselmanen entfachte, wirkte dieser bei den schon längst europäisierten Christen der europäischen Türkei bereits mit unerhörter Wucht. Mazedonien war und blieb die eigentliche Achillesferse des Sultanats. Und die Zersetzungsarbeit Englands mußte sich gerade dort um so energischer entwickeln, als die anderen Mächte am selben Orte gleiche Arbeit zu ihrem eigenen Nutzen mit Eifer betrieben. Die Mächte schufen die mazedonischen Wirren, die revolutio-

nären Banden, den Zwist zwischen den Kirchen und Nationalitäten, verursachten die schmachvollen Gemetzel, für die man die Türkei verantwortlich gemacht hat, und unterhielten so einen Entzündungszustand, der nach genügend langer Zeit notwendig zur gefährlichsten Schwächung des osmanischen Staatsorganismus führen mußte.

Rußland setzte, wie in einem früheren Kapitel gezeigt wurde, seine Panslawistenarbeit ohne Unterbrechung fort. Österreich hinderte mit Deutschlands Unterstützung den russischen Eroberungszug. England und Frankreich ihrerseits benutzten ihren „liberalen“ und „philanthropischen“ Ruf, in der Gegend selbst, um durch ihre nach internationaler Konvention bestellten Gendarmerieoffiziere die Lage in derselben Schärfe zu erhalten und zugleich, um in Konstantinopel durch fortwährende platonische Einmischung die Welt glauben zu machen, das Unheil käme von der türkischen Verwaltung. Aber es ist festzustellen, daß sich die Türkei jeder überhaupt durchführbaren Reform nie widersetzt hat, daß vielmehr gerade die Mächte die Beruhigung Mazedoniens — und damit zugleich die Befestigung der osmanischen Oberhoheit — geflissentlich verhindert haben.

## DIE TÜRKISCHEN REFORMVORSCHLÄGE

Aus der großen Menge von Akten, welche die unaufhörlich zunichte gemachten Reformideen der hohen türkischen Beamten darlegen, brauchen wir nur einige Stellen anzuführen. So sagt z. B. der Vali von Monastir in einem Berichte an den Mi-

nister des Inneren, ungefähr zur Zeit des Abschlusses des russisch-österreichischen Abkommens zu Müritzsteg, folgendes:

„Zur Zeit, als die Bevölkerung Mazedoniens mit den ausländischen Mächten noch keine Verbindungen unterhielt, hatte sie unter den Mängeln der türkischen Verwaltung, wie es scheint, viel weniger zu leiden. Aber seitdem die Nachbarländer Serbien und Bulgarien diese Bevölkerung durch Machenschaften beeinflussen, ist die Lage bedeutend gespannter geworden. Noch schlimmer ist sie geworden, seitdem die österreichische Regierung sich auch für die Lage der Balkanbevölkerung stärker interessiert. Seit diesem Augenblick ist es recht schwer geworden, die Mängel der Verwaltung zu verbergen. Wenn die nötigen Reformen nicht in kürzester Zeit durchgeführt werden, so müssen wir alle Hoffnung aufgeben, bei dieser Bevölkerung die Gefühle des Vertrauens und der Treue zum Reiche neu zu beleben.“

Der Vali von Kossowo schreibt in einem Briefe an den Großvezier Rifaat-Pascha am 6. September 1897:

„. . . Aber wenn wir nicht sofort die Initiative zu den unumgänglich nötigen Reformen ergreifen, wenn das Unterrichtsministerium sich nicht sofort zu den nötigen Opfern versteht, um die türkische Sprache und den Volksunterricht weiter zu verbreiten, so können wir nur zu Gott flehen, daß unvermeidliche Katastrophen nicht über uns hereinbrechen.“

Der Unterrichtsminister Memduch-Paschia schlägt, in einem Schreiben an den Großvezier, daraufhin

folgende Reformen vor: Einrichtung mehrerer getrennter Bezirke; Reorganisation der Polizei; Repressionsmaßregeln gegen die Desertion der Soldaten; Erhebung der Steuern; Eröffnung der zur allgemeinen Volkserziehung nötigen Schulen.

Wir könnten seitenlang fortfahren, dokumentarisch nachzuweisen, daß nicht einer der hohen türkischen Beamten den Reformen unfreundlich gegenüberstand, daß im Gegenteil alle, ohne Ausnahme, ähnliche Vorschläge machten, und sogar der berüchtigte Hochstapler und Palastintrigant Nedschib-Melhame-Effendi, der damals kaiserlicher Resident in Sofia war, in derselben Richtung die dringendsten Vorstellungen machte.

Der Sultan seinerseits zeigte genau denselben guten Willen. Die Worte des österreichischen Botschafters und die Empfehlungen des deutschen Kaisers (die sich in zwei früher zitierten Schreiben Tewfik-Paschas genügend kennzeichnen) waren hier wahrscheinlich nicht überflüssig gewesen. Der Sultan antwortete den Valis von Kossowo, Monastir, Saloniki, Adrianopel, Skutari und Janina mit dem folgenden Schreiben:

„Zur erfolgreichen Bekämpfung des verderblichen Einflusses der bulgarischen, serbischen, griechischen und anderen Revolutionäre hat die Verwaltung sofort gewisse Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und durchzuführen. Vor allem hat sie anzuordnen, daß weder die Beamten noch die Truppen die Bevölkerung der beunruhigten Bezirke schlecht behandeln. Sie hat keine Mühe zu scheuen, um sie gegen die räuberischen Unternehmungen der bewaffneten Banden zu schützen. Kurz, sie hat durch

würdige Ausführung ihrer Aufgaben Frieden zu stiften und zugleich alle Willkürakte, alle Verschwendung und Unterschlagung zu unterdrücken“.

## UNRUHSTIFTENDE KONSULN

Aber aller gute Wille half nichts. Denn erstens dauerten die Wirren infolge der Fürsorge der Banden und der fremden Konsuln fort; zweitens konnten die vorgeschlagenen Reformen ihrer Natur nach den Unzuträglichkeiten nicht abhelfen, da sie nach europäischem Muster zugeschnitten waren, die wesentlichen Bedingungen der osmanischen Staatsverwaltung, das muselmanische Grundgesetz, mit der von ihm erheischten Lokalautonomie der christlichen Gemeinden außer acht ließen und demgemäß von der bestehenden Verwaltung auch dann nicht hätten nützlich angewandt werden können, wenn diese damit betraut gewesen wäre; drittens wurde die Ausführung wirklicher, vernünftiger Reformen von den Mächten geflissentlich verhindert.

Wäre dies nicht reichlich aus dem ganzen Verlaufe der Unruhen erwiesen, so könnte die einfache Tatsache es belegen, daß die Missetaten der griechischen, serbischen und bulgarischen Banden gerade in den Bezirken einen ungeheuren Umfang annahmen, die von den europäischen Gendarmerieagenten „überwacht“ wurden, während in den bloß von Türken verwalteten Gegenden die Lage außerordentlich viel besser war. Ein Schreiben des berühmten Osman-Pascha, der Vali von Janina war, an den Großvezier, gibt darüber recht eigentümliche Aufklärung:

„Dank unserem großherzigen Monarchen herrschte überall in meiner Provinz vollkommene Ruhe... Die fremden Konsuln, die in meiner Provinz ihren Posten haben, scheinen sich uns gegenüber sehr wohlwollend verhalten zu wollen und legen nicht den geringsten bösen Willen an den Tag, wie es fälschlich behauptet worden ist. Um sie jedoch noch enger an uns zu ziehen und uns noch günstiger zu stimmen, dürfte es nützlich sein, daß Eure Hoheit mich gütigst ermächtigte, Ihr eine Liste von unter sie zu verteilenden Gratifikationen und ehrenden Auszeichnungen zu unterbreiten.“

Es sind aus diesem, in seiner Art köstlich naiven, Schreiben recht wichtige Schlüsse zu ziehen. Denn die fremden Agenten zeigten in den Gegenden (wie Janina), wo die Unruhen die fremde Politik nicht fördern konnten, „guten Willen“, wirkten aber den türkischen Beamten an allen anderen Plätzen entgegen. Folglich handelten sie zweifellos nach ganz genauen Instruktionen. Denn hätten sie diese nicht erhalten und ihnen unbedingt folgen müssen, so wäre wahrhaftig nicht einzusehen, weswegen sie nicht wie ihre Kollegen in Janina die „Gratifikationen und ehrenden Auszeichnungen“ des Sultans hätten verdienen wollen. Denn mit diesen wurden sie ja nur für die Heldentat belohnt, sich ruhig zu verhalten und nicht die Bevölkerung gegen die Verwaltung aufzuwiegeln!

Wie aber sah es in den von den Fremden „überwachten“ Bezirken aus? Wie bei den Russen und Engländern, die die Griechen und Bulgaren gegeneinander und gegen die Türken hetzten? Wie bei

den Österreichern, die geschickt mit den Türken gingen, aber zugleich die Albanesen mit größtem Erfolge bearbeiteten?

Beschränken wir uns auf wenige äußerst bezeichnende, bisher unbekannt gebliebene, fast romanhafte Vorfälle.

## RUSSISCHE MACHENSCHAFTEN

Daß der russische Panslawismus jetzt mit noch greulicheren Mitteln arbeitet, als seinerzeit unter der türkischen Leitung des Botschafters Ignatieff, ersieht man aus der wüsten Geschichte vom Morde des russischen Konsuls in Monastir im Jahre 1903, ein Ereignis, das nur deshalb der Türkei schaden und den russischen Umtrieben nutzen konnte, weil es lügnerisch dargestellt ward. Der folgende wahrheitsgetreue Bericht stammt direkt aus dem Kabinett des Generalgouverneurs von Mazedonien, Hilmi Pascha.

„Eines Tages ging der russische Konsul, ein Mann von großem Talente, aber äußerst heftigem Charakter in Monastir an der Kaserne vorbei. Er war nicht in Uniform und trug kein Abzeichen, das seine Eigenschaft von weitem kenntlich machte. So kam es, daß die am Tore stehende Schildwache ihm nicht die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung erwies. Der Konsul geriet ohne weiteres in Wut, ging rasch auf den Soldaten zu und fuhr ihn mit den Worten an: „Warum hast du mich nicht begrüßt?“ Der Soldat antwortete: „Exzellenz, ich habe Sie nicht erkannt.“ „Das ist ist nicht wahr, du gemeiner Hund! Du hast es mit Willen getan, um mich zu beschimpfen“. Zugleich hob der Kon-

sul seine Reitpeitsche, um ihn ins Gesicht zu schlagen. Der albanesische Soldat, der sicherlich in seinem ganzen Leben keinen ähnlichen Schimpf gegen sich geduldet hatte, ließ ihm keine Zeit, die Reitpeitsche auf ihn niedersausen zu lassen, riß sein Martinigewehr hoch und schoß den Konsul nieder. Ein anderer Soldat schrie: „Ist er tot?“ Aber der erste antwortete nicht, sondern schoß dem Fremden eine zweite Kugel in den Kopf.

„In der ganzen europäischen Presse brach ein förmliches Ungewitter los. Und die russische Regierung klagte die türkische ohne weiteres des beabsichtigten Mordes an. Aber was uns sofort am stärksten nach dem unglücklichen Ereignisse auf fiel, war die ungeheure geradezu fanatische Wut und die lächerliche Bestürzung des bulgarischen Elementes, die sich in der bulgarischen Presse und unter den Bulgaren in Mazedonien Luft machte. Diese Wut, die den Zorn der russischen Regierung weit übertraf, war zunächst ganz unerklärlich. Aber der Grund zu diesem Ausbruch des Hasses sollte sich sogleich herausstellen.

„Rußland verlangte natürlich sofort eine exemplarische Strafe. Und auf das Drängen der russischen Regierung wurde nicht nur der Albanese Emin, der den Konsul getötet hatte, sondern auch sein Kamerad, der ihn gefragt hatte, ob der Fremde erschossen sei, zum Tode durch den Strang verurteilt. Fünf Zeugen, die aber eigentlich bei der weiten Entfernung ihres Standorts vom Mordplatze gar nichts hatten sehen können, wurden je nach der Entfernung in der sie sich befunden, zu ganz verschiedenen schweren Strafen verurteilt, so zwar,

daß die beiden nächststehenden jeder mit einhundert-  
undeinem Jahre Zuchthaus davonkamen; zwei an-  
dere mit fünfzehn Jahren und der letzte mit nur  
fünf Jahren! Rußland war aber mit diesen eigen-  
tümlichen Strafen durchaus noch nicht zufrieden.  
Es verlangte die Absetzung des Valis von Monastir  
und seine Verbannung in entfernte Gegenden, so-  
wie die Absetzung aller höheren Beamten des Vilajet.  
Der Vali wurde tatsächlich abberufen und nach der  
Oase Fezzan im Inneren der afrikanischen Wüste  
verbannt. Doch führte der Generalgouverneur von  
Tripolis, Redscheb Pascha stillschweigend das un-  
sinnige Urteil nicht aus und behielt ihn bei sich in  
Tripolis.

„Der Leichnam des Konsuls wurde mit der Eisen-  
bahn von Monastir nach Saloniki transportiert, und  
diese Fahrt dauerte drei Tage; denn, um auf die  
bulgarische Bevölkerung Eindruck zu machen und  
sie gegen die türkischen Behörden, deren Schwäche  
ans Licht trat, aufzuwiegen, hatte die russische  
Regierung verlangt, daß der Zug nicht schneller  
führe, als ein Mann marschiert, und daß alle zehn  
Schritt der Bahnlinie entlang ein türkischer Soldat  
das Gewehr präsentierte. In Konstantinopel wollte die  
russische Regierung bei der Durchfahrt des Leich-  
nams ebenso verfahren, aber der Sultan verweigerte  
es kategorisch, und Rußland wagte nicht, die Sache  
auf die Spitze zu treiben.

„Der Albanese Emin starb wie ein Held. Und  
als ihm der Strang um den Nacken gelegt war,  
rief er: ‚Yaschiasun devlet! Yaschiasun millet!‘ Es  
lebe die (türkische) Regierung! Es lebe die (alba-  
nesische) Nation!

„Noch jetzt, nach vier Jahren, wird Hilmi-Pascha von Zorn und Wehmut ergriffen, wenn er an den alten Albanesen denkt, den er damals auf Befehl hat zum Tode verurteilen müssen. Wir alle haben noch den furchtbaren Seelenzustand des großen Generals an jenem Tage vor Augen. Er, der sonst stets freundlich und ruhig ist, war außerordentlich erregt. Als der Major, der zugleich sein persönlicher Freund war, zu ihm kam, um die letzten Instruktionen betreffs der Hinrichtung einzuholen — Hilmi selbst weigerte sich wütend, dem Drama beizuwohnen, obwohl es seine Beamtenpflicht gewesen wäre — schrie er ihn heftig mit den Worten an: ‚Geh! Dschelad! (Henker). Und führe die Befehle aus!‘

„Und dieser Mann, der aus unbeugsamem Eisen schien, brach, anstatt zum Richtplatze zu gehen, in Tränen aus.

## EIN VERFEHLTER HANDSTREICH

„Erst einige Zeit nachher haben wir auf dem Generalgouvernement erfahren, daß der Albanese Emin, ohne es zu wissen, sein Land aus einer sehr schweren Gefahr gerettet hat. Der getötete russische Konsul nämlich war, wie alle seine Kollegen ohne Ausnahme, geheimer Direktor der bulgarischen Banden. Denn es ist unnütz, zu leugnen, daß die russische Regierung niemals ihre Umtriebe in den bulgarischen Gegenden unterbrochen hat. So hatte dieser Konsul, zusammen mit den bulgarischen Banden, einen außerordentlich geschickten Plan ausgearbeitet, um Monastir direkt den Bulgaren auszuliefern.

„Der Konsul hatte nämlich in dem Dorfe Bukowa, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, ein großes Landfest organisiert. Zu diesem Feste waren sämtliche anderen Konsuln, der Gouverneur Ali-Riza-Pascha, der Generalstab des Bezirks und alle übrigen höheren Beamten eingeladen. Die bulgarischen Bandenmitglieder sollten diesen Augenblick der Abwesenheit aller Behörden und aller fremden Vertreter wahrnehmen, als türkische Offiziere verkleidet in die Stadt kommen und ohne weiteres alle öffentlichen Bureaus, sowie die Waffenmagazine in ihre Gewalt bringen. Andere bulgarische Banden sollten zugleich das Dorf Bukowa umzingeln und dort die zu jedem Widerstande offenbar unfähigen türkischen Beamten samt den ausländischen Konsuln gefangen setzen. Dann wollte die russische Regierung energisch intervenieren, Schritte tun, um alles Blutvergießen zu verhindern, nachweisen, daß das Leben aller Gefangenen in äußerster Gefahr schwebte, solange man den bulgarischen Banden nicht nachgäbe, und auf diese Weise von den anderen Mächten die Zustimmung zur Auslieferung Monastirs an die bulgarischen Banden erlangen, worauf die Auführer die Verwaltung der Gegend der bulgarischen Regierung übertragen hätten, welche dadurch mitten in türkischem Lande in den Besitz einer das ganze Reich gefährdenden Enklave gelangt wäre.“

### RUSSISCHE POLIZEITATEN

Dieser in seiner Form so eindringliche Bericht aus dem Kabinett des Generalgouvernements, der an den Botschafter einer mit der Türkei befreundeten

Macht gerichtet werden sollte, aber nie abgeschickt wurde, sagt mehr als Bände über den Charakter des neuen Panslawismus. (Leider sagt er nichts über das Schicksal der so ungeheuerlich „meterweise“ verurteilten Zeugen, deren „Begnadigung“ ein Erfordernis der einfachsten Gerechtigkeit wäre.) Aus der Unzahl der weiteren, die schöne „Polizeiarbeit“ der kulturtragenden Russen betreffenden, Akten greifen wir aufs Geratewohl noch den folgenden Bericht über die Mordtat zweier russischer Offiziere heraus. Der Fall ereignete sich anderthalb Jahre nach der Monastirangelegenheit.

„Die beiden russischen Gendarmerieoffiziere Sfirtschik und Petroff ließen in der ersten Hälfte des September im Dorfe Negrotzis neun der angesehensten Bürger vor sich kommen, nämlich Gona Thanos, Georg Helion, Mitzo Nuctzo, Thesi Athanasion, Delios Athanasion, Petko Antonion, Helios Kehaya, Dukas Proios und Ioan Proghiron, und ermahnten sie mit drohenden Worten, schismatisch zu werden (d. h. die griechische Kirche zu verlassen und zur bulgarischen überzutreten; in der Gegend wird vielfach bulgarisch gesprochen). Sie machten ihnen die schwersten Vorwürfe über ihre Anhänglichkeit an ‚den Glauben ihrer Väter‘. Sodann redeten sie ihnen mit folgenden Worten zu: ‚Ihr habt weder euer Interesse begriffen noch eure wahre nationale Zugehörigkeit; ihr kümmert euch also nicht um die Sprache, die ihr sprecht? Ihr begreift nicht, daß euch das Heil bloß von Bulgarien kommen kann, hinter welchem sein Bundesgenosse steht, das allmächtige Rußland?‘ Die Leute antworteten den beiden Offizieren, daß sie persönlich

nichts dagegen hätten, bulgarisch zu werden, daß sie aber den Zorn des Peter Arezoni zu befürchten hätten, der dem Glauben der Väter treu bleiben wollte und ein hochachtbarer, großherziger und in der Gegend sehr einflußreicher Mann sei. Drei Tage nach dieser Unterredung ward Arezoni in seinem Garten von mit Äxten bewaffneten Bulgaren erschlagen. Die Mörder sind niemals offiziell entdeckt worden. Aber das liegt nur daran, daß die beiden Offiziere sich kategorisch geweigert haben, ihre Pflicht als Gendarmerieoffiziere zu erfüllen und eine Untersuchung anzuordnen.“

#### DER RUSSISCH-BULGARISCHE KRIEGSPLAN

Diese hübsche Methode „politischer Expansion“ floß mit der nicht weniger interessanten der Engländer zusammen, um die ganz unentwirrbare Lage zu schaffen, die den günstigen Nährboden für die bevorstehende innere Zersetzung des osmanischen Reiches abgeben sollte.

Mazedonien wurde allmählich „reif“. Im Sommer 1907 schon waren durch die Mitwirkung der Engländer, die — wie wir sogleich sehen werden — nun mit den Russen zusammenarbeiteten, die Bedingungen gegeben, die, ein paar hundert Kilometer näher bei Konstantinopel, gleiche Ereignisse wie dreißig Jahre zuvor, verursachen sollten, nämlich die Erhebung der Slawen unter dem Vorwande „allslawischer Freiheit“, oder mit präziserem Worte, die Wiederinkraftsetzung des Vertrages von San-Stefano, die Verwirklichung Großbulgariens von der Donau bis zum Meere, und zwar unter russischer Oberhoheit.

Die russische Regierung hatte nur leider schon seit Jahren beobachtet, daß Bulgarien unter der Leitung des bourbonischen Ferdinand, der alle Herrschereigenschaften der alten Dynastie zweifellos in vollendetem Maße besitzt, nicht viel von der „höheren Fügung“ des moskowitzischen Zaren mehr wissen wollte, sondern auf eigenen Füßen, als ganz unabhängiger Staat seine eigenen Interessen verfolgte. Aber war nicht Bulgarien durch den Berliner Kongreß gerade von der Türkei getrennt worden, um gleichsam eine russische Kolonie zu bilden? War nicht im Sinne Europas diese russische Oberherrschaft so klar ausgedrückt worden, daß man neben der russischen Kolonie Bulgarien, unter dem Vorwande des „balkanischen Gleichgewichts“, der Nachbarmacht Österreich auch eine Balkankolonie, Bosnien, zuerkannte? Und Bulgarien war wider Erwarten in langer ausgezeichnet geleiteter Politik in sich so stark geworden, daß es gegebenenfalls geradezu den Kern eines starken Südslawenreiches bilden konnte, das von Rußland unabhängig sein würde, und somit die alten moskowitzischen Panslawistenträume vom Allslawenreiche unter dem Zaren zunichte machte!

Gegen eine solche Möglichkeit mußte irgendeine Vorsichtsmaßregel getroffen werden. Rußland mußte, gerade in Hinsicht auf den in Petersburg, ebensowohl wie in London, schon als nahe vorausgesehenen Ausbruch der großen, von den christlichen Nationalisten und den muselmanischen auch nationalistisch gewordenen Modernisten zu entfachenden Bewegung gegen den türkischen Khalifen, eine Garantie gegen die gänzliche Lostrennung Bul-

gariens von Rußland und für die künftige Oberleitung aller slawischen Politik im Süden gewinnen. Und so entsandte denn der Zar im Herbst 1907 seinen geschickten Oheim, den Großfürsten Wladimir, nach Bulgarien, um durch einen Vertrag dem russischen Zaren diese Garantie zu verschaffen.

Es erschien aber in Petersburg schon unmöglich, sich dem vom Fürsten Ferdinand seit Jahren ausgedrückten Wunsche zu widersetzen, das rein formale Band, das ihn zum Vasallen des Sultans machte, zu lösen. Denn das Band zwischen Bulgarien und der Türkei war ja schon seit jeher reine Formfrage. Bulgarien hatte nie den schuldigen Tribut an die Türkei bezahlt. Sogar Ostrumelien, das erst acht Jahre später nach der Aufstandsbewegung mit ihm vereinigt wurde, war praktisch von der türkischen Regierung vollständig unabhängig. Die gänzliche, auch legale Loslösung also konnte praktisch nichts ändern, und war deshalb, vom Standpunkte der modernen sogenannten Realpolitik aus, nicht nur entschuldbar, sondern geradezu eine Notwendigkeit.

Aber wenn Rußland auch von vornherein, im voraus die etwaige Schöpfung eines bulgarischen unabhängigen Königiums, auf slawisch Zarentums, hinnehmen mußte, und obwohl damit — wahres Herzgift für die alten Panslawisten — zwei Zaren den Erdboden zieren würden, so durfte dies doch nicht die Ausschaltung russischer praktischer Oberhoheit über die Südslawen und im besonderen die Bulgaren zur Folge haben. Es wurde also dem Großfürsten Wladimir aufgetragen, zwar die Errichtung eines bulgarischen Zarentums hinzunehmen,

und es sogar virtuell zu empfehlen, aber sozusagen gerade deshalb, gleichsam als Kompensation, Rußland die Oberleitung der bulgarischen Politik und des in Aussicht genommenen Großbulgariens zu sichern.

Natürlich glaubte man in Petersburg, wo gerade die kürzlich errungenen verfassungsmäßigen politischen Freiheiten erdrosselt wurden, durchaus nicht an die Möglichkeit eines Erfolges der von England geleiteten muselmanischen Modernisten. Man glaubte noch, wie ehemals Gortschakoff und Ignatieff, an die Aufteilung der verfallenden Türkei des Khalifen. Und deshalb ward auch der Großfürst Wladimir nicht angewiesen, für den Fall einer solchen Revolution Vorkehrungen zu treffen. Niemand dachte daran, daß Österreich etwa mit dem Sultan zusammen irgendwelche Gegenvereinbarungen treffen könnte: denn solange die Idee der Aufteilung des osmanischen Reiches herrschte, mußte natürlich Österreich der Bundesgenosse, oder richtiger gesagt, der Miträuber Rußlands sein. Deswegen hatte der Großfürst Wladimir in der Aufteilungsfrage nur den Fall vorzusehen, daß Österreich sich mit Rußland zusammen gegen den Sultan stellte.

## DER RUSSISCH-BULGARISCHE SCHEIN- VERTRAG

Wladimir führte die Verhandlungen im September 1907 mit außerordentlicher Kunst. Er setzte die Unterzeichnung eines Geheimvertrages durch, dessen Existenz oft geleugnet wurde, dessen Text uns aber

aus Petersburger Quelle bald darauf zuging. Er lautet folgendermaßen:

„Zwischen Seiner kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und dem General Molosoff einerseits — die im Namen des russischen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten handeln; und Seiner königlichen Hoheit dem Fürsten von Bulgarien im Beisein ihrer Exzellenzen des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten D. Stancioff, des Kriegsministers D. Nikolaieff und des fürstlich bulgarischen diplomatischen Agenten in Petersburg, Generals Paprikoff — die im Namen Bulgariens handeln — andererseits: ist folgende Konvention in Euxinograd geschlossen worden:

1. Indem das Fürstentum Bulgarien sein Abkommen mit Rußland bestätigt, das 1895 abgeschlossen und 1898 ratifiziert, sodann von neuem 1906 geändert und ratifiziert wurde, verpflichtet es sich Rußland gegenüber, diesem die Oberleitung seiner auswärtigen Politik durchaus zu überlassen, in allem was die mazedonisch-adrianopelsche Frage betrifft; Bulgarien verpflichtet sich, diese Frage nicht unabhängig aufzuwerfen, noch in Zukunft zu versuchen dieselbe manu militari zu lösen.

2. Bulgarien verpflichtet sich, in seinem Staatsbereiche jede mazedonische Bewegung zu unterdrücken und insbesondere jede auf seinem Territorium sich bildende Bande zu verhaften; Rußland seinerseits verpflichtet sich, denselben Grundsatz in Serbien zur Durchführung zu bringen.

3. Bulgarien erkennt Rußland und Österreich das Kondominium in den türkischen Provinzen zu, unter

der Bedingung, daß im Falle einer militärischen Besetzung alles Land zwischen der Varda und dem Schwarzen Meere der regulären bulgarischen Armee überlassen wird, deren Stärke vom bulgarischen Kriegsministerium festzustellen bleibt.

4. In diesem Falle bestimmt das russische Kriegsministerium über das Personal, das an die Spitze des bulgarischen Generalstabs und der bulgarischen Division zu setzen ist.

5. Zwei russische Kavalleriedivisionen haben in Bulgarien einzurücken und sich dem bulgarischen Kriegsministerium zur Verfügung zu stellen, spätestens sieben Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Bulgarien und der Türkei, oder zwischen Rußland und Österreich einerseits und der Türkei andererseits.

6. Bulgarien unterstellt seine Flottille, sowie die Häfen von Varna und Burgas dem Kommando des russischen Admirals, der den Oberbefehl über die russische Schwarze-Meer-Flotte führt. Es verpflichtet sich, während der ganzen Dauer der Feindseligkeiten, der Flotte sowie den Kavalleriekorps den nötigen Proviant zur Verfügung zu stellen.

7. Bulgarien verpflichtet sich — falls solches angebracht erscheint — Rumänien zur nötigen Neutralität zu zwingen und zu diesem Zwecke an seinen Grenzen oder im Rücken seiner Festungen an der Donaulinie die notwendigen Truppen zu stellen.

8. Im Falle eines erfolgreichen Feldzuges erhält Bulgarien ein Drittel der Kriegskontribution, sowie ein Drittel des besetzten Gebietes; es wird ihm zugleich das Recht

zugestanden, einen Ausgang zum Archipel sicherzustellen. Andererseits bleibt Konstantinopel das Objekt der russischen Aktion, an der jedoch die bulgarische Armee durch die Belagerung Adrianopels und die Forcierung des befestigten Lagers zu Tschatardscha zugleich mit den russischen, dort auszuschießenden Truppen teilzunehmen hat.

9. Das Recht, den Krieg zu erklären und den Frieden zu schließen, steht Rußland zu.

10. Bulgarien wird das Recht zugestanden, seine Unabhängigkeit von der Türkei und seine Wandlung in ein souveränes Königreich zu betreiben. Rußland verpflichtet sich, in diesem Falle die Zustimmung der Signatarmächte des Berliner Kongresses zu verschaffen.“

## EIN SCHLÜSSEL ZUR ORIENTKRISE

Dieser Vertrag ist niemals abgeändert worden, bestand folglich noch zu Recht, als die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und die Errichtung des bulgarischen Zarentums am 5. Oktober 1908 erfolgte. Der Vertrag zu Euxinograd gewinnt somit eine fast entscheidende Bedeutung für die internationale Krise, die sich mit der türkischen Revolution vom 24. Juli 1908 entwickelte. Er klärt vor allen Dingen die geheimnisvoll vor den anderen Mächten schwankende Stellung Rußlands und zugleich die, bei der gleichzeitigen Annexion Bosniens durch Österreich

angeblich aufgetretene, Spannung zwischen den beiden früheren Mitarbeitern am Mürzsteger Mazedonienprogramme auf.

Es ist nach diesem Vertragstexte von vornherein ausgeschlossen, daß Bulgarien seine Unabhängigkeit etwa ohne die Zustimmung oder ohne das Vorwissen Rußlands erklärt haben sollte. Da andererseits aber die vorherige Übereinkunft Österreichs und Bulgariens über die gleichzeitige Aktion gegen den international garantierten territorialen Besitzstand der Türkei erwiesen ist, wird es ganz zweifellos, daß auch Rußland, trotz aller späteren Machenschaften, vorher mit der Annektierung Bosniens einverstanden war.

Nur zeigte sich dann ein politisches Phänomen, das sich im Laufe des letzten Jahrhunderts wenigstens zehnmal wiederholt hat: daß nämlich Österreich und Rußland gemeinsam zu Machtvergrößerungen Vorkehrungen treffen; sobald diese aber verwirklicht sind, miteinander hadern, unter dem Vorwande, daß die Aktion des anderen künftigen weiteren Machtvergrößerungen ungeahnte Riegel vorschleibe, und jeder den anderen betrogen habe!

## ENGLANDS SIEG ÜBER RUSSLAND

Während so Rußland unaufhörlich hinter dem Rücken der europäischen Diplomaten und der türkischen Beamten an dem Aufstand der Bulgaren Mazedoniens arbeitete und schließlich alles zu einer Wiederholung des Krieges von 1877 vorbereitete, setzte England seine Tätigkeit mit größter Geschicklichkeit fort.

Wir haben einerseits gesehen, daß an allen fürs englische Weltreich wichtigen Stellen der asiatischen Türkei, groß angelegte politische Machenschaften inszeniert wurden. Wir haben, den britischen Behauptungen zum Trotz, dokumentarisch festgelegt, daß alle diese Unternehmungen an dem von Deutschland inspirierten und moralisch auch unterstützten Verhalten des Sultans gescheitert sind. Andererseits aber haben wir auch dargelegt, daß zugleich die englische — wenn man so sagen darf — psychologische Aktion bei den auch-gebildet-sein-wollenden Muselmanen zunächst in Ägypten, dann aber auch an anderen Orten, sich mit großem Erfolge entwickelt hat. Auch das wurde schon früher angedeutet, daß schließlich der mandschurische Krieg auf die weitere Entwicklung der Dinge im Orient einen geradezu stupenden Einfluß ausüben sollte.

Rußland war so geschwächt, daß England ihm eine Reihe von Abmachungen betreffs der fernasiatischen Territorialverhältnisse abtrotzen durfte. Rußland verzichtete auf die Leitung des ihm erwünschten Panbuddhismus und ließ allen Einfluß in Tibet fahren; es verzichtete auf jegliche Großmachtrolle im pazifischen Ozean und folglich in China; es mußte schließlich auch — und das war für England das Wichtigste — den alten Traum einer russischen Eroberung Indiens aus seinen Gedanken tilgen, und, um die radikale Änderung seiner Politik zu beweisen, mit England jenes Abkommen über Afghanistan treffen, das den langen geheimen Kampf zwischen dem „Bären und dem Walfisch“ zugunsten des letzteren beschloß.

## ENGLANDS UMSCHWENKEN ZU RUSSLAND

Bis zu diesem Zeitpunkt, bis zur Schlacht bei Tsuschima, hatte England in der europäischen Türkei offenbar eine durchaus russenfeindliche Politik verfolgen dürfen. Das Gespenst der russischen Besetzung Konstantinopels, der Entwicklung des Zarentums zu einer gefährlichen Mittelmeermacht, mußte lebendig bleiben. Man durfte in London nicht Ignatieffs Meisterwerke und den elenden Sturz der anglophilen Politik Midhats vergessen. Deshalb arbeitete England bis dahin in den Balkanländern nicht nur gegen die türkische Ordnung, sondern zugleich auch gegen den panslawistischen Eroberungszug. Es mußte also seine Kräfte zersplittern; und die türkische Verwaltung konnte aus der gegenseitigen Annullierung russischer und englischer Umtriebe den größten Nutzen ziehen. England nämlich unterstützte zwar auch die Aufstandsbewegungen, die die türkische Verwaltung diskreditieren und schwächen sollten. Aber es führte zum Aufstande nicht die Bulgaren, sondern die Griechen (d. h. genauer gesagt, nicht die Anhänger der neuen schismatischen bulgarischen Kirche, sondern die Anhänger des alten griechischen Patriarchats, welcher Rasse und Sprache sie auch waren), und diese hetzte es im allgemeinen viel weniger gegen die türkische Verwaltung, als gegen die russophilen Bulgaren. Auf diese Weise ward zwar die Unruhe erhalten, aber die direkte Aktion gegen die Türken beinahe unterbrochen.

Als nun aber Rußland von Japan besiegt war und in der allgemeinen Weltpolitik England folgen

mußte, schwenkte England ganz plötzlich in seiner Balkanpolitik um. Es ging — zunächst sogar, ohne mit den Russen irgend etwas abgemacht zu haben — zur russischen Zersetzungspolitik über, verleugnete die Griechen und unterstützte mit wundervoller Feinheit die bulgarischen Wirren!

Die im Beginn sehr mißtrauische russische Regierung ließ sich schließlich mit solcher unheimlichen Freundschaft Gewalt antun, als ihr auseinandergesetzt ward, daß der in Konstantinopel unumschränkt herrschende deutsche Einfluß sicherlich sowohl die englischen als auch die russischen Bestrebungen zuschanden machen würde, wenn man nicht gemeinsam so schnell als möglich in Mazedonien eine Lage schüfe, aus der eine vollständige Umwälzung der Dinge hervorgehen könnte.

Ob England nachher von dem Euxinograder Vertrag Kenntnis gehabt hat, ist dokumentarisch nicht darzutun. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß zur Zeit seiner Unterzeichnung, in Petersburg Engländern vielfach indiskrete Mitteilungen gemacht wurden. Aber da sich England mit Rußland in den wirklich weltpolitischen Fragen bereits auseinandergesetzt hatte, konnte es die eventuelle Verwirklichung des großbulgarischen Gedankens an sich ruhig hinnehmen. Denn es wollte ja sicherlich keinen Territorialbesitz in der europäischen Türkei, konnte aber bei den im Euxinograder Verträge vorgesehenen Verwicklungen sehr wohl hoffen, alle bisher in Asien fehlgeschlagenen Machenschaften ohne weiteres zum Ziele zu führen und sich sogar jene Reserven am Mittelmeer westlich von Ägypten sichern, deren Besitz, wie wir sahen, auch in Gegen-

wart eines nominell selbständigen Ägyptens, das Niltal in seiner Gewalt lassen sollte.

Und wenn sogar hier seine Russenfreundschaft nicht aufrichtig war, wäre nichts verloren gewesen, denn Großbulgarien mußte der deutsch-österreichischen Koalition ein furchtbarer Dorn im Auge sein, ein allgemeiner Konflikt mußte ausbrechen, oder es mußte wenigstens ein neuer Kongreß verhandeln, und dieser Rußlands Übermacht im Balkan nochmals brechen.

Nun ist aber stets geleugnet worden, daß England hier mit Rußland zusammen in Mazedonien wirtschaftete. Deshalb erscheint es interessant, die Tatsache dokumentarisch zu belegen. Vor allem wurde 1907 wütend geleugnet, daß englische Offiziere mit den bulgarischen Banden im Einverständnis Wirren anzettelten. Aber die Komödie der bulgarischen „Entführung“ eines britischen Offiziers, des Obersten Elliot, hat die Engländer schließlich definitiv schlimmer Machenschaften überführt.

#### BERICHT DER BULGARISCHEN INNEREN ORGANISATION VOM 18. AUGUST 1907

Seit einigen Jahren handelt als Haupt des Revolutionsbezirks Drama der Wojewode Michel Dajeff neben äußerst fähigen und tapferen Parteigängern, wie Panitza, D. Zaprianoff, dem verstorbenen Pejo Radeff usw. Obwohl die Griechen gegen die revolutionären bulgarischen Komitees dort mutig kämpfen, ist der Bezirk Drama doch, im Vergleich mit den anderen Bezirken des Kreises Serres, sehr wohl organisiert und hat den griechischen Umtrie-

ben würdig widerstanden. Dies war den englischen Offizieren in Drama wohl bekannt, und mehrere von ihnen hatten den Wunsch ausgedrückt, mit unseren Revolutionären persönlich in Verbindung zu treten und sich an der Quelle über die Tätigkeit der Organisation zu unterrichten. Wir können nicht in Abrede stellen, daß bisher der Organisation seitens der englischen Offiziere die sympathischste Teilnahme sicher gewesen ist. Voriges Jahr hat Dajeff mit den englischen Gendarmerieoffizieren eine lange Verhandlung geführt. Diesen Offizier hat Oberst Elliot sich des längeren über Dajeff und einige seiner Kameraden lobend auslassen hören. Und das hat offenbar Elliot veranlaßt, die Bekanntschaft mit Dajeff zu suchen. Dieser wurde Anfang August über die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Dajeff vorsichtig befragt. Gewichtige Gründe aber verhinderten damals das Zusammentreffen.

Am 30. Juli kam Elliot mit einigen Gendarmen im Dorfe Guredschik an, wo sich eine Kompanie von 50 bis 60 Soldaten befand. Unsere ganze Bande des Bezirkes Drama wartete in einem benachbarten Dorfe. Oberst Elliot ließ durch einen Botschafter — einen Bulgaren — Dajeff sagen, er sei bereit mit ihm und mit seinen Kameraden zusammenzukommen. Nachdem die Bande sich ihrer Sicherheit bei der Zusammenkunft vergewissert hatte, begab sie sich nach Guredschik. Ein Teil der Bande blieb zunächst mit Dajeff an einem Waldrande; die anderen, mit Panitza, gingen ins Dorf und versammelten sich in einem Hause neben dem Elliots.

Es wurde ausgemacht, daß der Oberst mit diesen

heimlich zum Waldrand gehen sollte, um dort Dajeff zu treffen, wie auch, daß er bei Nacht zurückkommen sollte. Elliot hatte seine (türkischen) Gendarmen angewiesen, am anderen Ende des Dorfes zu bleiben; er hatte ihnen verboten, um ihr Quartier herum Posten aufzustellen, da sie nichts zu befürchten hätten. Auch hatte er den Soldaten untersagt, in der Umgebung des Dorfes Ronden zu gehen. Gerade das hat wahrscheinlich die Gendarmen argwöhnisch gemacht und ihnen den Gedanken eingegeben, daß im Dorfe irgend etwas passieren würde.

Trotz der Befehle und ohne Wissen des Obersten wurde daher vor das Haus eine Schildwache gestellt, und die ganze Nacht hindurch überwachte ein Gendarm die Bewegungen von und zu den beiden Häusern. Die Parteigänger Dajeffs sahen die Wache von Anfang an und glaubten, sie seien in eine Falle gelockt. Deshalb zeigten sie sich die ganze Nacht über nicht vor dem Obersten, der nicht genau wußte, in welchem Hause sie waren. Kurz vor Sonnenaufgang endlich entschlossen sich unsere Revolutionäre, mit dem Obersten in Verbindung zu treten; sie sandten einen Mann zu ihm, der tatsächlich ohne bemerkt zu werden, zu ihm gelangte. Der Oberst empfing ihn in offenbar schlechter Laune und warf ihm unter anderen vor: „Was hat das zu bedeuten? Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Wo ist Dajeff? Ihn will ich treffen.“ Der Sendling setzte dem Engländer darauf die wahren Gründe der Verzögerung auseinander und gab ihm auch das Haus an, in dem sich unsere Bande befand. Elliot versprach darauf, bald auszugehen,

sich zum Brunnen zu begeben, unter dem Vorwande sich waschen zu wollen, und falls niemand ihn bemerkte, die anderen in dem bezeichneten Hause aufzusuchen. So geschah es auch. Elliot begab sich zu der Bande und von dort in ihrer Begleitung, unter dem Schutz der Dunkelheit, zum Waldrande, wo Dajeff auf ihn wartete. Aber die türkischen Soldaten hatten die Bewegung der Bande verfolgt und schnitten ihr auf einer Wiese den Weg ab.

Die Bande war höchstens noch dreißig Meter vom Waldrande entfernt, als in ihrem Rücken eine Gewehrsalve erfolgte. Dajeff eröffnete daraufhin sofort das Feuer auf die nächste Soldatenreihe, schlug sie zurück und machte seinen Parteigängern den Weg frei. Elliot, der nun offenbar seine Absichten verheimlichen und die Soldaten, sowie deren Führer, über die wahre Sachlage täuschen wollte, zog in diesem Augenblick seinen Revolver, schoß drei der ihn begleitenden Bandenmitglieder nieder, verwundete noch zwei weitere, und lief auf die Soldaten zu. Obwohl die Bande ihn leicht hätte töten können, schoß sie nicht einmal nach ihm, trotz der hinterlistigen Ermordung von drei tapferen Kämpfern. Er wurde nur zufällig leicht am Beine verwundet.

Der Oberst verdankt sein Leben dem strengen Befehl Dajeffs. Diese Tatsache zeigt zur Genüge, wie hoch die Moral der bulgarischen Banden steht.

Am Morgen des 31. Juli zog sich die Bande unter Mitnahme eines tödlich Verwundeten, der unterwegs starb, in den Wald zurück. Die Türken haben zwei oder drei Gendarmen, fünf oder sechs Soldaten und einige Verwundete verloren. Die Bande hat drei Tote zu beklagen, nämlich: Tontscha

Rusaroff aus Tultscha (Dobrudscha); Ilia Lambëff aus Skridschewo (Drama); Iwan Krifteff aus Kapielowo (Drama). Sowie zwei Verwundete: Todor Panitza aus Rachowo (Bulgarien) und Todor Naumoff aus Alistrati (Drama). In die Hände der Türken sind gefallen: 2 Mannlichergewehre, 3 Revolver, 6 Patronentaschen und 2 Bomben.

### Die Innere mazedonisch-adrianopelsche Revolutionsorganisation.

## DIE VON ENGLAND IM STICH GELASSENEN GRIECHEN

Das in diesem Geheimbericht besprochene Ereignis schien so fatal, daß England auch weiterhin die Wahrheit hartnäckig leugnete; wäre die Sache von Griechen und nicht von den Bulgaren erzählt worden, so hätten Zweifel an der ganzen Aufrichtigkeit bestehen können. Und aus politischen Gründen — nämlich: um wenigstens in den Augen der Kulturwelt nicht plötzlich ganz verlassen zu stehen — taten sogar die Griechen, als ob sie an die Dementis des Obersten und der britischen Regierung glaubten. Aber im Grunde wußte die griechische Regierung sehr wohl, daß die Interessen ihrer Anhänger und Freunde von England kalt geopfert wurden, sobald die Briten auf der anderen Seite größeren Profit zu erreichen hoffen durften. Es geht dies aus den Akten des griechischen Ministeriums des Auswärtigen deutlich hervor.

Man traute weder in Athen, noch auf dem Konstantinopeler Patriarchat zuerst seinen Augen bei diesem schnöden britischen Falschspiel; von allen

griechischen Konsuln wurden durchaus wahrheitsgetreue Berichte verlangt, in denen die griechische Regierung den Beweis zu finden hoffte, daß sie auch weiterhin noch auf Englands „philanthropische“ Unterstützung rechnen könnte. Eine furchtbare Enttäuschung erwartete sie.

Der griechische Gesandte in Konstantinopel, sämtliche griechische Konsuln in Mazedonien fanden nur über antigriechische und bulgarenfreundliche Machenschaften der Engländer (insbesondere der englischen Gendarmerieoffiziere in Mazedonien) zu berichten. Es ist unmöglich, diese offiziellen Geheimberichte zu verdächtigen, denn sie wurden mit dem Grundgedanken verfaßt, daß man die englische Unterstützung weiter anrufen müßte, um nicht alle Aussicht auf Erfolg bei den griechischen Forderungen an die türkische Verwaltung zu verlieren. Und die bittere Enttäuschung offenbart sich nur zu klar in ihnen. Aufs Geratewohl zitieren wir hier nur einen Konsularbericht an die Regierung.

AUSZUG AUS DEM BERICHT DES GRIECHISCHEN KONSULS M. A. KAVALIERATOS AN DEN MINISTER DES AUSWÄRTIGEN, VOM 28. MÄRZ 1908

„Der Oberstleutnant Burnham, Chef der Gendarmerie im Sektor Drama, nimmt stets und systematisch Partei für die Bulgaren und gegen die türkischen Behörden. Er braucht nur benachrichtigt zu werden, daß in diesem oder jenem Dorfe sich der Bulgarisation der Komitadschi Hindernisse entgegenstellen, um sich sofort dorthin zu begeben

und sich als Beschützer der bulgarischen Agenten zu zeigen. Regelmäßig bezeugt er ihren Unternehmungen das lebhafteste Interesse. Wenn im Gegenteil Griechen ihn um Schutz anfragen, so rät er ihnen ausnahmslos zur Mäßigung, zur Geduld und zur Enthaltung von jeder bulgarenfeindlichen Handlung. Es ist mir auch nicht ein einziges Beispiel davon bekannt geworden, daß er bei den Lokalbehörden sich zugunsten eines Griechen oder einer griechischen Angelegenheit verwandt hätte, und dies trotz der Vergewaltigungen und der Drangsalierung, denen das griechische Element seitens der türkischen Behörden und der Anhänger der bulgarischen Banden zum Opfer fällt. Ich füge hinzu, daß Herr Burnham auf den griechischen Bischof zu Drama, wie dieser es mir vertraulich selbst auseinandergesetzt hat, einen starken Druck ausübt, um ihn zu Entscheidungen zu veranlassen, die das bulgarische Element begünstigen.

So hat er zum Beispiel noch vor wenigen Tagen seine Großwürden dazu veranlassen wollen, den Bulgaren in Vissotsani zu gestatten, an zwei Sonntagen monatlich, ihren Gottesdienst in der griechischen Kirche abzuhalten. ‚Es ist ungerecht,‘ hat Herr Burnham bei dieser Gelegenheit gesagt, ‚daß die Griechen in einem prächtigen Tempel zu Gott flehen, während die Bulgaren genötigt sind, sich in einer elenden Kapelle an Gott zu wenden.‘ Als der Bischof erklärte, daß die Kirche stets den Griechen gehört habe, und er seine Zustimmung zu ihrer Abtretung an die Bulgaren nie geben würde, brachte der englische Offizier ein letztes Argument vor. Er sagte nämlich dem Prälaten wörtlich: ‚Wenn

Sie sich in dieser Angelegenheit versöhnlich zeigen, so verspreche ich bei der türkischen Regierung zu intervenieren, um alle Streitfragen, die Ihr Bistum betreffen und die noch unentschieden sind, sofort lösen zu lassen; wenn Sie sich aber weigern, so werden diese Angelegenheiten ungelöst bleiben.' Trotzdem lehnte der Bischof den Vorschlag ab.

Außerdem hat sich Herr Burnham auch noch befließigt, den muselmanischen Fanatismus im Bezirk gegen das griechische Element zu entfachen. Er begab sich nach Pravisen, und versicherte dem Kaimakam und dem Bey, daß, nach seinen aus ganz sicherer Quelle stammenden Nachrichten, sehr bald griechische Banden in den Bezirk einbrechen würden, und daß — so fügte er hinzu — ,da in dem ganzen Bezirk keine Bulgaren existieren, diese Banden offenbar nur die türkische Verwaltung bekämpfen und die muselmanische Bevölkerung drangsalieren wollten'. Die türkischen Behörden haben diese Tatsachen ohne weiteres mehreren angesehenen Griechen in Pravisen berichtet. Und von diesen habe ich unmittelbar diese Einzelheiten erfahren.

Die vorstehenden Tatsachen sind nur als Symptom der Haltung der englischen Offiziere aufzufassen. Tatsachen derselben Natur häufen sich sozusagen mit jedem Tage. Die Parteilichkeit der englischen Offiziere ist offenbar und unleugbar.

Zum Schluß möchte ich noch eine bezeichnende Tatsache erwähnen. Die beiden englischen Offiziere Stevens und Nikol, die nach Drama selbst detachiert sind, haben in ihren Diensten einen Bulgaren, obwohl in dieser Stadt die Bulgaren sehr wenig zahl-

reich sind, und dieser Agent dient ihnen als Mittelsmann zum Verkehr mit den Bulgaren, die nach der Stadt kommen.“

Das wichtigste Dokument aus dieser Serie ist ein äußerst präziser Bericht, der genau einen Monat vor Ausbruch der Revolution vom Konsulat in Kawalla verfaßt und an die griechische Legation in Konstantinopel gesandt wurde, wo er als Tatsachenmaterial zu einer Note dienen sollte, auf Grund derer man in London die englische Regierung direkt zu befragen gedachte, ob sie weiterhin den Schutz der Griechen zugunsten der Panslawisten vollständig aufgeben wollte. Das englische „Balkan Committee“ weigerte sich aber schon im voraus, dieses Dokument dem Auswärtigen Amte vorzulegen, was zur Genüge beweist, daß man in England es für überflüssig hielt, die Balkanfrage wie bisher zu behandeln, und auf nahe bevorstehende Ereignisse rechnete, die den Schritt gegenstandslos machen sollten. Dank dieser kompromittierenden Haltung der englischen Balkanfreunde sind wir in den Besitz des Dokumentes gelangt.

## DER GRIECHISCHE GEHEIMBERICHT ÜBER ENGLISCHE MACHENSCHAFTEN

Kawalla, 24. Juni 1908.

„Folgendes ist eine Darstellung der von den englischen Gendarmerieoffizieren im Sandschak Drama verfolgten Politik.

„Ich verbreite mich nicht über die mehr als böswillige Politik des Chefs der englischen Mission, die unter dem Kommando des Obersten Elliot hier-

her geschickt ist. Denn sie ist Ihnen bekannt. Ich gebe ihnen deshalb nur die wichtigsten nackten Tatsachen an.

Im Mai 1906 denunzierte der Metropolit von Drama die zwei Komitadschi Dimos aus Katapot und Dimos aus Köprüli. Diese wurden von der türkischen Polizeibehörde verbannt, und es wurde ihnen verboten nach Drama zurückzukehren. Die Verbannten wandten sich alsbald an die Engländer; diese machten zu ihren Gunsten energische Vorstellungen bei den Behörden und setzten tatsächlich die Annullierung der Strafe durch. Diese selben in Freiheit gesetzten Komitadschi sind die Urheber des am 6. Juli in Drama ausgeführten Attentates, in dessen Verlaufe sechs Griechen getötet, zahlreiche andere verwundet und mehrere griechische Gebäude von den Bombenexplosionen schlimm mitgenommen wurden.

„Im Juni 1906 wurden alle türkischen Soldaten, die das griechische Viertel des Dorfes Plewna beschützten, von dort zurückgezogen, obwohl die Bauern und der Bischof energisch dagegen protestierten und baten, zu ihrem Schutze wenigstens zehn Mann da zu lassen. Am 6. Juli fiel denn auch eine bulgarische Bande ins Dorf, tötete drei Griechen, verwundete drei weitere, warf auf die Häuser eine Anzahl Bomben und zog, ohne irgendwie beunruhigt zu werden, wieder ab.

„Darauf fand die bekannte Komödie der ‚Gefangennahme‘ des Obersten Elliot durch Dajeff statt, die, wie sogar die offiziellen türkischen Untersuchungen festgestellt haben, eine im voraus abgekartete Intrige war, und die nur deswegen nicht

zu Ende hat geführt werden können, weil die zwei türkischen Soldaten ihm Schritt auf Schritt gefolgt sind.

„Herr Bunham trat dann an die Stelle des Obersten Elliot. Die Stimmung der ganzen Bevölkerung gegen die Engländer war außerordentlich gereizt und das nicht nur bei den Griechen und den Türken, sondern sogar auch bei den Bulgaren, die offen erklärten, Elliot habe sie weit über das von ihnen verfolgte Ziel hinaus verhetzt, und sie geradezu ver-raten. Und so mußte Herr Bunham bei seiner Ankunft, um Vertrauen zu gewinnen, glauben ma-chen, daß er andere Ziele verfolgte als Elliot und übrigen-s auch andere Instruktionen hätte. Zunächst erklärte er, er wollte absolut unparteiisch sein. Er beklagte sich darüber, daß die Griechen sich syste-matisch von ihm abwandten, und versicherte allen, dem Bischof, den Notablen und den Bauern, daß er ihre Sache mit dem größten Eifer in die Hand nehmen werde. Aber dies waren nur leere Ver-sprechungen.

„Auf seinen vielfachen Streifzügen durch die Dörfer des Bezirkes pflegte Herr Bunham die Bauern zu fragen, ob sie ihre Kirchen, ihre schönen Schu-len usw. aus ihrer eigenen Tasche bezahlt hätten. In Sari-Saban drückte er seine Verwunderung dar-über aus, daß die Bauern trotz ihrer geringen Zahl in den Besitz einer so imposanten Kirche hätten gelangen können. Die Unsrigen antworteten, daß sie eine Kollekte bei ihren Landsleuten zu Kavalla und Xanti veranstaltet hätten. ‚Haben die Bulgaren ihrerseits nichts dazu beigesteuert?‘ fragte der Offi-zier. ‚Nein,‘ antworteten die Unsrigen, ‚und das um

so weniger, als es zur Zeit, als wir die Kirche bauten, hierzulande überhaupt keine Bulgaren gab; auch jetzt gibt es nur sehr wenige; diese sind aus Kastoria hierher gekommen, haben aber nicht einmal bei uns ihren festen Wohnsitz.' ,Das ist aber doch unmöglich,' rief Bunham, ,es sind doch Christen wie ihr, und da vermute ich, daß sie wenigstens jetzt Geld beisteuern, wenn sie zur Kirche gehen.' ,Sie geben nichts,' erwiderten die Bauern, ,und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr Fanatismus und ihr Haß sie abhält, überhaupt die Kirche zu besuchen.' Herr Bunham verteilte daraufhin unter sie die Übersetzung der Rede Sir E. Greys und fügte hinzu, daß die mazedonische Frage sozusagen jetzt gelöst sei, daß der Gouverneur nächstens bestellt werden würde, daß sie sich folglich ruhig verhalten und ihr Ohr nicht schlechtem Rate von außen leihen sollten, der ihnen doch nichts Gutes brächte; sowie daß sie vor allem mit den Bulgaren in Frieden leben müßten.

„Solange Herr Bunham sich bloß auf Reden beschränkte, richtete er wohl nicht viel Unheil an. Auf unseren Rat, den wir gaben, obwohl wir zu Herrn Bunhams Haltung nur geringes Vertrauen hatten, und andererseits auch weil die Bauern selbst sich hatten etwas beeinflussen lassen, beschlossen unsere Griechen also, ihre Ansuchen stets an die Engländer zu richten. Vor allem protestierten sie gegen die Gewaltmaßregeln der türkischen Behörden und öfters auch gegen die Umtriebe der Bulgaren. Es ist gerecht, zu sagen, daß Herr Bunham sie stets sehr höflich empfing, sie aufmerksam bis zu Ende anhörte und ihnen regelmäßig versprach, sich ihrer

Angelegenheiten anzunehmen. Aber niemals hat er nachher auch nur den geringsten Schritt zu ihren Gunsten getan. Andererseits ermahnte er sie jedesmal, sogar in drohenden Auslassungen, nur ja nicht auf die ‚Einflüsterungen des Auslandes‘ zu hören, und ging so weit, uns selbst beinahe offen anzugeben.

„Wir kommen hiermit zu den Zwischenfällen, die Ihnen bereits durch das mitgeteilte Schreiben an Seine Exzellenz den Minister des Auswärtigen bekannt geworden sind. (Es ist dies das oben angeführte Schreiben vom 28. März 1908.)

„Schließlich erscheinen in unserem Bezirk bulgarische Banden. Wie Sie es aus den verschiedenen von uns an die Legation gesandten Akten ersehen, haben diese Banden die Bevölkerung fortwährend terrorisiert und es auch zu vielfachen Handgreiflichkeiten kommen lassen. Herr Bunham leugnet die Tatsache durchaus nicht. Aber er tut auch nichts, um ihre Umtriebe zu unterdrücken und verzichtet vollständig darauf, denen, die er zu beschützen verpflichtet ist, auch nur den geringsten, selbst moralischen Schutz angedeihen zu lassen. Zwar gibt er offiziell zu, daß es im Bezirk überhaupt keine griechischen Banden gibt, beklagt sich aber doch unaufhörlich über die Unsrigen, stellt, wenn irgendein Verbrechen vorkommt, keine Untersuchungen an, sondern erklärt — sobald es sich nicht um persönliche Verteidigungsakte handelt — den Fanatismus der Unsrigen als schuldig.

„Im Februar 1908 wurde auf Verlangen der in Plewna wohnenden Bulgaren die fünfzig Mann starke Wachtmannschaft aus dem griechischen Viertel

ins bulgarische verlegt. Die dort wohnenden Griechen, die das Drama vom 6. Juli 1906 noch in Erinnerung hatten, wurden äußerst bestürzt und gingen zum Metropoliten und zum Engländer mit der flehenden Bitte, ihnen wenigstens zehn Gendarmen in ihrem Viertel zu lassen. Herr Bunham hielt sich damals in Kawalla auf.

„Herr Kavalieratos schickt ihm eine Eingabe, in der er auf die gefährliche Lage der Griechen in Plewna aufmerksam macht. Herr Bunham verspricht die nötigen Befehle zu geben, daß die Hälfte der Wachtmannschaft im griechischen Viertel bleiben solle. Er drückt seine Befriedigung darüber aus, daß die Griechen, weit davon entfernt sich der Überwachung zu entziehen, sie im Gegenteil selbst verlangen. Aber er tut nicht den geringsten Schritt, um den versprochenen Befehl zu geben. Herr Kavalieratos beklagt sich darauf in einem Schreiben vom 7./20. März bei Herrn Bunham über seine Teilnahmslosigkeit. Herr Bunham antwortet ihm am 26. März mit folgenden Worten: ‚Ich glaubte, meine Intervention nicht für Plewna, sondern für Prosotzani versprochen zu haben. Nach genauerer Prüfung finde ich, daß Ihre Reklamationen unbegründet sind. Denn das neue Gebäude, in das die Wachtmannschaft zu Plewna verlegt worden ist, ist bloß eine halbe Stunde von dem früheren entfernt.‘ So blieb der griechische Teil von Plewna ganz unbeschützt und den Gewaltakten der bulgarischen Banden hilflos ausgeliefert.

„Am 14. und 15. Mai ereignen sich die traurigen Gewalttätigkeiten, von denen Sie durch die Mitteilung des Vizekonsuls vom 19. Mai 1908, Nr. 319,

Kenntnis erhalten haben. Weder die Gendarmerie noch die türkische Militärmacht ist imstande gewesen, ihre Hand auf die Schuldigen zu legen, obwohl sie sie fast bis Valtapaviu verfolgt haben. Herr Bunham zeigt gegen uns eine wahre Wut. Er leitet persönlich die Untersuchung in den Dörfern Zatalta und Dochato. Er macht alle Anstrengung, den Unsrigen Geständnisse abzuerpresen, obschon die in Rede stehenden Verbrechen in einer Entfernung von mehr als einer Stunde von diesen Dörfern begangen worden sind. ‚Wir wissen,‘ sagt er ihnen, ‚und die Türken wissen auch, daß alles dies auf Anstiften eines großen Hauses in Kawalla verbrochen wird, das seine Agenten in allen Dörfern hat; aber schreibt es euch hinter die Ohren: ihr werdet alle aufgeknüpft werden und der, der euch anstachelt, gleichfalls.‘ Es ist fast unmöglich, die Drohungen und Vergewaltigungen zu beschreiben, unter denen die unglücklichen Bewohner von Dochato und Zatalta zu leiden haben.

„Die Mitteilung vom 28. Mai, No. 331, hat Ihnen schon über die Haltung der Türken Aufschluß gegeben, die — wir sind dessen ganz sicher — von den Engländern angetrieben wurden. Die Bauern aus Dochato waren gerechterweise entrüstet und beklagten sich bei Herrn Bunham mit der Erklärung, daß ‚alles das, was wir auf dem Konsulat täten, eigentlich nur gerade das sei, was er selbst tun müßte, aber nicht täte, obwohl er dazu da sei, nämlich: die Unschuldigen zu beschützen und die verbrecherischen Vorfälle unparteiisch zu untersuchen.‘ Zur Antwort wandte sich

Herr Bunham ihnen mit den Worten zu: ‚Selbst wenn Apostolu Serpezis aus Dochato unschuldig ist, muß er aufgehängt werden, um den Griechen eine gute Lehre zu erteilen.‘

„Am 5. Juni 1908 wird ein von einem türkischen bulgarenfreundlichen Gendarmen aus Drama geschriebener Brief aufgefangen. Er enthüllt, daß die Bulgaren eine Bewegung in Drama vorbereiten, was mit unseren eigenen Informationen übrigens übereinstimmt. Die Bulgaren wollen in ganz Mazedonien allgemeine Wirren organisieren, insbesondere in den wichtigeren Städten. Man hat die Engländer davon unterrichtet und ihnen alle nur denkbaren Einzelheiten über die vorbereitete Bewegung zur Verfügung gestellt, unter anderem, daß die bulgarischen Komitadschi, als Tabakarbeiter verkleidet, nach Drama gekommen sind, und daß sie in dem Geschäfte des wohlbekannten Bulgaren Ilja Hadschi Georgi arbeiten, der der Präsident und das eifrigste Mitglied des bulgarischen Revolutionskomitees in unserem Bezirke ist. Herr Bunham nimmt diese Mitteilung mit Ironie entgegen und trifft nicht die geringste Vorsichtsmaßregel. Man weiß übrigens warum. Ilia Georgi ist sein Freund und verbringt fortgesetzt lange Stunden bei ihm.

„Zum Schluß möchte ich hinzufügen, daß sich bis jetzt nicht eine einzige An-

gelegenheit gezeigt hat, in der die Engländer für einen Griechen Partei ergriffen hätten, weder in politischen noch in ganz gewöhnlichen Rechtsfragen. Der schlagendste Beweis ihres Hasses gegen die Griechen und ihrer Parteilichkeit für die Bulgaren ist die Entrüstung, die sogar die türkischen Behörden darüber zur Schau tragen, die sicherlich keiner Sympathie — sei es zu den Griechen, sei es zu den Bulgaren — verdächtig sind.“

#### DER ENGLISCH-JUNGTÜRKISCH-BULGARISCHE REVOLUTIONSPLAN

Der historische Wert dieses offiziellen griechischen Dokumentes liegt im vorletzten Absatze, der überzeugend nachweist, daß sechs Wochen vor dem Ausbruch der Revolution, in Mazedonien ein festes Abkommen zwischen der Gendarmerie (den Jungtürken), den Engländern und den Bulgaren bestand, demzufolge in ganz naher Zukunft ein allgemeiner Aufstand losbrechen sollte. Welches Element dabei das eigentlich dominierende war, ist klar: England. Denn wie wir später im einzelnen bei der Entwirrung der unglaublich komplizierten, in fast lächerlicher Weise in Paris und London geschmieðeten Intrige sehen werden, waren die Jungtürken englische Agenten, während die Bulgaren persönliche Instrumente des klugen Fürsten von Bulgarien waren.

Jedenfalls beschreibt der Bericht aus Kawalla in festen Umrissen das Manöverfeld der schließlichen

revolutionären Erhebung und das strategische Zusammenarbeiten der am Sturze der hamidischen Regierung unmittelbar Mitwirkenden.

Daß Rußland dabei ganz im Hintergrunde bleibt, ist trotz des Euxinograder Vertrages nicht verwunderlich. Der Fürst von Bulgarien hatte in der englischen Mitarbeit an der Revolution ein Mittel gefunden, auch ohne Rußland — wahrscheinlich sogar ohne Krieg — zu seinem Hauptziele, der Unabhängigkeit und dem Zarentume, zu gelangen, was für ihn und sein Reich in jeder Beziehung eine ungeheure Ersparnis an Geld und Menschenleben bedeutete und ihm zugleich weit größere endliche Vorteile sicherte, als Rußland nach dem Euxinograder Verträge ihm zugestehen wollte. Von der im Verträge vorgesehenen „Oberleitung der bulgarischen auswärtigen Politik durch Rußland“ konnte keine Rede sein, wenn Fürst Ferdinand einfach zu der von den Jungtürken und England ins Werk gesetzten Umwälzung Stellung nahm. Keine russischen Truppen brauchten nach Bulgarien zu kommen und es moralisch zu knebeln. Keine Beschränkung territorialer Vergrößerung drohte. Konstantinopel wurde nicht als „Objekt“ der russischen Regierung reserviert. Kurz, Bulgarien handelte schon als unabhängiges, selbständiges Reich, indem es direkt mit der türkischen Revolution ging. Und deshalb auch ging es sofort mit Österreich zusammen, als Kaiser Franz Joseph, längst vor der türkischen Revolution, die Annektierung Bosniens für das Jahr 1908 beschlossen hatte, um mit dieser Vergrößerung seiner souveränen Macht sein sechzigjähriges Regierungsjubiläum zu feiern.

## EINE FEHLGESCHLAGENE VERSCHWÖRUNG

Jedoch ist es nicht nur geschichtlich interessant, daß diese der griechischen Regierung durch den Konsul in Kawalla bekannt gewordene Vorbereitung des allgemeinen mazedonischen Aufstandes eine Machenschaft darstellt, die — wie der Franzose sagt — „en désespoir de cause“, das heißt: weil alles andere fehlgeschlagen war, unternommen wurde. Der Aufstand wurde nämlich ganz plötzlich erst im Mai 1908 beschlossen, als in Ägypten ein von Deutschland geschickt ausgenutzter, an sich an romantische Zeiten gemahnender Zwischenfall, eine für England außerordentlich fatale internationale Lage geschaffen hatte, aus der das britische Reich sich bloß durch die sofortige Entzündung des orientalischen Pulverfassens retten konnte. Die eigentliche türkische Revolution, die Revolution ohne direkte Beteiligung des Auslandes, und die sicherlich viel weniger internationale Verwirrung ange richtet hätte als die Herbstkrise von 1908, war nämlich vollständig fehlgeschlagen.

Sie sollte einige Monate vor der Organisation der großen mazedonischen Erhebung stattfinden, und die mazedonischen Wirren sollten ihr bloß im letzten Augenblicke zu Hilfe kommen. Diese verfehlte liberale Militärrevolution, an deren Spitze der, nach der Julirevolution plötzlich vor Freude am Herzschlage gestorbene, ausgezeichnete General Redscheb-Pascha stand, war eine bisher ganz unbekannt gebliebene, aber hochwichtige Episode. Sie ging von Tripolis aus, wo Redscheb Generalgouverneur war.

## REDSCHEB-PASCHAS PLÄNE

Redscheb-Pascha Mati, — d. h. aus Mat in Albanien — war ein nach Charakter und Temperament reiner Vertreter seiner Rasse, die stets große Feldherren oder große Diplomaten hervorgebracht hat. Er war der Abgott seiner Soldaten, genoß überall im Heere ein außerordentliches Prestige und schien moralisch die gesamte Streitmacht des Reiches so sicher in der Hand zu haben, daß Abdul-Hamid vor ihm geradezu Angst empfand. Der Sultan wußte, daß wenn jemals eine Militärrevolution gegen seine unerträgliche Herrschaft ausbrechen würde, nur Redscheb imstande wäre, sie zu leiten, denn er allein durfte hoffen, die albanesischen Palastgarden, trotz aller prätorianischen Vorrechte, die der Sultan ihnen gegeben, mit sich fortzureißen. Deswegen hielt Hamid seinen besten General stets weit von Konstantinopel entfernt. Schließlich schickte er ihn als Gouverneur nach Tripolis, wo er ihm jedoch Freiheiten lassen mußte, die in jeder anderen Provinz des Reiches undenkbar gewesen wären. Bekannt ist z. B., daß jedes Beisammensein mehrerer Offiziere, sei es auch nur zu einem gemütlichen Abendbrot, in Konstantinopel als wahres Staatsverbrechen angesehen, sofort zum Palaste gemeldet und meist mit der Verbannung der „Schuldigen“ in ferne, ungesunde Gegenden geahndet wurde; in Tripolis aber konnte Redscheb, ohne daß der Sultan ihm Vorstellungen zu machen wagte, sogar offizielle Offizierkasinos, Klubs und Leihbibliotheken gründen, wo in den zwanglosesten Formen verkehrt wurde. Der ha-

midische Terror erstreckte sich also nicht auf die von Redscheb verwalteten Gegenden. Und dieser Umstand zeigt schon an und für sich, wie groß der Ruf und die moralische Macht des Paschas waren.

In politischer Beziehung war er sicherlich kein Jungtürke; er hat im Grunde niemals viel von der eventuellen Einführung des Parlamentarismus in die Türkei gehalten. Aber zugleich war er der erklärte Gegner des albernen und schrecklichen Spitzelsystems, der aus diesem entwickelten Bestechungs- und Unterschlagungswirtschaft und hielt einen vollständigen Umschwung der Dinge für notwendig. Er kannte die Levantiner, d. h. die aus ihren alten Traditionen in den Wirrwarr äußerlicher europäischer Zivilisation gerissenen Orientalen zu gut, als daß er sie für fähig gehalten hätte, das Reich von innen heraus umzuformen. Er war seiner Weltanschauung nach echter Muselmane geblieben, wie die meisten Albanesen und verfolgte mit dem revolutionären Unternehmen, dessen Haupt er ward, eine Neuordnung der Dinge auf der Grundlage des muselmanischen Rechtes, nach welchem nicht nur den Osmanen, ihren Sitten, Interessen und ihrer Sprache, sondern allen nach Religion und Gewohnheit verschiedenen Völkern ein gleiches Maß von Bewegungsfreiheit unter der Hoheit des Khalifen gesichert werden muß. Aber er sah wohl, daß das nächste Ziel der Sturz des bestehenden Regiments sein mußte. Und dieses Ziel war ganz ohne ausländische Unterstützung nicht zu erreichen. Deshalb trat er trotz inneren Widerwillens mit den westeuropäischen Jungtürken und den ägyptischen Modernisten in eine Verbindung, die er nur als vorübergehend betrachtete.

## EIN VIELFACHER SPION

Der Plan war äußerst einfach. Redschieb sollte mit treuen Truppen von Afrika nach der europäischen Türkei fahren. Die Idee, direkt bei Konstantinopel zu landen, wurde aufgegeben, da man sich auf die mit der Bewachung der Dardanellendurchfahrt beauftragten Beamten und Offiziere nicht sicher verlassen konnte. Redschieb sollte also in Saloniki landen, dort die mazedonischen Truppen an sich ziehen, seine Haltung in einer Proklamation an das Volk und an die europäischen Mächte kennzeichnen, vom Sultan den Verzicht auf eine Reihe souveräner Rechte verlangen und im Weigerungsfalle Konstantinopel nehmen.

Der findige Organisator der Verschwörung — der nachher auch ihr Zerstörer wurde — war der Albanese Ismael Kiemal Bey Vlora, der großspurigste aller Jungtürken in Europa, der die Kunst, sich mächtige Männer zu Freunden zu machen und dabei aus allen Krippen zu fressen, bis zu wirklich klassischer Vollkommenheit betrieben hatte. Nichts ist charakteristischer für einen Teil der jungtürkischen Politiker, als die Möglichkeit, einem solchen Individuum die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten anzuvertrauen.

Er bezog als Auskunftsagent riesige Gehälter aus den verschiedensten Kassen. Zeitweilig zeigten sich die englischen am ausgiebigsten. Zugleich hielten die französischen vor. Österreich zahlte ebenfalls gut. Italien bewertete seine Dienste eine Zeitlang mit hundertzwanzig Franken täglich. Aber seine beste Goldgrube war der griechische Hof,

mit dem er einen Vertrag auf Lebensdauer abzuschließen wußte, der ihm jährlich die Kleinigkeit von achtundvierzigtausend Franken einbringt. Dies blieb dann seine einzige Einnahmequelle, als er nacheinander alle, Griechenland inbegriffen, bei dem Redschebschen Verschwörungsversuch verraten hatte.

### EIN MITGERISSENER

Kiemal Bey brauchte immerhin, um die „Reinheit seiner Absichten“ öffentlich zu bezeugen, einen hochgeachteten Mann, in dessen Namen zu handeln er vorgeben konnte. Er wählte hierzu den Prinzen Sabaeddin, der seit der Flucht seines, bei der Erteilung der Bagdadbahnkonzession schwer kompromittierten Vaters Mahmud-Damad, in Paris lebte, sich überall seiner Überzeugungstreue, seines aufopfernden Fleißes und seiner höchst radikalen, aber einer türkischen Neuordnung außerordentlich dienlichen Ansichten wegen des größten Ansehens erfreute und daher jeder mehr oder weniger in seinem Namen oder unter seiner Mitwisserschaft unternommenen Bewegung den Stempel der Ehrlichkeit aufzudrücken vermochte. Sabaeddin ging auf den Plan ein, als ihm die Stelle eines autonomen Generalgouverneurs von Mazedonien versprochen wurde.

Andererseits brauchte Kiemal Bey einen findigen Sekretär, der zwischen den verschiedenen Verschwornen den Mittelsmann spielen mußte. Dies war der Albanese Dschaffer Effendi.

## REVOLUTIONÄRES GELD

Im Namen Sabaeddins setzte sich Kiemal zunächst mit Redscheb in Verbindung. Er wurde beauftragt, die zur Ausführung des Planes nötigen Geldmittel zu beschaffen. Und nun treten zwei weitere wichtige Elemente in das Komplott.

Einerseits der Khedive von Ägypten, der mit der türkischen Revolution die Unabhängigkeit vom Padischah und vielleicht sogar, nach dem Zerfall des Khalifats, dieses gewinnen wollte. Er steuerte sofort einen Betrag von 5000 Pfund bei, von denen er 1000 ohne weiteres an Kiemal auszahlen ließ, während der Rest bei der Englischen Bank deponiert bleiben sollte, bis Redscheb in Mazedonien den Aufstand proklamiert haben würde. Es mag hier gleich gesagt werden, daß Kiemal die 1000 Pfund verjuxte und nachher natürlich den Rest nicht erhielt. Aber der Khedive handelte nicht ohne Wissen der Engländer. So ward der Erfolg beim Khedive eine Empfehlung, die in England nützlich sein sollte.

Kiemal war seit der Zeit des vorigen liberalen Ministeriums in guter persönlicher Verbindung mit Lord Rosebery geblieben, der ihn ohne Zweifel in der Verfolgung seiner groß angelegten Orientpolitik verwendete. Lord Rosebery seinerseits ist mit den Besitzern eines der größten englischen und internationalen Bankhäuser eng verwandt, und auf seine Empfehlung deponierte diese Bank auf Kiemals Namen bei der Englischen Bank 10 000 Pfund Sterling zur Unterstützung der Bewegung nach der Ankunft Redschebs in Saloniki. Später, als es an

die praktische Ausführung des Planes ging, veranlaßte Lord Rosebery seinen alten Freund, Sir E. Grey, vom Mittelmeergeschwader, von Malta aus, gewisse Bewegungen ausführen zu lassen, die im Grunde den Zweck hatten, die Überfahrt Redschebs und seiner revolutionären Truppen von Tripolis nach Saloniki vor eventuellen Angriffen zu schützen.

## REVOLUTION IN DER WÜSTE

Nun ging Redscheb zur praktischen Handlung über. Er verlangte vom Sultan einen Irade, wie dieser einen solchen nie zuvor ausgegeben hatte: nämlich die Anordnung großer Truppenmanöver in der Provinz Tripolis. Beruhigte ihn die große Entfernung, oder wagte er nicht, Redscheb zu reizen? Jedenfalls erhielt der Pascha die Erlaubnis, seine sämtlichen Truppen zu konzentrieren und sie an der Küste entlang durch die Wüste in der Richtung nach Benghasi zu führen. Diese eigenartige Truppenbewegung konnte in den Augen der türkischen Regierung einen viel ernsteren Sinn haben, als den eines bloßen Soldatenspaziermarsches. Die Truppen gingen ja nach der ägyptischen Grenze zu und konnten also offiziell den fortwährenden Vormarsch der anglo-ägyptischen Truppen an der wüsten Küste nach Westen über die offizielle Grenze hinaus aufhalten sollen.

Tatsächlich stellte Redscheb die Sache in seinem Gesuch an den Sultan so dar und führte als Beweis für die Notwendigkeit des Marsches überaus präzise Tatsachen an. Seit Jahren rückten nämlich — wie wir schon früher andeuteten — die Anglo-

Ägypter nach Westen vor, um dem britischen Reiche außerhalb des eigentlichen Ägyptens, also auf offiziell türkischem Gebiete, Landbesitz und Häfen zu sichern. In Mirsa-Matru, in Ras Kanais, in Ras Bulau, in Bomba legten die Engländer schon Kasernen an und quartierten dort, unter dem Vorwand der „Küstenbewachung“, je zwei- bis dreihundert Mann ein, während zugleich ihre geschickten Lokalspitzel, von denen wir nur die zwei erfolgreichsten nennen, Lamlum Bey el Saadi und Kheir Alla Bey el Dagan, die in diesen verlassenenen Gegenden schweifenden Beduinenstämme bearbeiteten, um sie mit Geld und guten Worten an England zu fesseln.

Redscheb Pascha aber lag natürlich nichts daran, beinahe zweitausend Kilometer durch die Wüste zu marschieren. Er wollte nur bis Masurata, etwa vierhundert Kilometer weit von Tripolis, kommen. Dort hatte ihn ein großer, besonders zu diesem Zwecke zu charternder Frachtdampfer zu erwarten. Er sollte zwölfhundert absolut verlässliche Soldaten ausgewählt haben und plötzlich erklären, er wolle mit diesen sich die „zufällige Anwesenheit des großen Schiffes“ zunutze machen, um mit seinem Generalstab und einigen Truppen auf dem Seewege nach Tripolis zurückzukehren. Da von der in Rede stehenden Ortschaft aus kein Korrespondenzmittel mit Tripolis besteht, so konnte er sicher sein, mit dem Schiffe längst in Saloniki angelangt zu sein, ehe der Rest der Truppen zu Fuß nach Tripolis zurückgekommen wäre, und man von dort über das Verschwinden des Paschas nach Konstantinopel berichtet hätte.

In Saloniki sollte einen oder zwei Tage zuvor

Prinz Sabaeddin angekommen sein, um sofort mit Redscheb zusammen zu handeln. Der weitere Verlauf der Aktion wäre in seinen Grundlinien dem der späteren mazedonischen Erhebung unter den Jungtürken Enver Bey und Niazi Bey ähnlich gewesen.

Das dazu nötige Schiff wurde tatsächlich von Kiemal in einem sizilischen Hafen, dessen Bürgermeister auf dem laufenden war, geheuert. Der Besitzer des Bootes, der dieses bereits zu einer Frachtfahrt nach Südamerika lud, stellte es der türkischen Revolution sofort zur Verfügung, obwohl er dabei sicher eine bedeutende Summe einbüßte.

Schließlich fuhr Dschaffer noch einmal nach Tripolis, erfuhr von Redscheb, daß alles bereit sei, und reiste darauf nach Malta, von wo er an Kiemal, der nach den Verabredungen in Marseille sein sollte, telegraphierte, er solle sofort das Schiff nach Masurata abgehen lassen.

## EIN FIASKO

Jetzt aber geschah etwas geradezu unerhört Lächerliches. Dschaffer erhielt aus Marseille keine Antwort, wartete drei Tage und fuhr selbst hinüber. Kein Kiemal war zu finden! Er nahm den Schnellzug nach Paris, wo Kiemal ein luxuriöses Haus bewohnte. Kiemal war verreist! Sein Sekretär erklärte dem in Revolution reisenden Commis voyageur, daß Kiemal vor einigen Wochen mit einer Dame nach Brüssel gereist sei: er habe zwar gesagt, man erwarte ihn (Dschaffer), aber er möchte so freundlich sein, ein paar Tage zu warten. Dschaf-

fer schickt darauf wütende Depeschen nach Brüssel. Sabaeddin gleichfalls. Keine Antwort! Schließlich fährt er selbst nach Brüssel und hört zu seinem Jammer, daß Kiemal nach Athen abgereist ist, wo er, wie erwähnt, viertausend Franken Monatsgehalt bezog! Damit war natürlich alles verloren.

Kiemal hatte in Athen alles erzählt, und der König hatte ihm erklärt, er sei gegen die augenblickliche Ausführung des Planes (wahrscheinlich weil bei der damaligen Lage einerseits die Griechen in Mazedonien beim Aufstande sehr zu leiden gehabt hätten, andererseits die Vorbereitung griechisch-nationaler Aufstände in der Gegend des Olymp und im Epirus noch nicht fertig vorbereitet waren). Kiemal hatte die Frechheit, an Sabaeddin und seine anderen „Freunde“ von Athen aus zu telegraphieren, daß es unmöglich sei, den Plan jetzt durchzuführen! Er kam darauf selbst nach Paris und London zurück, wurde aber von Sabaeddin und seinen Anhängern, sowie allen übrigen Jungtürken mit Schmähreden empfangen und, als er nach England ging, von Lord Rosebery buchstäblich hinausgeworfen. Redscheb Pascha, der mit dem Abmarsch seiner Truppen bis zuletzt gewartet hatte, dislozierte sie sofort und wurde vor Enttäuschung geradezu krank, während sein erster Adjutant, Schevket Bey, bei der Nachricht von der verfehlten Rettung der Türkei in einem Verzweiflungsanfälle an einem Herzkrampfe starb.

Anstatt das Sultanat zu stürzen und die Weltpolitik in neue Bahnen zu leiten, hatte Kiemal Bey Vlora einfach die 25 000 Franken, die der Khedive vorausbezahlt hatte, mit Weibern verjubelt!

Dies jämmerliche Fiasko einer rein türkischen Revolution, die sicherlich nicht von England geleitet, sondern nur indirekt durch Geld und Nebenaktionen unterstützt war, liegt jedenfalls nicht an der schlechten Organisation, sondern nur an der Niederträchtigkeit eines irrtümlich mit den wichtigsten Missionen Betrauten. An und für sich und ohne einen so elenden Zufall wäre die Unternehmung ebenso sicher gelungen, wie bald darauf die Julirevolution. Denn das Prinzip der Aktion war richtig. Und dieses Prinzip ließe sich mit einem Worte so formulieren: England handelt nicht selbst, sondern unterstützt bloß die spontane Aktion der Näherbeteiligten, um gegebenenfalls nach vollständigem Erfolge seine unabweisbaren Forderungen zu stellen.

## DIE ÜBERLEGENHEIT DER ENGLISCHEN POLITIK

Das gleiche Prinzip trat bei der schließlich erfolgreichen Intrige zutage, die sich schon vor dem Versuche Redschebs in vielfachen Verzweigungen über Europa und Asien entwickelte, deren Fortsetzung natürlich nach einem Erfolge Redschebs unnütz gewesen wäre, die aber nun doch mit immer größerer Energie und Eile zu ihrem logischen Ende geführt werden mußte. England selbst erscheint in dieser verzwickten Machenschaft politisch sozusagen gar nicht. Seine Aktion blieb durchaus indirekt. Und gerade hierin zeigte sich die ungeheure Überlegenheit der englischen Politik über die aller anderen europäischen Mächte.

Aber es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß

England in der geheimnisvollen Ausnutzung solcher großen Intrigen ein ungewöhnliches Talent, einen ungewöhnlich hochentwickelten diplomatischen Geist dokumentiere. Das ganze Geheimnis der britischen Politik besteht nämlich nur in folgendem. Unaufhörlich entwickeln sich spontan auf allen Punkten des Erdballs Bewegungen politischer, religiöser und sozialer Tendenz, die sämtlich sozusagen aus dem Nichts erstehen, von isolierten Individuen angebahnt werden, und fast ohne die größte soziale Macht unserer Zeit, ohne Geld, arbeiten müssen. England kennt diese Bewegungen und unterstützt sie, sobald sie in näherer oder weiterer Zukunft einen direkten oder indirekten Nutzen fürs britische Reich versprechen. England kennt sie, weil es über einen Informationsdienst verfügt, wie ihn kein anderer Staat jemals besessen. Und es nützt sie aus, weil es fünfzigmal zu ihrer probeweisen Unterstützung Millionen verschwendet, um dann eine einzige solcher Bewegungen bis zu einem Punkte gelangen zu lassen, wo ihr Einfluß brauchbar wird.

Aber beides, der Informationsdienst und die Unterstützung ist eine Geldfrage. Und diese kann England lösen, weil es nur in den seltensten Fällen den Staatshaushalt der Zentralregierung mit den Ausgaben zu belasten braucht, sondern dazu die Kolonialregierungen heranzieht: im Falle der orientalischen und der asiatischen Politik die Mittel Ägyptens und Indiens. Wo England wirklich Geschicklichkeit zeigt, das ist im Abpassen des Augenblicks, in dem es nötig ist, die spontan entstandenen Bewegungen und Intrigen plötzlich als politische Aktion an den Tag treten zu lassen.

Daß dieses das wesentliche Geheimnis der englischen Erfolge ist, kann man schon daraus ersehen, daß — wie bereits oben gezeigt wurde — England jedesmal mit vollständigem Mißerfolge abschnitt, wenn es im Orient selbst unmittelbar eingreifen wollte (Zwischenfälle in Kueyt und Akaba usw.). Das einzige Bewundernswerte an der weiter sich zeigenden britischen Aktion ist die Fähigkeit, zu warten; die Fähigkeit, sich nicht vorzuschieben; die Fähigkeit, nicht zu entwickeln, sondern entwickeln zu lassen.

#### DIE ELEMENTE DER GROSSEN VER- SCHWÖRUNG — SABAEDDIN

Die äußerst komplizierten Beziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen, die den Sturz des Sultans betrieben, aber im übrigen sozusagen nicht das Geringste miteinander gemein hatten, hatten ihren Knotenpunkt in Paris. Um zu ihrem ungefähren Verständnis zu gelangen, ist es das Einfachste, die darin verwickelten Elemente der Reihe nach anzuführen.

Das eigentümlichste dieser Elemente, wenn auch nicht das aktivste, ist Prinz Sabaeddin. Der Neffe des Sultans weicht in seinen politischen Theorien stark von denen der Jungtürken ab. Er verurteilt den „Panottomanismus“, den türkischen Nationalismus, den diese zur Schau tragen; sein oberster Grundsatz ist absolute Dezentralisation der Verwaltung, weitestgehende Autonomie aller ethnischen und religiösen Gruppen, die im Osmanenreiche zusammenleben; gleiche Bewegungsfreiheit sollte allen gegeben werden; kein Hindernis religiöser oder

ethnischer Natur sollte die freie Entwicklung eines jeden Elementes hemmen; kurz: sein System ist zugleich das modernste, das liberalste und das, welches dem wahren Geiste des muselmanischen Rechtes am nächsten kommt. Aber gerade deshalb weicht es am stärksten von dem der eigentlichen Jungtürken — als solche betrachten wir das Komitee für „Einheit und Fortschritt“ — ab. Und seine Aktion in der großen Verschwörung gegen das hamidische System blieb daher stets mit dem des Komitees nur sehr lose verbunden.

## DER KATHOLIZISMUS

Sabaeddin hatte anderen Rückhalt an einem — was man auch darüber sagen mag — im Orient noch immer mächtigen Elemente, das zugleich in Europa noch über ungeheure Mittel verfügt. Es ist dies der Katholizismus, zu dem Sabaeddin vielleicht aus dem ganz natürlichen Grunde sich hingezogen fühlte, weil er als kaiserlicher Prinz in Paris ganz von selbst in die sogenannten höchsten Gesellschaftskreise gelangte, die noch immer der römischen Kirche und zugleich dem gefallenen orleanistischen Königtume anhängen. Das Prinzip seiner ganzen hypothetischen Politik mit der „Freiheit für alle“ bezog nämlich auch die Freiheit für die im Orient tätigen katholischen Orden und die orientalischen Katholiken mit ein, die Frankreich aus Gründen innerer Politik hatte abstoßen müssen, obwohl im Orient die kirchliche Zugehörigkeit bis jetzt stets ein viel wichtigeres Agens der politischen Tätigkeit gewesen ist, als die nationale.

Sabaeddin sah in Frankreichs Einfluß, wie fast alle seine Landsleute, in erster Linie den Einfluß der früher von Frankreich beschützten Kirche. Und seine Grundsätze mußten ihn dazu führen, sobald er sich über die Stellung der Katholiken im Orient äußern sollte, diesen und ihren organisierten Vertretern, den Mitgliedern der Kongregationen, im voraus jene wichtige Stellung zuzuerkennen, die ihnen durch die unfreundliche Behandlung seitens der französischen Regierung verloren zu gehen drohte.

Die immer engeren Beziehungen Sabaeddins zur römischen Kirche — die ihm politisch sicherlich die Anhängerschaft aller türkischen Katholiken und der noch immer, was Förderung des Handels und des Wissens, sowie Schöpfung einer öffentlichen Meinung anlangt, äußerst einflußreichen Orden verschaffen mußte — traten äußerlich in dem eigentümlichen Umstande zutage, daß er mit dem Abbé Fesch zusammen und ausschließlich mit seiner persönlichen Dokumentation das große Werk redigierte, das dieser Geistliche unter seinem Namen und dem Titel „Konstantinopel in den letzten Tagen Abdul-Hamids“ veröffentlichte. Der Katholizismus ist das zweite Element in der hier beschriebenen revolutionären Arbeit.

## DIE FAMILIE ORLÉANS

Die Wichtigkeit dieses Umstands liegt jedoch in erster Linie darin, daß er das Mittelglied zwischen Sabaeddin und einer ganz anderen Gruppe von Gegnern des hamidischen Reiches ward. Er setzte nämlich unmittelbar den türkischen Prinzen

mit der Familie der Orléans in Verbindung, welche letztere durch die Vermittlung eines ihrer aufrichtigsten politischen Agenten, des Grafen Lormais, mit ihm in ständigen Verkehr trat, die Mittel zur Veröffentlichung des erwähnten Werkes des Abbé Fesch lieferte, und ihm und der türkischen Revolution vor allem den ungeheuren Dienst leistete, eine innere Beziehung zwischen ihm und dem Fürsten von Bulgarien herzustellen, welcher letzterer als Enkel des Königs Louis-Philippe der einzige regierende Orléans geblieben ist, und als solcher sich der größten Zuneigung und der intensivsten Unterstützung der gefallenen Dynastie erfreut.

Die Familie Orléans — die in dieser Angelegenheit als Mitarbeiter zu finden, viele in Erstaunen setzen dürfte — hatte also zwei sehr wichtige Gründe, sich für die jungtürkische Bewegung zu interessieren, die in ihren Augen sicherlich in dem kaiserlichen Prinzen einen berufeneren Vertreter besaß, als in dem fast anonym sich versteckenden großen Organisator und Leiter des „Einheit- und Fortschritt-Komitees“, Nazim Bey. Einmal nämlich stärkte sie unmittelbar den Katholizismus, zweitens nutzte sie dem Fürsten von Bulgarien in seinen Bestrebungen, einen Orléans zum Zaren zu machen!

## FERDINAND VON BULGARIEN

Ferdinand von Bulgarien, seinerseits, hatte zwar den Euxinograder Vertrag mit Rußland unterzeichnet, konnte aber, wie schon angedeutet wurde, ohne Rußland weit größere Vorteile, und zwar in erster Linie die absolute Unabhängigkeit vom Sul-

tan und vom Zaren, ohne Krieg, erlangen. Er handelte also selbständig hinter dem Rücken des russischen Zaren mit geradezu bewundernswerter Geschicklichkeit und betrieb zwei innerlich voneinander ganz unabhängige Aktionen gegen den Fortbestand des hamidischen Reiches und seine Einheit. Einerseits benutzte er die katholischen Verbindungen seiner Verwandten, der Orléans, um Fühlung mit Sabaeddin und seinen Plänen zu bekommen, und um zugleich die wesentlich katholische, für seine Projekte geradezu entscheidende Großmacht Österreich zu gewinnen. Andererseits betrieb er auf noch weniger direktem Wege die arabischen Unabhängigkeitstendenzen, die das Khalifat zerstückeln sollten. Wie ausgezeichnet ihm seine Aktion in bezug auf die österreichische Regierung gelang, zeigte sich nachher an der Gleichzeitigkeit der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und der Annexion Bosniens.

Österreich seinerseits blieb außerhalb der Intrige. Es spielte ein in seiner Art echt Metternichsches Doppelspiel und hielt es nicht nur mit Bulgarien gegen das Sultanat, sondern, wie wir später sehen werden, auch mit dem Sultan gegen seine Widersacher. Jedoch war der Umstand, daß es — wie die anderen — an die Zerstückelung der Türkei dachte, für die moralische Kräftigung der so lose zusammenhängenden antihamidischen Bewegung von allergrößter Bedeutung.

## DIE ARABISCHEN AUTONOMISTEN

Das befremdendste Element in diesem Gewirr von Tendenzen und Aktionen ist für Europäer sicher-

lich die arabische Unabhängigkeitsbewegung. Sie war — wie bereits früher gezeigt — längst in Ägypten von England vorbereitet. Allerdings blieb sie, insofern sie sich gegen das Khalifat richtete, eher eine Tendenz als eine wirkliche Aktion. Aber England legte ihr in seinem Wunsche, das Khalifat an den Khediven, d. h. in seine eigene Hand zu bringen, einen großen Wert bei, was den bulgarischen Fürsten veranlaßte, auch mit ihr Fühlung zu suchen.

Und hier läßt sich das Sonderbarste in der ganzen Angelegenheit beobachten. Die englische Regierung unterhielt nämlich in Paris einen Apostel der arabischen Unabhängigkeit, der auf Kosten der britischen Regierung durch eine Zeitschrift und durch sonstige vielfältige geschickte Schritte energisch Propaganda trieb. Er heißt Nedschib Asuri und ist ein syrischer Araber, der zu der früher gekennzeichneten Modernistenklasse gehört. Dieser Mann lebte in Paris, trotz — oder eigentlich wegen seiner Verbindungen mit dem englischen Auswärtigen Amt, inmitten der rein klerikalen Kreise, und stand somit seinerseits wieder sowohl mit dem Fürsten von Bulgarien, wie auch mit Sabaeddin in Verbindung, welch letzterer, dank seinem Dezentralisationsprinzip grundsätzlich nichts gegen die arabische Unabhängigkeitsbewegung einzuwenden haben konnte.

Der Bruder dieses Nedschib Asuri, Elias Asuri, der in Ägypten lebt, ging aber nicht mit den Katholiken, sondern mit den orientalischen Freimaurern zusammen und unterstützte nach Möglichkeit die oben beschriebene Arbeit der letzteren gegen die islamitischen Ideen. Jedoch geht die innere Ein-

heit der politischen Aktion der beiden Brüder daraus hervor, daß die Freimaurer Ägyptens, ganz so, als ob auch sie in Paris mit den Katholiken gingen, die Angelegenheiten der katholischen Orden in der Türkei nach Möglichkeit förderten, und insbesondere mit den in Beyruth dominierenden Jesuiten ausgezeichnete Beziehungen unterhielten.

## DIE JUNG TÜRKEN UND IHRE GEFOLGSLEUTE

Unter allen diesen Tendenzen, die im Sturze des hamidischen Regiments ihren wesentlichen Berührungspunkt hatten, fehlen nun noch die beiden praktisch wichtigsten Elemente, die — obwohl sie niemals zusammen, sondern stets gegeneinander arbeiteten — infolge ausländischer Anstachelung schließlich zu gleicher Zeit den Angriff auf das Reich ausführten: wir meinen einerseits die Gruppe der Jungtürken mit allen Nebengängern, andererseits die Gruppe der Albanesen, welche letztere in der ganzen Revolution ausschlaggebend sein sollte.

Die Jungtürken standen nicht nur mit den vorher beschriebenen Elementen, d. h. mit Sabaeddin, mit dem Fürsten von Bulgarien, mit den arabischen Independenzlern (und natürlich mit England und Frankreich) in Verbindung, sondern hatten außerdem auch die revolutionären Gruppen der Bulgaren, der Armenier und, bis zu einem gewissen Grade, die der Griechen um sich geschart.

Die Großtat ihres mit unglaublichem Aufopferungsmute, unter größten persönlichen Gefahren arbeitenden, und trotz seines Rieseneinflusses fast lächerlich bescheidenen Organisators Nazim Bey,

bestand darin, die spontan überall in der Türkei entstandenen Gruppen von Unzufriedenen miteinander in Verbindung zu setzen und ihnen die Gewißheit einzuflößen, daß hinter ihnen eine ungeheure revolutionäre und ausländische Macht stünde.

Das reine jungtürkische Programm, das recht eigentlich als osmanischer Nationalismus und anti-religiöses, speziell antimuselmanisches Freidenkertum zu bezeichnen ist, trat in dieser Arbeit noch nicht hervor. Denn es handelte sich ja vor allen Dingen um ein Zerstörungswerk, an dem jeder anständige Mensch teilnehmen konnte, und nicht um eine Reorganisation, gegen welche die meisten schwerwiegende Bedenken nationaler und religiöser Natur hätten vorbringen müssen. Die Geschicklichkeit Nazims bestand gerade darin, das Gemeinsame herauszuschälen und das Trennende in den Hintergrund zu rücken. Was er trieb, war nichts als „Antihamidismus“. Und das sicherte ihm bei allen revolutionären Elementen ohne Ausnahme den Erfolg.

## DER ANTIHAMIDISCHE KONGRESS

Das ausgezeichnete Ergebnis seines Werkes wurde durch die Organisation des „antihamidischen Kongresses“ in Paris sozusagen konkret bewiesen. Auf diesem kamen im Frühjahr 1908 die wichtigsten Gruppen zur Feststellung der Hauptaktionslinien zusammen. Die Jungtürken dominierten. Die arabischen Independenzler zeigten sich offen. Die Griechen blieben trotz dringender Einladung fort. Aber das praktisch entscheidende Element waren

die armenischen Droschakisten, dieselben, die zwölf Jahre zuvor die mit englischer Hilfe organisierte und im Blute ihrer Landsleute erstickte Revolution in Konstantinopel organisiert hatten. Die Bulgaren erschienen nicht persönlich. Aber sie ließen erklären, daß sie hinter den Armeniern ständen, und diese beauftragt hätten, für sie mit zu beschließen. Sie gaben als Grund ihrer Abwesenheit an, sie wollten nicht durch ihre Gegenwart die Türken und Griechen erschrecken und verstimmen, jede bittere Diskussion über vergangene gegenseitige Kämpfe vermeiden und so indirekt dartun, daß sie ihrerseits nur noch das eine große Ziel, den Sturz des hamidischen Systems, vor Augen hätten. Sabaeddin nahm gleichfalls an den Verhandlungen teil, und erklärte, daß er, was das Prinzip der Umwälzung anlangte, samt seinen Anhängern einverstanden sei, was sich übrigens schon aus seiner unmittelbaren Teilnahme an dem Revolutionsversuche Redschebs ergab. Der Kongreß beschloß, die unter den türkischen Truppen und Offizieren infolge langer Zahlungsausstände wachsende Unzufriedenheit im psychologischen Augenblicke zu benutzen, und die Unzufriedenen durch eine wirkliche Lokalrevolution in Konstantinopel, wenn nicht aufzuwiegeln, so doch im letzten Augenblicke zu unterstützen.

Gerade wie zwölf Jahre zuvor, verpflichteten sich die armenischen Droschakisten, diese Lokalrevolution zu entfachen. Ihre revolutionäre Organisation in Konstantinopel wurde energischer geleitet, große Waffenkäufe fanden statt, und mehrere hundert Kilogramm Dynamit wurden im Laufe von zwei Monaten in den armenischen Schulen, Kirchen und einigen

unverdächtigen Privatwohnungen versteckt. Das zu diesen Rüstungen nötige Geld stammte aus nicht mit absoluter Sicherheit festzustellenden Quellen, aber keinesfalls von den reichen armenischen Kaufleuten.

## NOTWENDIGKEIT ALBANESISCHER UNTERSTÜTZUNG

Aber wie sich schon aus den eben skizzierten Verhandlungen des antihamidischen Kongresses ergibt, war es von vornherein unmöglich, etwas Entscheidendes ohne die Albanesen zu unternehmen. Nicht etwa, daß die nun fertige jungtürkische Verschwörung darauf hätte rechnen können, jene für die parlamentarische Revolution mit zu entflammen. Denn die Albanesen haben nie von europäischen Reformen etwas wissen wollen. Aber man mußte anderes von ihnen erwarten, nämlich die Militärerhebung in den europäischen Provinzen: und zwar ganz abgesehen davon, was mit einer solchen eigentlich erreicht werden sollte. Ob die Erhebung für die Revolution oder für die Autonomie Albaniens, oder einfach gegen die allen Sold stehlende Zentralverwaltung losbrechen würde, war den Jungtürken im Grunde ganz einerlei. Das Wesentliche war nur, daß sie überhaupt losbräche. Denn dies genügte, um zunächst dem Sultan die Militärgewalt in Mazedonien zu entziehen, und folglich der jungtürkischen Aktion eine Zeitlang freies Feld zu lassen.

Aber es genügte natürlich nicht, den Sultan hilflos der Revolution auszuliefern. Denn solange die

albanesischen Garden in Yildis treu blieben und gegebenenfalls mit den Waffen in der Hand widerstanden, war auf die glückliche Durchführung der Revolution nirgends zu rechnen.

Und hier gelangen wir endlich zu dem geheimen Knotenpunkt, in dem sich die so vielfach zersplitterte und verwickelte Bewegung schürzte. Schon bei Redschebs Revolutionsversuch haben wir gesehen, daß Albanesen die eigentliche Seele des Ganzen waren. Redscheb war Albanese; Kiemal ist Albanese und gehört zu einer der reichsten und einflußreichsten Familien des Landes; Dschaffer war Albanese. Und vor allen Dingen, der Mann, der, nach Redscheb, sicherlich bei dem Heere das blindeste Vertrauen genoß, der ganz Mazedonien in der Hand hatte, der bei der Ankunft Redschebs mit seinem Truppenshiff in Saloniki das Schicksal der Unternehmung fast sicher in den Händen hatte, in dessen Nähe Prinz Sabaeddin eilen sollte, der folglich unmöglich außerhalb der ganzen Unternehmung stehen konnte: mit einem Wort, Hilmi Pascha, der Generalinspektor Mazedoniens und Oberbefehlshaber der Gendarmerie des ganzen Landes, ist Albanese! Kurz, die ganze Redschebsche Verschwörung war albanesisch. Und das Ziel, das sie zunächst verfolgte — nicht, wie wir sahen, die bloße Einführung einer europäischen Verfassung mit ihren alle Religions- und Volksunterschiede verwickelnden Konsequenzen, sondern die Dezentralisation, fast im Sabaeddinschen Sinne — dieses Ziel war seiner Natur nach der Ausdruck der recht eigentlich albanesischen Tendenzen.

Sabaeddin stand ja damals mit jenen Verschwö-

ern auf vertrautestem Fuße und er allein konnte das Bindeglied zwischen den Albanesen und den Jungtürken herstellen. Es gelang ihm übrigens nur in recht bescheidenem Maße.

## DIE ALBANESISCHE NATIONALBEWEGUNG UND ÖSTERREICH

Aber die Albanesen, wenn sie auch ganz etwas anderes wollten als die Jungtürken, waren doch mit der bestehenden Lage aufs tiefste unzufrieden. Die großen offiziellen Stellungen ihrer Familienhäupter nutzten ihnen nicht viel. Sie hatten unter dem hamidischen System kaum weniger zu leiden als alle anderen. Zwar blieben sie echte Muselmanen und im Prinzip dem Padischah durchaus ergeben. Aber gerade deshalb wollten sie nicht mit allen anderen in einen Topf geworfen werden. Und so entstand im Laufe einer Reihe von Jahren eine höchst erfolgreiche albanische Unabhängigkeits- oder doch Autonomiebewegung.

Von Anfang an, d. h. schon seit 1898, als der österreichische Botschafter sich Tewfik Pascha, dem Minister des Äußeren, gegenüber so freundlich benahm (wie wir aus den beiden früher zitierten Briefen an den Großvezier ersahen), hat Österreich diese Bewegung mit allen Mitteln unterstützt. Aus der ganzen albanesischen Presse z. B. sind uns kaum zwei Zeitungen bekannt, von denen mit Sicherheit behauptet werden könnte, daß sie von der österreichischen Regierung nicht ihre Veröffentlichungskosten haben bestreiten lassen. In der ganzen Welt werden von den österreichischen Vertretern die Al-

banesen mindestens ebenso gut behandelt, ebenso freundlich unterstützt, wie die Untertanen Franz Josefs. Im ganzen Orient gehen albanesische Kranke oder Verwundete nie an andere Hilfsstellen, als in die österreichischen Krankenhäuser. Arme Albanesen in Ägypten und Syrien, die in die Heimat zurück möchten und kein Reisegeld besitzen, fahren auf Kosten der österreichischen Konsuln unter weniger Formelkram als Österreicher. Im Lande selbst ist die österreichische Wohltätigkeit, der österreichische Kredit, der österreichische Schutz, auch gegen serbische und andere Mächenschaften, so deutlich, daß füglich der österreichische Kaiser dort noch lieber als Beschützer angesehen sein dürfte, als beispielsweise im okkupierten Bosnien.

Aber Österreich hatte die große Geschicklichkeit, nie offen für sich selbst, sondern immer nur für die Albanesen zu arbeiten, und sie der österreichischen Unterstützung in allen ihren politischen Unternehmungen zu versichern. Der Zweck, der mit dieser wenig bekannten Haltung verfolgt wurde, ist ein doppelter.

Erstens konnte es zu einer albanesischen Aufstandsbewegung kommen, wenn die türkische Regierung unter dem Drucke der anderen Mächte Reformen einführt, von denen die Albanesen nichts wissen wollen. In diesem Falle sollte die Unruhe südlich von Bosnien zunächst die Annexion dieses Landes, dann aber auch „Maßregeln“ in den angrenzenden Gebieten rechtfertigen. Ein solcher Aufstand hätte sicher die Serben stark gereizt und zu feindlichen Gegenbewegungen verführt, was

Österreich, im Interesse seiner Herrschaft in Bosnien, zum Einmarsch in Altserbien veranlassen mußte, und ihm so gestattete, einen weiteren Schritt auf dem Wege nach Saloniki zu tun.

Zweitens standen die Albanesen stets mit den Mazedoniern (Serben, Griechen und Türken) auf recht schlechtem Fuße. Und öfters erboten sie sich direkt, die bulgarischen und griechischen Banden vollständig auszurotten und eine wirkliche Polizeiaktion im Lande durchzuführen, wenn man ihnen nur die dazu nötige Bewegungsfreiheit ließe. Und wäre es jemals zu einer derartigen „Eroberung“ Mazedoniens durch die Albanesen gekommen, so hätte Österreich durch die Albanesenfreundschaft den entscheidenden Einfluß in dem Gebiete gewonnen, das England und Rußland dem deutsch-österreichischen Drängen nach Osten gegenüber so verzweifelt verteidigten.

## DER SULTAN UND DIE ALBANESEN

Der Sultan, der die feste Treue der Albanesen mit einigen ganz unwesentlichen Zugeständnissen, vor allem mit der Freigabe der albanesischen Sprache für die Truppen, die öffentlichen Dokumente, die Presse und die Literatur, hatte erkaufen können, zögerte unverständigerweise, gegen die immer stärker drohenden Gewitterwolken einen albanesischen Blitzableiter zu errichten. Wahrscheinlich hielt er solche Zugeständnisse für unnötig, denn er wußte dank seiner Polizeiorganisation, daß die Erbitterung der Albanesen bereits Anfang 1908 weit genug gediehen war, um spontan gegen die Mazedonier,

und folglich implicite, zugunsten des Sultans, in einer wütenden bewaffneten Volkserhebung auszubrechen.

Der Sultan wurde aber zugleich auch durch seine europäischen Agenten und insbesondere durch seinen Pariser Botschafter Munir-Pascha über die immer fester sich organisierende allgemeine Verschwörung, die wir eben beschrieben haben, auf dem laufenden gehalten. Nach dem antiamidischen Kongresse in Paris (Januar 1908) mußte es ihm äußerst wünschenswert erscheinen, seine Vorsichtsmaßregeln gegen die Ausführung der in ihren Einzelheiten für ihn sicher noch geheimnisvollen, aber nahe bevorstehenden Bewegung zu treffen.

Welche Mittel aber standen ihm in dieser Hinsicht zu Gebote? Nur zwei. Einerseits, an Ort und Stelle, die albanesische Bewegung gegen die mazedonischen, christlichen und europäoformen Umtriebe. Andererseits aber auch der immer engere Anschluß an die Feinde Englands und Frankreichs, die hinter den Jungtürken standen, d. h. an Österreich und Deutschland. Und da gerade Österreich, wie wir soeben sahen, die ganze albanesische Nationalbewegung mehr oder weniger in der Hand hatte, war es verhältnismäßig leicht, die beiden Rettungselemente zu vereinigen.

## DIE NOVIBAZARBAHN

Graf Ährenthal, der zugleich aus rein politischen und aus höfischen Gründen den österreichischen Vormarsch nach dem ägäischen Meere für das Jahr des Kaiserjubiläums beschlossen hatte,

und in diesem Beschlusse durch die Notwendigkeit bestärkt ward, der anglo-französisch-jungtürkischen Bewegung durch sofort zu erreichende praktische Vorteile entgegenzutreten, hatte auf deutschen Rat schon im Januar 1908 vom Sultan die Konzession der Novibazarbahn verlangt, die allerdings auf geradezu jammervollem Wege und durch kümmerlich enge Geleise die bosnischen Bahnen von Uvatz mit Mitrovitza, also mit Saloniki, in Verbindung setzen sollte. Die zwischen dem Sultan einerseits und den schlimmsten Feinden seiner Feinde andererseits bestehende Interessengemeinschaft mußte ihn und seinen Großvezier, den Albanesen Ferid Pascha, ohne weiteres veranlassen, die Novibazarbahn zu konzedieren. Denn sie brachte strategisch die, im Falle des mazedonischen Krieges nötigen, kombinierten Streitkräfte der Feinde Englands in Verbindung. Und gerade in dem Augenblick, als so Österreich — und hinter ihm Deutschland — einen wichtigen weltpolitischen Vorteil erreichten, der für den Sultan von größtem Nutzen war, glaubte dieser, endlich offen zu seinen treuen, wenn auch mißmutigen Albanesen freundschaftlich Stellung nehmen zu müssen, und er ließ ihnen raten, mit ihrem lang genährten Hasse gegen die englisch-russisch-jungtürkisch aufgehetzten Mazedonier Ernst zu machen.

### DIE IPEKER ALBANESENVERSAMMLUNG

Das vom Sultan ausgegebene Sammelwort wurde gewissenhaft beobachtet. Die albanesischen Stammes- und Familienhäupter versammelten sich in Ipek, wo

sie die Einzelheiten ihrer bewaffneten Aktion in Mazedonien festlegen wollten. Der albanesische Aufstand stand in wenigen Tagen bevor. Aber plötzlich telegraphierte der Großvezier Ferid Pascha seinen Landsleuten, die Unternehmung sei verfrüht, und sie sollten sofort, unter Beobachtung möglichst absoluten Stillschweigens, auseinandergehen. Lügen nicht andere Dokumente vor, so bewiese das Einverständnis des Sultans mit der albanesischen Bewegung schon die einfache Tatsache, daß die Albanesen in Ipek nach diesem Befehle sofort, ohne irgend etwas beschlossen zu haben, auseinandergingen.

Weshalb aber zögerte Abdul-Hamid, mit seinem — selbst albanesischen — ersten Minister im letzten Augenblick? Bloß weil Österreich nach der Konzession der Novibazarbahn internationale Schwierigkeiten zu befürchten hatte. Obwohl nämlich die Schmalspurbahn, die durch das halb österreichische, halb türkische Sandschak Novibazar gehen sollte, in handelspolitischer Hinsicht nicht die geringste Bedeutung hatte, und in weltpolitischer jedenfalls nicht die, welche man ihr in anderen Ländern zuschrieb — denn im Notfalle hätte Österreich damit höchstens fünfzigtausend Mann zu einem, um die Türkei ausbrechenden, Kriege entsenden können — so deckte die Erteilung der Konzession doch diejenige internationale Lage auf, die in den Augen Englands den ganzen verzwickten Revolutionsplan zuschanden machen mußte. Österreich und Deutschland waren mit dem Sultan einig! Das war die Bedeutung des an sich unwichtigen Zwischenfalles. Nicht nur in England und in Frank-

reich, nicht nur in dem nun mit jenen in der Orientfrage verbündeten Rußland, nicht nur in dem zwischen den beiden Gruppen geschickt lavierenden Bulgarien, nicht nur in dem danach von allen Seiten zu knebelnden Serbien machten sich laute Proteste Luft, sondern auch in Italien, das zwar seine Dreibundpolitik äußerlich aufrecht erhielt, sich aber unter der Leitung des durchaus anglophilen Ministers Tittoni österreichfeindlich gab, seine Interessen im Osten des Adriatischen Meeres als geopfert hinstellte und lauter als alle anderen nach Kompensationen für den „Vormarsch“ Österreichs rief.

Unter diesen Umständen wäre ein albanesischer Aufstand sowohl für den Sultan als auch für seine österreichischen und deutschen Freunde verderblich gewesen und hätte bloß auf die Mühlräder der Feinde des Sultans Wasser gegossen. Tatsächlich wurde ja auch sofort von Rußland und Italien, hinter denen Frankreich und England erschienen, das Verlangen nach einer wirtschaftlich wie strategisch geradezu albernem Bahn von der Donau zum Adriatischen Meere gestellt, die Rußland höchstens in seinem Handel schaden, Serbien gar nichts und Italien nur wenig nutzen konnte; ein Verlangen, das nur moralischen Charakter hatte und den Hintermännern des Sultans zeigen sollte, daß die anderen Großmächte noch nicht tot seien. Auf Deutschlands und Österreichs Rat ward deshalb dem Großvezier empfohlen, zunächst recht vorsichtig zu sein und alle Schritte zu vermeiden, die den Zorn der Westmächte und Rußlands noch reizen konnten. Die Verschwörung in Ipek wurde also abkommandiert und auf bessere Zeiten verschoben.

## DAS GEHEIMNIS DER DEUTSCHEN INTERVENTION

Aber nun trat eine internationale Verwicklung ein, die alle latenten Bewegungen plötzlich auslösen sollte. Es wurde nämlich von Deutschland dem Großvezier Ferid und dem Sultan bewiesen, daß die türkische Macht von anglo-ägyptischer Seite die größte Gefahr lief, mit welchem Beweise Deutschland endlich einmal den Sultan gründlich von seinen präsumptiven Leichenfledderern loszumachen und eine Koalition politischen Charakters zu schaffen hoffte, die von Emden bis Kueyt gehen sollte.

Die nackte Wahrheit über diese ganz unvorhergesehene Intrige ist diese. Deutschland unterhielt seit mehreren Jahren in Ägypten einen politischen Agenten, den bekannten, ausgezeichneten Orientkenner Baron Max von Oppenheim. Da dieser nicht über die nötigen methodischen Mittel zu einer, der englischen ebenbürtigen, Orientpolitik verfügte, gelang es ihm allerdings nicht, die anti-englische Politik auf irgendeinem Punkte — sei es in der modernistischen Bewegung, sei es durch Gegenarbeit gegen die Intrigen in Arabien, sei es bei den muselmanischen Orden — zu gefährden; vor allem mißlang ihm zu öfteren Malen der für Deutschland sowohl in seiner marokkanischen, als auch in seiner orientalischen Politik äußerst wichtige Versuch, den in Afrika allmächtigen Orden der Snussia für Deutschland zu gewinnen, oder auch nur mit ihm in Verbindung zu treten. Vor dem früher beschriebenen Zwischenfalle von Akaba hatte Oppenheim eine fast ergebnislose Reise nach

Syrien unternommen, was aber, als der Versuch, den Padischah vom Roten Meere fortzustößen, mißlang, die anglo-ägyptische Regierung nicht hinderte, eine Preßfehde gegen ihn zu veranstalten, die ihn als der Konnivenz mit den Türken schuldig hinstellte. Es war nicht Oppenheims Schuld, wenn er nicht die gewünschten Resultate erreichte, sondern die der deutschen Regierung, die sich nie entschlossen hat, gegen die englischen Aktionen mit englischen Mitteln, d. h. mit einem Informationsdienste erster Ordnung und der Unterstützung dissidenter Bewegungen zu streiten. Es gehören zur Ausführung solcher Aufgaben im Orient nicht bloß Leute von großem Fleiß und großen Kenntnissen, sondern solche, die zugleich mit den in Frage kommenden Elementen genügend vertraut sind und über genügende Subventionen verfügen, um die nötigen Tendenzen und Leute zu unterstützen. Oppenheim war außerstande, solchen Bedingungen gerecht zu werden. Die deutsche Regierung blieb in totaler Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, verstand vom Wesen der englischen Machenschaften nichts und machte es seinem Agenten geradezu unmöglich, England mit der arabischen Bewegung zurückzuschlagen, indem es unverständigerweise die Türken und den Sultan, direkt gegen die Unabhängigkeitsaktionen der arabischen Emire unterstützte und gerade hiermit diese dem Sultan und der Türkei so verderbliche Bewegung schlimmer entfachte. Aber Oppenheim zeigte sich wenigstens als ausgezeichneter Diplomat, als er, nach den erwähnten Angriffen der anglo-ägyptischen Presse, von der deutschen Regierung eine offizielle Stellung zuerteilt bekam.

## HERRN VON OPPENHEIMS MEISTERSTÜCK

Es gelang ihm nämlich, die Photographie einer Reihe geheimer Aktenstücke in seinen Besitz zu bringen, die schlagend bewiesen, daß England im Einverständnis mit Frankreich und Rußland den Khedive in einer Aktion gegen den Sultan unterstützen wollte, was zunächst die vollständige Unabhängigkeit Ägyptens von der Türkei und dann den Übergang des muselmanischen Khalifats vom Padischah auf den Khediven zum Zweck hatte. Diese Dokumente bestanden in einer Reihe von Briefen, die zwischen dem Khediven und hohen englischen Beamten ausgetauscht worden waren. Sie zeigten zweifellos, daß sich eine allgemeine, nicht nur ägyptische Aktion gegen den Sultan vorbereitete, und rechneten mit der Möglichkeit eines Krieges gegen die Türkei, der seinem Wesen und seinen Tendenzen nach sich in nichts von demjenigen unterschied, für den Ignatieff in seinem früher zitierten Schreiben schon im Jahre 1872 den Khediven Ismael-Pascha gewinnen wollte.

Oppenheim fand Mittel und Wege, diese Photographien der deutschen Regierung zu überbringen, worauf diese den Organisator der türkischen Armee, den deutschen General und türkischen Pascha von der Goltz, mit diesen Photographien ausgerüstet, nach Konstantinopel schickte, um sie dem Sultan vorzulegen und von diesem die nötigen Konsequenzen daraus ziehen zu lassen.

Es existieren leider mehrere Lesarten über die romantische Eroberung dieser Dokumente. Und da sie alle von ehrlichen Informatoren stammen, ist

es unmöglich, eine von ihnen als durchaus zuverlässig hinzustellen. Nur das eine ist zweifellos, daß die fast offizielle Geliebte des Khediven Abbas-Hilmi einem von Oppenheim gesandten Zwischenmanne die Dokumente anvertraut hat.

Nach eingehender Prüfung erscheint uns die Annahme, als ob die Dame selbst mit den Dokumenten das Weite gesucht habe, nicht stichhaltig. Es wird zwar erzählt, sie sei mit ihnen nach Paris gekommen, um sie an den Meistbietenden zu verkaufen; aber nichts beweist es, und diese Lesart erklärt in keiner Weise, wie sie in die Hände der deutschen Regierung gelangt sein sollen. Gräfin T. (die nebenbei bemerkt authentisch aus der bourbonischen Familie stammt und ungarischer Nationalität ist) hatte überdies nicht den geringsten Grund zu einer solchen, für sie persönlich durchaus unvorteilhaften, Handlung.

Wir halten uns deshalb, ohne die Richtigkeit in allen Einzelheiten zu garantieren, an die in der nächsten Umgebung des Khediven kursierende Geschichte, die wir erzählen zu müssen glauben, da die Folgen dieser Schlafzimmerintrige für die Weltpolitik von größter Bedeutung sind. Nach dieser Version gelang es Herrn von Oppenheim, mit der Gräfin T. einen ungarischen Violinisten in Verbindung zu bringen, der alsbald durch seine Kunst, seine Nationalität und seine persönlichen Vorzüge die höchste Gunst der Dame gewann. Sei es aus alter Vaterlandsliebe, sei es einfach aus Leidenschaft — jedenfalls ließ sich die Gräfin dazu herbei, dem schönen Geiger auf ein paar Stunden die in Rede stehenden Dokumente anzuvertrauen, die sich in

einem Sekretär des Khediven befanden, der vor ihr keine Geheimnisse hatte. Die Dokumente wurden zwar am selben Tage wieder an ihren Platz gebracht, waren aber inzwischen photographiert worden.

Sobald Herr von Oppenheim die Photographien in seinem Besitz hatte, machte er sich aus dem Staube; fuhr nach Port Said und nahm das nächste Schiff nach Brindisi. Aber er fürchtete mit Recht Verfolgungen irgendwelcher Art und richtete schon vor seiner Abfahrt alles so ein, daß er, ohne an Land zu gehen, wenigstens auf österreichisches Gebiet gelangen konnte. Tatsächlich erfuhr die anglo-ägyptische Regierung die Sache, dank ihres ausgezeichneten Spionagedienstes, schon nach zwei Tagen, und hatte die Kühnheit, mit der Zustimmung des italienischen und französischen Konsuls nach allen Mittelmeerhäfen Depeschen zu entsenden, in denen die englische Regierung verlangte, man möge Herrn von Oppenheim bei seiner Landung ohne weiteres „irrtümlich“ zurückhalten und ihm seine Papiere durchsuchen. Herr von Oppenheim aber hatte seine Flucht so gut vorbereitet, daß er bei der Ankunft des Schiffes in Brindisi überhaupt nicht an Land zu gehen brauchte. Er stieg auf der Reede in ein Boot, das ihn unmittelbar an Bord eines Fahrzeuges führte (einige sagen, es sei ein Torpedoboot gewesen, andere ein österreichischer Passagierdampfer), das ihn direkt nach Triest brachte, von wo er sich nach Berlin begab. Und wenige Tage später reiste General von der Goltz nach Konstantinopel.

Die Gräfin T. merkte nur zu schnell, was sie angerichtet hatte, sah sich von den englischen

Spionen äußerst unangenehm verfolgt und suchte gleichfalls das Weite. Abbas-Hilmi war untröstlich, begab sich, wie alljährlich, nach Wien und suchte dort vierzehn Tage lang den Gegenstand seiner nunmehr gegenstandslos gewordenen Liebe an allen möglichen und unmöglichen Orten. . . .

Was nun auch an dieser — von den Intimen des Khediven für richtig gehaltenen — Geschichte wahr und was falsch sein mag, eines ist sicher: daß nämlich Herr von Oppenheim der deutschen Regierung Dokumente überbracht hat, die aus den Geheimefächern des Khediven stammen und die von England mit Hilfe der Jungtürken und der ägyptischen Regierung, gegen das osmanische Reich geschmiedete, schon ausführungsfähige Verschwörung enthüllten. Und sicher ist auch, daß General von der Goltz kurz darauf diese Dokumente auf seiner „zufälligen Privatreise“ nach Konstantinopel wertete.

## DIE MISSION VON DER GOLTZ

General von der Goltz Pascha erschien in Konstantinopel, nachdem der Sultan bereits in die wesentlichen Punkte der Lage eingeweiht worden war. Seine Aufgabe war sozusagen nur noch, die letzte Hand an das Werk zu legen, die dem Sultan ohne weiteres unvermeidlich erscheinende Koalition mit Deutschland und Österreich gegen die Zerstörer der Türkei zu ratifizieren und mit dem Sultan zusammen nach langer Pause jene großartige militärische Reorganisationsarbeit wieder aufzunehmen, die das osmanische Reich innerhalb

zweier Jahre instand setzen sollte, seine Rolle in den von Deutschland vorausgesehenen allgemeinen Verwicklungen würdig durchzuführen.

Von der Goltz ward empfangen, als ob er noch der türkische Oberfeldherr wäre. Er hielt über die Konstantinopeler Truppen eine Revue ab, bei der er an die Soldaten und Offiziere eine eindrucksvolle Ansprache richtete. Er feierte den alten Kriegsmut und die vergangenen Waffentaten der Osmanen, und ließ durchblicken, daß in naher Zukunft das Reich, mehr denn je, in seinem Fortbestande von der Kraft einer tapferen und wohlorganisierten Armee abhinge. Er nahm die Berichte der Generale und der Generalstabsbeamten entgegen, traf zahlreiche Verfügungen, entsandte in verschiedene Bezirke deutsche Offiziere, die mit der Inspektion und der Reorganisation der Truppenkörper betraut waren. Zugleich beschäftigte er sich mit der so kümmerlich dahinvegetierenden Marine und setzte auf die paar brauchbaren Schiffe Mannschaften, die in wenigen Wochen plötzlich mehr leisteten, als vorher in Jahren. Kurz, es entfaltete sich unter seiner Leitung eine überraschende militärische Tätigkeit.

Aber diese war nur Mittel zum Zweck. Seine Hauptaufgabe bestand in der Aufklärung der ganzen internationalen Lage und in dem Abschlusse einer Konvention, die einerseits den Sultan gegen die englische Zerstörungsarbeit und die ägyptischen Unabhängigkeitsbestrebungen sichern, andererseits aber auch, für den Fall des großen Konfliktes zwischen der deutschen und der englischen Weltmacht, den mitteleuropäischen Mächten die entscheidende Mitarbeit der Türkei garantieren sollte.

Der Abschluß einer Konvention durch von der Goltz Pascha — die man meist eine türkisch-österreichische Militärkonvention nannte — ist offiziell stets abgeleugnet worden; wenigstens insofern sie Österreich betraf. Aber die Konvention ward nicht mit Österreich, sondern mit dem Deutschen Reiche geschlossen, während Österreich in der Kulisse blieb, nicht ohne natürlich praktisch direkt durch Deutschland vertreten zu werden.

## DAS DEUTSCH-TÜRKISCHE EINVERSTÄNDNIS

Was aber enthielt dieser Vertrag? Er war recht eigentlich nur eine in größerer Form angelegte Erweiterung auf den Euxinograder Vertrag zwischen Rußland und Bulgarien, d. h. er setzte die gegenseitigen Verpflichtungen für den Fall des großen Krieges fest. Die wesentliche Verpflichtung Deutschlands und Österreich war natürlich die territoriale Sicherung des osmanischen Reiches und die Aufrechterhaltung des hamidischen Thrones gegen das englische Zerstörungswerk. Der wahre Charakter des Abkommens aber zeigt sich in den Aufgaben, zu deren Erfüllung sich der Sultan verpflichtete. Sie können unter sechs Rubriken gebracht werden.

1. Da der Zustand der türkischen Marine ein aktives Eingreifen nicht zuließ, und diese speziell durchaus unfähig war, etwa ein Kampfmittel vorm Suezkanal abzugeben, wurde ihr eine sehr einfache Aufgabe gestellt. Sie sollte ausschließlich die beiden Straßen der Dardanellen und des Bosporus, sowie das zwischen ihnen liegende Marmarameer zu verteidigen haben, d. h. Konstantinopel gegen

Handstreich der englischen oder russischen Flotte sichern.

2. In der europäischen Türkei waren genügend Truppenmassen zu konzentrieren, um einerseits die revolutionären Elemente, andererseits die bulgarischen Truppen (die auf Hilfe von dem anderweitig nur zu stark beschäftigten Rußland nicht rechnen konnten) einfach in Schach zu halten.

3. In Kleinasien war nicht nur die Verteidigung, sondern auch der Angriff auf Russisch Kaukasien und vor allem der Aufstand der dort ansässigen Muselmanen zu organisieren. Dieser Teil des Programmes war schon fast vollständig ausgeführt, da die Türkei — allerdings auch schon unter deutschem Einflusse — ihre Aktion gegen das ganz in englisch-russische Hände gefallene Persien begonnen und zu deren Rückenschutz gegen Kaukasien gerüstet hatte. Insbesondere war auch der muselmanische Aufstand der russischen Untertanen im Kaukasus ausgezeichnet vorbereitet; an sechs Orten — die wir besser nicht namhaft machen — waren in Moscheen bedeutende Waffen- und Munitionslager angelegt. Und die Bevölkerung war so gut bearbeitet, daß man sie durch die bloße Proklamation der Oberhoheit des Padischah glaubte zum Aufstande bewegen zu können. Eine Eingabe an den Sultan, in der die Wiedervereinigung des Landes mit dem osmanischen Reiche verlangt wurde, war bereits in großen Mengen gedruckt und lag an Ort und Stelle zur sofortigen Verbreitung bereit. Im Vertragsfalle sollte diese Aktion energisch durchgeführt und zugleich das persische Kurdistan und Armenien von der Türkei okkupiert werden.

4. Der wichtigste Punkt des vom Sultan einzuhaltenden Programmes betraf den direkten Krieg gegen das anglo-ägyptische Reich. Zunächst war die vollständige Reorganisation des vierten Ordu, das sein Hauptquartier in Bagdad hat, nötig. Der Wert dieses Heeres war ein zweifelhafter, so daß von der Goltz zwei seiner Adjutanten sofort mit einer Inspektion beauftragte, um dann auf ihren Bericht hin die nötigen Verfügungen zu treffen; er sah übrigens voraus, daß zur Reorganisation dieser — in einem künftigen Kriege fast ausschlaggebenden — Armee mindestens ein Jahr nötig sein würde. Tatsächlich kehrten die beiden Offiziere am 9. Juli, vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution, nach Konstantinopel zurück und erklärten, sie hätten den vierten Ordu nicht inspizieren können, da es ihnen ganz unmöglich gewesen sei, ihn zu finden!

Der vierte Ordu sollte die wichtige Aufgabe übernehmen, dieselbe große Aktion, die vor fast drei Jahren bei Akaba unterbrochen worden war, bis zum letzten Ende durchzuführen, d. h. sich allmählich mittels der Hedschasbahn nach der Sinaigrenze hin konzentrieren, in ägyptisches Gebiet einrücken und den Suezkanal besetzen, während zugleich in Ägypten selbst der Aufstand gegen die Engländer — in den bereits früher anlässlich der Akabaangelegenheit beschriebenen Formen — ausbrechen sollte. Der Türkei also lag es ob, Ägypten zu erobern und damit auch die Herrschaft Englands im Sudan zu zerstören (in welcher letzterer Unternehmung sie von Abessinien aus in einem nahen Verwandten des Kaisers, dem Ras Michal einen ausgezeichneten Mitarbeiter gefunden hätte).

5. Da des Sultans Flotte praktisch unbrauchbar war und es bleiben mußte, hatte die Türkei wenigstens dafür zu sorgen, daß die Flotten seiner Beschützer und Verbündeten im östlichen und südlichen Mittelmeere nicht aller Zufluchts- und Verteidigungsorte ledig wären. Der zu erwartende Seekrieg mußte sich allerdings sehr verschieden darstellen, je nachdem Italien — entsprechend seinem Interesse — treu und tätig zum Dreibunde hielt, oder aber infolge seiner antiösterreichischen und englandfreundlichen Dispositionen neutral blieb.

(Es sei gestattet, hier in Parenthese anzuführen: Bei den Goltzschen Verhandlungen war zwar viel von Italien die Rede, aber das dritte Glied des Dreibundes wurde schließlich bei den genaueren Dispositionen außer acht gelassen. Wie uns der damals höchste türkische Würdenträger erklärte, lag dies daran, daß „kein Mensch weiß, was Italien will, und dieses selbst wahrscheinlich noch weniger“. Die england- und sogar rußlandfreundlichen Bestrebungen des italienischen Ministers Tittoni wurden sowohl von türkischer als auch von deutscher Seite als außerordentlich unvorsichtig angesehen. In den Augen der Verbündeten hatte Italien — einem charakteristischen Ausspruche nach — „mit Deutschland und der Türkei alles zu gewinnen oder alles zu verlieren, aber mit England und Frankreich nichts zu gewinnen und alles zu verlieren“. Denn die englische Politik schließt es an und für sich aus, daß irgendwelche ausländischen Interessen in ihrem Machtbereich auf die Dauer fortbestehen, wie es gerade in Ägypten, dem an sich internationalsten Lande der Welt, ersichtlich ist. Im vorgesehenen

Falle mußte die Treue Italiens höchstwahrscheinlich den Erfolg des Bundes nach sich ziehen, da es durch seine bloße Existenz das englische Mittelmeergeschwader immobilisierte und dadurch England sowohl im Norden, als auch ganz besonders in Ägypten furchtbar schwächte. Das Zusammenwirken der italienischen und österreichischen Flotten hätte im Mittelmeere die englische vollkommen in Schach gehalten. Und dies wäre der wesentliche, sicherlich sich vorteilhaft lohnende Dienst, den Italien der Koalition hätte leisten können, gewesen. Da aber darauf nicht zu rechnen war, wurde überhaupt auf des Großveziers Ferid-Pascha energisch ausgedrückte Meinung von einer Inaussichtnahme eventueller Kompensationen für Italien verzichtet. Im Falle italienischer Neutralität, andererseits, war immerhin noch die österreichische Flotte da, die zwar der englischen sicher nicht die Wage halten, sie aber bei geschickter Führung und beim Vorhandensein von Stützpunkten mehr oder weniger hemmen konnte.)

Jedenfalls, ob mit oder ohne die italienische Flotte, konnten die vorhandenen Stützpunkt unmöglich genügen. Die Türkei mußte sich daher verpflichten, wenigstens einen solchen auf seinem Territorium zu schaffen. Deutschland schlug deshalb vor und der Sultan verpflichtete sich, eine Kohlen- und Schutzstation für die verbündeten Flotten auf der Südküste des Mittelmeeres anzulegen und diese an Deutschland als Konzession abzutreten. Es wurde hierzu an der tripolitanischen Küste — also auf dem für England eine wahre Hauptschlagader bedeutenden Wege von Malta zum Suezkanal — die Ortschaft Tobruk gewählt, woselbst die

nötigen Arbeiten natürlich unter rein türkischer Leitung und Form in naher Zukunft zu beginnen hatten.

6. Der Sultan hatte in seinem unmittelbaren Interesse, sowie in dem aller Gegner der englischen Orientpolitik seinen panislamitischen Einfluß möglichst auf allen Punkten des Erdballs geltend zu machen, wo Muselmanen leben.

In erster Linie sollte in dieser Hinsicht natürlich Indien nebst seinem Nachbarstaate Afghanistan in Betracht kommen, wo Abdul-Hamid seit Jahren eifrig und mit großem Erfolge vorgearbeitet hatte.

Was zunächst Afghanistan betrifft, so hatte der Emir Habib-Ullah das russisch-englische Abkommen, das unmittelbar nach dem mandschurischen Kriege geschlossen war, nicht nur nicht angenommen und unterzeichnet, sondern es sich offiziell nicht einmal unterbreiten lassen. Anstatt dessen hatte er sich, als Muselmane reinster Observanz, enger an den Khalifen geschlossen, der durch fortwährend hin und her reisende Missionen mit ihm in Verbindung stand. Es ist nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen, wie weit im einzelnen diese Verbindungen schon gediehen waren. Aus den Andeutungen der höchsten türkischen Beamten müssen wir entnehmen, daß schon seit Ende 1907 ein regelrechtes Abkommen zwischen dem Khalifen und dem Emir bestand, demzufolge die Afghanen, im Falle anti-muselmanischer Unternehmungen Englands, einen neuen, für England sicherlich viel gefährlicheren Krieg als je zuvor gegen Indien richten sollten.

In Indien selbst nämlich hätte diese Eventualität sicherlich — wenn nicht zu einem allgemeinen, so doch zu mehreren sporadischen muselmanischen

Aufständen führen müssen. Es ist hier nicht der Ort, die für England immer fataler werdende Lage in Indien zu analysieren. Nur so viel sei gesagt, daß die Muselmanen, die das energischste und intelligenteste Element darstellen und jährlich über eine Million Bekehrungen vollbringen, bis vor wenigen Jahren durchaus mit der englischen Herrschaft gegangen sind, dann aber allmählich immer unzufriedener wurden und zum Teil ganz abschwenkten, weil England ihren oberen Klassen in keinem Falle das Recht auf höhere Verwaltungsposten zugestehen wollte.

Von großer Bedeutung für die in Rede stehende Angelegenheit erscheint es, daß gerade zur Zeit der Anwesenheit des Generals von der Goltz sich in Konstantinopel zwei Emissäre der großen muselmanischen Liga Indiens aufhielten, die vom Sultan äußerst ehrenvoll empfangen wurden, ihn über die Lage ihrer Glaubensgenossen in Indien unterrichteten und — in Anbetracht der zugleich bei den Hindu sich entwickelnden Widerstandsbewegung gegen die englische Herrschaft — anfragten, ob und wann mit der Vorbereitung des muselmanischen Aufstandes Ernst gemacht werden sollte. Wir ziehen aus naheliegenden Gründen vor, hier die Namen der beiden uns bekannten Sendlinge nicht anzugeben.

In zweiter Linie hatte der Sultan die Blüten seiner panislamitischen Propaganda in Afrika in Früchte zu verwandeln, und zwar vornehmlich in Algerien und Marokko. Daß die in Marokko gegen Frankreich geführten Waffen zum größten Teil nicht durch spanische Zollschleichereien den Stämmen zugekommen sind, sondern durch den „Wüstenhan-

del“, d. h. durch die muselmanischen Orden, wurde bereits früher erwähnt. Ihnen sind auch die vielfachen kleinen Unruhen auf französischem Gebiete und vor allem die viel wichtigeren antifranzösischen Volksstimmungen in Algerien zuzuschreiben. Der mächtige Orden der Snussia hatte zwar, wie erwähnt, mit dem Sultan stets auf recht schlechtem Fuße gestanden, und die Engländer haben besonders in Ägypten nichts unterlassen, um mit ihnen in freundschaftliche Verbindung zu treten. Dies aber gelang ihnen nicht; es war deshalb anzunehmen, daß in Fragen des Islam der Orden immer noch lieber mit dem Sultan als mit den Ungläubigen ginge. Jedenfalls war von ihm keine Gegenbewegung zu befürchten, und so durfte man mit der Eventualität eines allgemeinen muselmanischen Aufstandes in Nordafrika nach den ersten englischen Mißerfolgen in Ägypten rechnen.

Die anderen panislamitischen Machenschaften, in Turkestan und in China, sowie die mehrfachen Versuche Japans, durch den Sultan die auf russischem und chinesischem Gebiete zu Millionen lebenden Muselmanen in Bewegung zu setzen, konnten hier folglich nur in letzter Linie in Betracht kommen.

## VORBEREITENDE UNTERNEHMUNGEN UND KONZESSIONEN

Die Konvention und der in ihr zutage tretende enorme Plan hatten den Fehler, nicht sofort ausführbar zu sein, da einerseits die deutsche Marine, andererseits die wichtigsten türkischen Streitkräfte nicht genügend entwickelt waren. Außerdem mußten

zunächst mehrere zeitraubende nicht direkt politische Unternehmungen zu Ende geführt werden. Vor allem aber sollte erst die große „Reichslinie“ von Konstantinopel bis Mekka fertig sein. Es ist kein Zufall, daß, gerade als die Konvention in Vorbereitung war, die Konzession zur Verlängerung der Bagdadbahn erteilt, in dieser der Bau der außerordentlich wichtigen Zwischenlinie vorgesehen wurde, welche die Bagdadbahn — bei dem Orte Tel Habesch über die kurze Strecke von etwas über vierzig Kilometern — mit der Hedschasbahn bei Halep in Verbindung setzen sollte. Nämlich erst mit dieser Linie wird — bis zu einem gewissen Grade — die strategische Einheit des osmanischen Reiches geschaffen. Und ohne sie wäre die Ausdehnung des Reiches an und für sich schon im Kriegsfall eine Schwäche, die die Gegner mit Erfolg sich zunutze machen könnten.

Zweitens aber ward die Anlage einer vom großen System zunächst noch unabhängigen Bahn in Aussicht genommen, die in militärischer Hinsicht ebenfalls von großer Bedeutung ist, und der russischen und bulgarischen Expansionspolitik einen schweren Riegel vorschieben sollte. Es ist dies eine verhältnismäßig kurze Linie von Kastamuni in Nordkleinasien nach Eregli am Schwarzen Meere, die es ermöglichen würde, die jetzt der schlechten Verbindungen wegen fast unmobilisierbaren Distrikte nördlich und nordöstlich von Angora militärisch wertvoll zu machen.

Zugleich gewinnt diese Linie wirtschaftlichen Wert durch den Umstand, daß sie bei Eregli, also bei den großen Kohlenlagern, mündet, um deren

verschiedene Konzessionen die europäischen Mächte seit langen Jahren hadern. Hier sicherte sich Deutschland für später große industrielle Vorteile. Nämlich nicht die ganzen Kohlenlager hingen vom Bergwerksministerium ab, das sie an französische und italienische Gesellschaften konzedierte hatte. Die besten Lager gehörten dem Marineministerium und waren vollständig frei. Während die anderen im Inneren des Landes liegen, finden sich diese an der Küste. Und diese ließ sich Deutschland bei dem Abkommen über das allgemeine Zusammenwirken in der Weltpolitik mitversprechen.

## ZWEI JAHRE ZU FRÜH

Welcher Zeitpunkt konnte praktisch als Ausführungstermin der Konvention vorgesehen werden? Offenbar nur derjenige, zu dem sowohl die Türkei wie auch Deutschland zum Weltkriege bereit sein würden. Zwar schienen die dem Khediven abgenommenen Dokumente zu beweisen, daß wenigstens eine Teilaktion der oben beschriebenen Gruppe von Sultansfeinden in ziemlich naher Zukunft bevorstände. Aber ein sofortiges Losschlagen war undenkbar, und man glaubte sicherlich auch England nicht kampfbereit. Man nahm, wenn man so sagen darf, 1910 als Kriegsjahr an. Und alle Bemühungen der türkischen Regierung, insbesondere des — wie man auch über seine Ansichten denken mag — jedenfalls hervorragend begabten Großveziers Ferid-Pascha, sowie alle Unternehmungen der deutschen und österreichischen Diplomatie mußten darauf zielen, auf jede Weise diese Frist zu gewinnen.

In der internationalen Politik war dies, bei dem allgemeinen Abscheu der europäischen Nationen vor einem Kriege, nicht schwer. Die Gefahr lag in der eigentlich türkischen Frage, in den mazedonischen Angelegenheiten. Und in diesen wieder spielte die Nähe zweier — in alttürkischem Sinne unvermeidlich mit Krieg verbundenen — Ereignisse die erste Rolle: die Abtretung Bosniens an Österreich zur Feier des Kaiserjubiläums, und die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, die um so sicherer bevorstand, als der Fürst von Bulgarien schon in Voraussicht türkischer Proteste Rüstungen veranstaltet hatte, die die Finanzkraft seines Landes weit überstiegen und es in große Schulden stürzten, die man sicher nicht eingegangen hätte, wenn nicht die nahe Aktion fest beschlossen gewesen wäre. Die Gleichzeitigkeit der später tatsächlich eintretenden beiden Ereignisse bedarf hier keines Kommentares, da die Julirevolution in Konstantinopel alles über den Haufen warf.

#### NEUE ABTRETUNG BOSNIENS UND FREIGABE BULGARIENS DURCH DEN SULTAN

Aber die bei Gelegenheit der Konvention zur Regelung dieser beiden Angelegenheiten getroffenen Maßregeln bleiben nichtsdestoweniger von höchster Bedeutung. Der Sultan konnte sich offenbar weder der Annexion Bosniens noch der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens widersetzen.

Denn der Widerstand gegen Österreich mußte das gemeinsame Verteidigungsprojekt gegen England zerstören, da Deutschland denn doch Öster-

reich näher stand als der Türkei, und folglich nicht seinen Verbündeten zwingen konnte, den lang gehegten, auch direkt in Deutschlands Interesse stehenden Annexionsplan dem Türken zuliebe fallen zu lassen.

Das aber mußte, bei türkischem Widerstande, nicht nur einen bulgarischen Krieg, sondern kraft des Euxinograder Vertrages zweifellos einen Russenkrieg veranlassen, sei es auch nur aus dem einfachen Grunde, weil Bulgarien in jenem Vertrage jede Kriegseröffnung gegen die Türkei ohne Rußlands Zustimmung verboten war. Auch hier stehen diese Betrachtungen durchaus nicht im Widerspruch mit der später ohne Krieg erfolgten Proklamation Bulgariens zum Zarentum, denn die Revolution stieß im Grunde auch den Euxinograder Vertrag um, in dem implicite die Türkei mit dem bestehenden Regime identifiziert war; und überdies ließ England alle Kräfte in Petersburg spielen, um Rußland nach dem großen britischen Erfolge der Jungtürken durch Vermittlung Frankreichs zur Ruhe zu zwingen — denn ein Krieg stört die Börsen und hätte speziell die russische Anleihe von 450 Millionen Rubel, die schon dreimal vertagt worden war, unmöglich gemacht, was im April 1909 den unabweisbaren Staatsbankrott Rußlands zur Folge gehabt hätte, da es ohne diese Anleihe die Rückzahlung von 300 Millionen Rubel Schatzscheinen hätte verweigern müssen. Es mag hinzugefügt werden, daß alle äußerlich so uneigennützigten Schritte Rußlands, vor allem die Rundreise des Ministers Iswolski zugunsten des Friedens, trotz der türkischen Revolution und des schweren Streites zwi-

schen England (d. h. seinen jungtürkischen Söldlingen) und Österreich-Deutschland, nie einen anderen Zweck gehabt haben, als eine Lage aufrecht zu erhalten, welche die Emission der betreffenden Anleihe in Paris möglich machte.

Unter den gegebenen Umständen also — d. h. angesichts der Unmöglichkeit, sich der Annexion Bosniens und der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens zu widersetzen — konnte der große Konflikt nur dadurch hinausgeschoben und die Zeitspanne von zwei Jahren zur Vorbereitung gewonnen werden, daß der Sultan durch Deutschland dazu veranlaßt wurde, beide Ereignisse von vorherein ruhig hinzunehmen. Und tatsächlich wurde dies bei den Verhandlungen durchgesetzt. Dies ist der Schlüssel zu allen internationalen Verwicklungen und Protestgeschwätzen, die nach der Julirevolution auf Englands Befehl von den Jungtürken ins Werk gesetzt wurden, und bei den unverständigen Nachtretern und präsumptiven Opfern der englischen Politik, bei Frankreich, Rußland und sogar Italien großen, geradezu skandalösen, Anklang fanden.

Was Bosnien anbetrifft, so waren die Verhandlungen mit dem Sultan nicht schwer. Die österreichische Regierung brachte einfach in Erinnerung, daß Abdul-Hamid, wie früher erwähnt, sich bereits vor seiner Thronbesteigung zur Abtretung Bosniens an Österreich verpflichtet und sogar seinen eigenen Botschafter Aleko-Paschia in Wien, infolge seiner Unkenntnis dieses Geheimvertrages, gegenüber dem Grafen Andrassy in eine lächerliche Lage gebracht hatte. Der Sultan begriff übrigens ohne

weiteres, daß die rein formale Änderung des Regimes in den okkupierten Provinzen ihm nichts schadete, sondern ihm im Gegenteil große Kompensationen in anderer Gegend sicherte. Er stand also durch den Großvezier Ferid-Paschia Österreich die Erlaubnis zu, zur Annexion Bosniens und der Herzegowina zu schreiten.

Was andererseits Bulgarien betraf, so war es auch hier weder von der Goltz noch Marschall von Bieberstein schwer, den Sultan zur Annahme der Lostrennung des künftigen Zarentums zu bewegen. Es wurde ihm — auch hier durch Vermittlung des scharfsinnigen Ferid-Paschia — auseinandergesetzt, daß die Nichtannahme, außer einem Kriege, auch den Zusammenbruch der ganzen deutschen Freundschaft nach sich ziehen müßte und ihn sogar schließlich der Kompensationen (Ägypten usw.) berauben würde, die in der Konvention implicite für ihn vorgesehen waren. Im Kriegsfall nämlich stand — nach dem Euxinograder Vertrage — Rußland hinter Bulgarien; folglich auch Frankreich und mit ihm England, so daß gerade die verderbliche Konstellation, deren Aktion zwei Jahre lang hintanzuhalten war, sofort praktisch in die Erscheinung treten mußte. Diese Gründe veranlaßten den Sultan, zwar nicht dem Fürsten von Bulgarien, wohl aber Deutschland und Österreich die Zusicherung zu geben, daß er es gegebenenfalls bei bloß platonischen Protesten belassen würde. Und von Österreich erfuhr ohne weiteres Fürst Ferdinand, wie es mit ihm stand.

Es ist also festzustellen, daß die beiden internationalen Ereignisse, die nach der jungtürki-

schen Revolution auftraten, die Jungtürken in Wut versetzten und die ganze internationale Krise vom Herbst 1908 heraufbeschworen, nie stattgefunden hätten, wenn im Herbst 1908 der Sultan und nicht die Jungtürken in Konstantinopel unter der politischen Leitung des englischen und der finanziellen des französischen Botschafters regiert hätte. Die Bedeutung dieses Faktums leuchtet ohne weiteres ein.

### ORGANISATION DER REVOLUTION DURCH DEN SULTAN

Die beiden internationalen Fragen, die eventuell die nötige Vorbereitungszeit von zwei Jahren hätten unliebsam unterbrechen können, waren also geregelt. Es blieb nur die dritte und schwierigste Frage übrig: die Lage in Mazedonien derart zu gestalten, daß sowohl die ganz Europa fortwährend in unangenehmster Aufregung haltenden Unruhen ein Ende fänden, wie auch die Mächte jedes Vorwandes zur sogenannten humanitären Intervention verlustig gingen, d. h. mit anderen Worten, daß man sie hinderte, die große und verzwickte Verschwörung gegen das Sultanat, die wir früher beschrieben, praktisch auszuführen. Hier war wieder der scharfsinnige Albanese Ferid-Pascha der Retter.

Er arbeitete den Gedanken aus, die albanesische Nationalbewegung, die er nicht nur kannte, sondern auf die er unmittelbar den tiefsten Einfluß ausübte — hatte er doch den sultanfreundlichen Aufstand mit der gehorsam hingegenommenen Auf-

lösung der Versammlung in Ipek verhindert — dazu zu benutzen, noch einmal nach dreißig Jahren die große Komödie aufzuführen, die Abdul-Hamid gleich nach seiner Thronbesteigung so großartig gespielt hatte, um die Einmischungen der Mächte zeitweilig loszuwerden.

Der bisher wohl ganz unbekannt gebliebene Plan war der folgende. Der Sultan sollte selbst die „Revolution“ anzetteln, aber nicht in den wirklich revolutionären, den englischen Kreisen, sondern unter seinen treuen Albanesen. Eine Volks-erhebung in Albanien — wie die in Ipek abkommandierte — sollte ausbrechen; die Albanesen sollten, wie sie es ja schon lange vorhätten, nach Mazedonien herunterkommen und dort wüten; die dortigen Truppen, das dritte Korps, das zum größten Teile aus Albanesen bestand und wegen Nichtzahlung des Soldes gegen die Regierung äußerst aufgebracht war, sollte sich dieser revolutionär aussehenden Bewegung spontan anschließen, und der Sultan sollte, in gut gespielter Angst, um die treuen Revolutionäre zufriedenzustellen, zunächst einfach die alte, vor dreißig Jahren gegebene, untaugliche Verfassung wieder in Kraft setzen und damit auf lange Zeit hinaus nicht nur die Mazedonier zur Ruhe bringen, sondern den Jungtürken in den Augen des Auslandes zuvorkommen, ihre Macht also zunichte machen und so die ganze englische Kombination im Keime ersticken. Die Anwendung der Verfassung wäre ihm selbst überlassen geblieben. Alle unzutraglichen Erscheinungen wären geschickt vertagt oder übertüncht worden, und so wäre man bequem bis zum Jahre 1910 gekommen.

Das Spiel war ohne Zweifel äußerst gefährlich, und die späteren Ereignisse gaben denen recht, die an der Möglichkeit seiner Durchführung zweifelten. Aber zunächst schien der von allen, besonders von Deutschland, gewünschte Ausweg gefunden. Und der deutsche Kaiser beschloß, dem Großvezier Ferid-Pascha — zur Belohnung für die allgemeine Konvention, die Regelung der bosnischen und bulgarischen Frage, sowie die mazedonische provisorische Lösung — seine höchste Auszeichnung, den Schwarzen Adlerorden, zu verleihen.

### WIRKLICHKEIT UND BEDEUTUNG DER DEUTSCH-TÜRKISCHEN KOALITION

Der ganze Plan durfte jedoch nicht nur in sich selbst, sondern vor allem in seinen weltpolitischen Folgen so ungeheuerlich erscheinen, daß es schwer war, an seine Realität zu glauben.

Denn im Falle eines Erfolges in dem vorgesehenen Riesenkampfe gegen England und seine Gefolgsleute mußten in der Konstellation der Mächte Änderungen eintreten, wie sie die Welt seit Jahrhunderten nicht gesehen hat. Der Verlust Ägyptens, die Festigung des Khalifats und vor allem das Übergehen des Suezkanals — wenigstens militärisch — in türkisch-deutsche Hände mußten das englische Weltreich auseinanderreißen. Der ohnehin schon immer gefährlicher werdende Zustand der Lage in Indien mußte verzweifelt werden. Denn niemand kann daran zweifeln, daß bei den jetzt unter den britischen Untertanen der „großen Halbinsel“ bestehenden Gedankengängen, mit dem ersten

und bei der Koalition fast unvermeidlichen Mißerfolge Englands die Todesstunde des indischen Kaisertums schlagen würde. Man kann ruhig Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland außer acht lassen: im Falle des Unglücks würden sie keine Stunde zu ihrem Mutterlande halten.

■ Andererseits mußte die etwaige Vergrößerung des türkischen Reiches nach Osten, in Persien, alle Bedingungen des asiatischen Gleichgewichtes umstürzen.

Drittens mußte sich durch die Einrichtung einer deutschen Station an der tripolitanischen Küste — wenn sie auch im Falle von Italiens Mitwirkung dicht neben einer neuen großen italienischen Kolonie gelegen hätte — die Konstellation der sogenannten Mittelmeermächte wesentlich ändern.

■ Viertens aber — und vor allen Dingen — war es, trotz der eskomptierten türkischen Siege, offenbar mit der europäischen Türkei aus. Österreich, und Deutschland hinter ihm, mußten, wenn sie nicht das einzige Territorialobjekt des Konfliktes aufgeben wollten, den Weg nach Saloniki gewinnen, also der Türkei Mazedonien abnehmen. Und an diesem Punkte schien von vornherein in den Augen unabhängiger Beurteiler die ganze Kombination fehlerhaft und unausführbar, folglich ein bloßes Hirngespinnst zu sein.

■ Aber wir hatten Gelegenheit alles dieses einem der beiden höchsten türkischen Würdenträger kurz vor der Julirevolution auseinanderzusetzen, und wir erhielten die verblüffende Antwort: „Warum denn nicht?“ Wir erfuhren, daß das Sultanat sehr wohl begriffen hat, daß seines Bleibens auf weiten Terri-

torialstrecken in Europa nicht mehr ist, und daß seine Balkanbesitzungen wegen ihrer jammervollen ethnischen Konformation es geradezu anekeln. Und mit Freuden würde es die Gelegenheit ergreifen, sie ohne Demütigung vor den muselmanischen Untertanen abzustößen und seine Rolle in seinem wirklichen Bereiche, in der muselmanischen Welt, zu befestigen. Mit anderen Worten schien diesem obersten Vertreter muselmanischer Staatskunst nichts natürlicher und vorteilhafter, als die europäische Türkei — ohne Konstantinopel und Umgegend, ein Objekt, an das aus Rivalitätsgründen die Mächte nie rühren würden — gegen Machtzuwachs in Asien und Afrika, in Ägypten, Persien und Arabien einzutauschen. Im Sinne der türkischen, der hamidischen Regierung also war die Konvention sehr wohl ausführbar und wurde in den oben beschriebenen großen Linien absolut bestätigt. Österreich sollte den Zugang zum ägäischen Meere gewinnen und im Westen ein autonomes Albanien neben sich haben, während Rußland und Bulgarien leer ausgehen, England aber in den Grundmauern seines Riesenreiches gestürzt werden sollte...

### ENGLISCHE GEGENBEWEGUNG: DIE REVOLUTION

Nichts ist natürlicher, als daß England samt allen Elementen der antihamidischen Verschwörung wenigstens in vagen Linien diese ungeheuerliche Sache kannte. Wie konnte es alles zuschanden machen? Nur auf einem Wege: nämlich durch die sofortige Auslösung der so lange vorbereiteten nicht

sultanischen, albanesischen, sondern seiner eigenen jungtürkischen antihamidischen antideutschen Revolution.

Und sofort, mit einer Schnelligkeit und einem Mute, der im höchsten Grade bewundernswert ist, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt. Zwei jungtürkische Albanesen, Enver Bey und Niazi Bey, brachten es innerhalb eines Monats zum Aufstandsversuche des dritten, fast ganz albanesischen, Korps. Und hier trat ein in der Weltgeschichte einziges, fast albernes Quiproquo ein. Die albanesische Nationalrevolution, die Ferid-Pascha organisiert hatte und die gerade dem Sultan, wie eben beschrieben, nutzen sollte, fiel fast genau mit derjenigen der Jungtürken zusammen. Als Enver und Niazi also die nichtbezahlten albanesischen Regimenter zur Erhebung brachten, konnten die Soldaten glauben, es handelte sich nicht um die englisch-jungtürkische Revolution, sondern um die albanesische Nationalbewegung! Die Verwirrung war geradezu grotesk. Die in Monastir von den Bergen heruntergestiegenen Albanesen waren vom Sultan gegen den dort residierenden Schemsi Pascha gehetzt, der mit den Jungtürken ging, zwar auch Revolution trieb, aber durchaus nicht dieselbe wie die Leute des Landes! Sie führten den Befehl aus und töteten ihn! Die Revolution begann mit der Ermordung der Revolutionäre durch die Truppen! Osman Pascha ward von den albanesischen Nationalisten schwer verletzt, weil er auch der Nationalbewegung entgegentreten schien! Mehrere Regimenter in Adrianopel merkten erst nach acht Tagen, daß ihre Landsleute Enver und Niazi gar nicht mit ihnen für die türkische

sultanische Regeneration waren! Sie hätten also eine Revolution veranstaltet, die sie gerade bekämpfen wollten, gerieten in Wut, meuterten und wollten schon nach Konstantinopel marschieren, um den Sultan zu retten! Aber es war zu spät!

### HAMIDS STURZ EIN MISSVERSTÄNDNIS

Auch für den Sultan war es zu spät. Er glaubte, die albanesische Nationalbewegung vor sich zu haben, und merkte plötzlich, daß er der englischen Intrige, die sich mit großartiger Kühnheit in jene verstrickt hatte, zum Opfer fiel! Seine albanesischen Garden wußten weder ein noch aus. Das Beispiel ihrer Landsleute, die irrtümlich mitgemacht hatten, brachte sie aus der Fassung, und sie waren noch nicht auf dem laufenden, hatten also noch nichts über ihre Haltung beschlossen, als der Sultan sich schon von ihnen, gerade wie von den übrigen albanesischen Truppen, persönlich gefährdet glaubte, und den herrisch auftretenden Jungtürken gegenüber mit der Wiedereinführung der alten Verfassung provisorisch nachgab. England hatte im letzten Augenblicke gesiegt.

### DIE SCHWÄCHE DER NEUEN ORDNUNG

Aber unter welchen Umständen und mit welchen Mitteln! Und mit welchem Erfolge?

Wohl hatte es mit dem virtuellen Sturze des Padi-schah den großen deutsch-österreichisch-türkischen Plan zushanden gemacht. Wohl hatte es bis auf weiteres die Gefahr von Ägypten und vielleicht auch von Indien abgewandt. Wohl hatte Deutschland seinen Einfluß auf die Türkei verloren — weil es

in der Türkei nur den Sultan kannte — und wohl war Österreich mit der neuen türkischen Regierung schlimm verfeindet. Aber ist mit dem Sturze, dem wohlverdienten Sturze Hamids die große Frage geregelt?

Sicherlich nicht. Die Umstände, unter denen die Revolution sich vorbereitet hat und durchgeführt worden ist, deuten es an, ohne daß man ihre Vorbedeutungen Lügen strafen könnte. Denn die Tatsachen kommen ihr zu Hilfe.

Worauf kann ein Regime sich stützen, das von einer ausländischen Macht mit Hilfe einer verschwindenden Minorität errichtet worden ist? Wo liegen die Ecksteine zu einem politischen Baue, zu dem niemand beitragen will? Wie wir schon früher sagten, gelang den Jungtürken die Organisation ihrer Verschwörung nicht etwa auf Grund ihrer politischen Grundsätze, sondern ausschließlich auf Grund des Hasses aller im Osmanenreiche lebenden ethnischen Elemente gegen die Person des Sultans. Es war nur ein Werk der Zerstörung, das sie — noch dazu nur dank eines Irrtums ihrer nächsten Helfershelfer — ausführen konnten. Es war kein Werk des Aufbaus. Denn nachdem das Gebäude, in dem alle als feindliche Brüder zusammengewohnt hatten, umgerissen war, konnte keiner mehr mit dem Grundrisse des Neubaus zufrieden sein, den die Führer der disparaten Mittäter nach ihren eigenen Ideen errichten wollten.

## KEINE ÄNDERUNG DURCH DIE REVOLUTION

Nichts ist weniger verwunderlich, als daß sofort nach dem Sturze der hamidischen Macht alle alten

einander befehdenden Tendenzen mit gleicher, wenn nicht größerer Wucht fortarbeiteten. Die Jungtürken wollten wohl den erlöschenden Halbmond zu neuem Glanze entflammen. Aber der Halbmond ist das Sinnbild nicht eines osmanischen Nationalstaates, sondern des muselmanischen Großreiches. Anstatt den Halbmond wieder zu entzünden, haben die Jungtürken ihn erdrückt. Und bald flackerte er nur noch wie eine Lampe, die den letzten Tropfen Öles mühselig emporsaugt.

Denn schlimmer als je verzehrten die, die unter ihm wohnten, seine Lebenskraft. Und die, die ihn von außen verfinstern wollten, haben dazu neue schwere Schleier gefunden. Die Geschlagenen sind nicht entmutigt. Und die Sieger und Freunde des Neuen bleiben Feinde des Reiches.

## ÖSTERREICHS ZIELE

Österreich fährt unentwegt in seiner Politik fort. Durch nichts beirrt behält es das Ziel des geheimen Vertrages, den freien Weg zum ägäischen Meere, vor Augen. Es läßt den Gedanken des albanesischen Pufferstaates nicht fahren. Es denunziert durch die Feder des Albanesen Derwisch Pascha Hima die unauslöschliche Feindschaft Albaniens gegen die nun zur Leitung des osmanischen Reiches Gelangten. Es weiß, daß Albanien, wenn die Jungtürkenherrschaft dauert, mit ungeheurer Wucht für seine Unabhängigkeit streiten wird. Es weiß, daß die Albanesen, grimmiger denn je, die Serben und die Bulgaren in den angrenzenden Ländern hassen. Es hat, um Europa albern hinters Licht zu führen, Novibazar

geräumt; aber es hat seine Waffenmagazine in dieser Provinz nicht zurückgezogen, sondern ihren Inhalt an die Albanesen verschenkt. Es hat durch seinen Gesandten Baltazzi Montenegro zu seinem Schutzstaate machen wollen. Nichts ist natürlicher, als daß die Jungtürken in ihm, die Engländer in seinem Hintermanne Deutschland, den gefährlichsten Feind erblicken. Aber nichts auch ist unwahrscheinlicher, als daß Österreich suchen sollte, ihr Freund zu werden.

### DEUTSCHLANDS HALTUNG

Deutschland setzt den Kampf zur Wiedergewinnung des Verlorenen fort. Sein Freund Ferid-Pascha erhielt den Schwarzen Adler zwei Tage nach seinem Sturz. Aber wer weiß, ob dieser Sturz nicht bald zum Siege wird? Wohl haben die jungtürkischen Regierenden, wie sie behaupten, schlimme Dokumente gefunden, die dartun, daß Ferid — wie wir selbst erzählten — mit Albanesen, seinen Landsleuten, zusammen gegen die neue Türkei gearbeitet hat. Aber auch wenn man ihn nach dem hamidischen Muster, das die Jungtürken in jeder Hinsicht treu befolgen zu wollen scheinen, nach Arabien schickt oder ermorden läßt, so ändert dies nichts an den künftigen Möglichkeiten Deutschlands. Ja, sogar wenn der jungtürkische Wunsch in Erfüllung gehen sollte, den Sultan wegen des Verlustes Bosniens und Bulgariens heuchlerisch als Hochverräter verschwinden zu lassen, so würde sich nichts ändern. Die Jungtürken haben wohl die Absicht, Ägypten zu verlieren, oder vielmehr es gegen ihren von Eng-

land geschaffenen Erfolg zu verkaufen, folglich ist Abdul-Hamid weniger Verräter als sie. Aber welcher Sultan auch kommen mag, er muß, wenn er kein Verräter wie Hamid und die Jungtürken ist, mit Deutschland gehen, weil England sein großer Feind bleibt. Für Deutschland ist nichts verloren.

## RUSSLANDS PLÄNE

Rußland im Schlepptau Englands sah der Revolution ruhig, aber mit Mißmut zu. Der Sturz Hamids nützte ihm nichts. An Rußland haben die Jungtürken ihren gefährlichsten Freund — einen Freund wie Abdul-Asis an Ignatieff. Nie ist der Panslawismus eingeschlafen. Und äußerst geschickt ist er aufs neue, zwar nicht gegen die Türken, wohl aber gegen Österreich entfacht worden. Nach wie vor sitzen die russischen Mönche mit Waffen in Konstantinopel und lagern mit ihren Kanonen auf dem Hügel bei San Stefano rings um die Gräber der Helden vom längst vergangenen Kriege. Immer noch besteht der Vertrag von Euxinograd, der den russisch-bulgarischen Krieg gegen die Türken zum Mittel und Großbulgarien bis ans Meer, sowie Konstantinopel als russisch Zarigrad zum Ziele hat. Und sobald es einen bulgarischen Zaren gab, hat sich dieser der alten Freundschaft erinnert, hat seinen neuen nützlicheren Freund an der Donau fahren lassen, und ist reuig unter die freundlichen Fittiche des anderen Zaren zurückgekehrt.

Denn Rußland weiß zwei Dinge: es weiß, daß vierzigjährige Arbeit auf halb kultivierte Gehirne unauslöschliche Stempel drückt, daß seine panslawi-

stischen Mühen also nicht umsonst waren und auch nicht ausgelöscht werden können; es ist unter Strafe schrecklicher moralischer Demütigungen zum Panslawismus verurteilt und muß mit Serben, Bulgaren und anderen durch dick und dünn marschieren, wenn es sich auch dabei die Füße wund läuft . . . Und das könnte ihm wohl passieren, wenn Serben und Montenegriner es ins Dornenfeld eines Krieges mit mitteleuropäischen Staaten hetzten.

Aber andererseits weiß es auch, daß es nur zu warten braucht, bis sein altes Ziel Zarigrad ihm aus der jetzt unerreichbaren Ferne wieder näherückt. Es weiß, daß die Jungtürkenherrschaft das osmanische Reich nicht stärkt, sondern schwächt, und daß ein Tag kommen muß, an dem das Reich unter den Heilungsversuchen schlechter Doktoren auseinanderfallen wird.

Der Panslawismus hat nichts vergessen, aber viel gelernt. Er wirkt von Posen bis Triest und von Prag bis Saloniki. Mit oder ohne England, aber jedenfalls gegen Deutschland und das osmanische Reich, kann er jede Stunde mit elementarer Wucht vermorschende Widerstände brechen. Und wird er nicht von außen im Zaume gehalten, so ist nicht nur der Sultan, nicht nur das jungtürkische Regiment, sondern das Reich selbst verloren.

## DIE STELLUNG DER WESTMÄCHTE

Frankreich und Italien sind hinter England zu Nullen geworden. Es lohnt sich nicht, über ihre Stellung zum Probleme des Orients Worte zu verlieren.

England selbst ist nicht ruhig. Der Erfolg war zu eigentümlich, seine Elemente waren zu wenig sicher. Wie früher setzt es also auf eigene Faust seine Tätigkeit fort, gerade als ob es nicht an die Dauer der jungtürkischen Herrschaft glaubte. Wie früher sucht es durch Geld die muselmanischen Orden an sich zu ziehen und strengt sich verzweifelt an, seine Pariser und Londoner Agenten jeglicher Rasse und Observanz ins türkische Parlament zu entsenden: seine Jungtürken, seine Armenier, seine arabischen Unabhängigkeitspropheten, seine muselmanischen Freimaurer werden dort sitzen, um über die Leitung des Reiches zu beraten, das sie nicht reformieren, sondern zerstückeln wollen.

#### TENDENZEN GEGEN DIE JUNG-TÜRKISCHE MACHT — DIE FEINDSCHAFT DER GRIECHEN

Und wie sieht es im Reiche selbst aus? Die zersetzenden, die neue Herrschaft leise zerknirschenden Tendenzen erheben sich von allen Seiten.

Die Griechen fürchten fast Schlimmeres von den Jung- als von den Alttürken: bloß Hamid ist ihnen verhaßt wie allen. Sie erwarten von den Neuen gegen ihre Nationalität und ihre Kirche die schlimmsten Hiebe, die sie jemals getroffen. Sie sehen in schlimmen Wahlmachenschaften böses Omen für später. Und sie wollen sich wehren. Rings um den Olympe und bis auf kaum einen Tagemarsch von Saloniki entfernt liegen Tausende unter dem Oberbefehl Michalis. Und im Westen, in Epirus, werden fieberhaft zur großen nationalen Erhebung zahllose Waffen verteilt. Dorthin fahren Hunderte

von Kretern, die zu Hause nicht gegen die alte oder junge Türkei zu kämpfen brauchen. Die Griechen rechnen mehr auf Österreich und Deutschland als auf die, welche Hamid stürzten.

## VERFEHLTER FRIEDEN IN MAZEDONIEN

Nichts hat sich in Mazedonien und den angrenzenden Ländern geändert. Die friedensbringende Revolution ist nach acht Tagen blinder Begeisterung wie nach plötzlichem Rausche vergessen.

Bulgarische und griechische Banden bleiben unter den Waffen und bekriegen einander.

Albanesen sammeln sich und wollen lieber für sich allein stehen und gegen die ganze Welt kämpfen, als den Jungtürken gehorchen.

Hier muß die Revolution zum Bürgerkriege führen, der sie weder politisch noch moralisch stärken kann. Denn Ruhe will sie in jenen Gegenden stiften mit den gleichen Mitteln wie Hamid. Sie hat ganz grob ihr Prinzip erklärt: „Gegen diese Wilden treten wir als doppelte Wilden auf.“ Dazu war es nicht nötig, Hamid zu stürzen.

## DIE FEINDSCHAFT DER SEMITEN

Und am anderen Ende des Reiches erhebt sich fast einmütig die semitische Bevölkerung gegen das neue Regiment. Der mächtige Imam des Jemen, Jaja, hat in feierlicher Proklamation die Notwendigkeit der Trennung von den Osmanli und den Übergang des Khalifats auf einen freien Araber befürwortet.

Die Emire der heiligen Stadt Mekka erkennen die jungtürkische Herrschaft nicht an.

In Mesopotamien bilden sich, zum Zwecke des Kampfes gegen die neuen Herren, weite Gruppen, wenden sich heftig gegen den türkischen Nationalismus, der nun regiert und alle anderen Völker und Rassen vertürken will, und schließen sich zu einem mächtigen Bunde „zur Liebe aller Menschen“ zusammen.

### DER ABFALL DER SNUSSIA

Und der große Orden, der überall in der muslimanischen Politik seine feste Hand zeigt, die Snussia, schwören dem neuen Regimente den Tod, lachen es verächtlich aus und reißen in Kufra die osmanische Fahne herunter zum Zeichen, daß die Brüder des Ordens von nun an nichts mehr mit der Türkei gemein haben.

### HAMIDS SYSTEM GRUNDLAGE JUNG-TÜRKISCHER MACHT

Und wie steht es mit den Osmanen selbst? Die Jungtürken haben auf sie Einfluß gewonnen und behalten, weil Hamid das Volk zum blinden Gehorsam erzogen hat. Sie gehorchen der plötzlich erstandenen Macht, wie der alten, aus Gewohnheit, und nur äußerst selten aus Überzeugung. Höchstens in einigen großen Städten geht der Türke des Volkes mit den Jungtürken.

Aber diese haben den furchtbaren Fehler be-

gangen, in ihrem Triumphe zu weit zu gehen. In Stambul wurden drei Monate lang auf öffentlichen Bühnen den Sultan darstellende Puppen beschimpft und bespuckt; aber endlich fanden selbst die Blödesten es gar zu geschmacklos und wandten sich geekelt davon ab. Und sicher würden in Provinzstädten derartige Schauspieler das Theater nicht lebend verlassen.

Die Jungtürken haben das niedere Volk zu scheinbar großzügiger nationaler Haltung veranlaßt. Hafenarbeiter haben aus „revolutionärem Patriotismus“ österreichische Schiffe nicht gelöscht und Verdienst eingebüßt; wurden sie aber befragt, so schimpften sie über den Zwang, den sie hinnahmen wie früher die Spitzel Hamids.

Die Jungtürken haben vergessen, daß auch sie nicht das Volk, sondern eine winzige Minorität sind, winziger vielleicht noch als Hamid mit seinen nächsten Stützen. Sie glauben Volk zu sein. Aber sie müssen, um nicht zu fallen, als Minorität, d. h. mit schärfstem Zwange und im Dunkeln handeln, fast wie die Zehn zu Venedig.

Sie leben vom „Hamidismus“, vom gutmütigen blinden Gehorsam. Nur geht dieser nicht so weit wie unter dem Sultan; denn er hat seine Grenzen an zwei geheiligten Objekten: dem Sultan und dem Islam. Und nichts war wohl dem jungtürkischen Delegierten befremdlicher, der voll Eifer in Konia ankam und die frische Freiheit pries, als die Antwort, die er, anstatt Jubelrufe, dem Volke entlockte: „Uns ist es recht; macht was ihr wollt; aber rührt nicht an den Padischah noch an den Islam; sonst schlagen wir los!“

## JUNGTÜRKEN ZERSTÖRER DER REICHS- GRUNDLAGEN

Und hier liegt die Lebensgefahr für das neue Regiment, denn die Jungtürken rühren gerade grundsätzlich an die Institution des Padischah und die Herrschaft des Islam.

Ihre Führer sind reine Freidenker im französischen Sinne, d. h. Atheisten. Ihr großer Organisator Nazim sagte uns mit Begeisterung, daß vor allen Dingen der Islam zerstört werden müßte, um aus der Türkei ein Kulturland zu machen.

Und als wir ihn fragten, wie er denn die schwierigen ökonomischen Aufgaben des großen Reiches zu lösen gedächte, meinte er bloß:

„Das ist Nebensache; in fünf Jahren ist jeder Türke so gebildet wie jeder Pariser!“

Das ganze Jungtürkentum steckt in dieser Antwort seines größten und aufrichtigsten Vertreters.

Niemand natürlich darf in gesellschaftlichen, staatlichen und religiösen Fragen Prophet sein wollen. Wir wissen nichts über die Zukunft des bisher türkisch regierten, aber je nach Rasse und Glauben verschieden lebenden Orients. Wir zählen bloß die Tendenzen auf, die sich um die neue Ordnung bewegen.

Wir fanden ihrer ein Dutzend; und nicht eine einzige, die der neuen Ordnung Halt gäbe; es sei denn, man wolle als solche die Streitmacht Englands und den von hamidischem Greuelregiment verkrüppelten Seelenzustand der osmanischen Bauern betrachten. Aber wird diese verkümmerte Seele

nicht, nach der Lösung des furchtbaren Schweigens in Todesangst, allmählich zum Bewußtsein erwachen und sich stetig auf der Grundlage der Tradition erheben? Und wird England noch etwas an jungtürkischer Ordnung liegen, wenn es sich den Lohn seiner Dienste, Ägypten samt dem Khalifat, genommen? Kein kaltblütiger Mensch darf es glauben.

Nur ist in politischen und sozialen Dingen alles möglich, und das Unwahrscheinliche oft eher als das Logische.

Unwahrscheinlich ist, daß in unserer Epoche die seit Jahrzehnten gegeneinander verhetzten Rassen und Religionen sich gemeinsam einer einzigen, und gerade der von allen gemeinsam am besten geübten, der osmanischen unterwerfen, wie die Jungtürken es verlangen mit ihrer türkischen Schulsprache, ihrer außerreligiösen Schule und der Schaffung eines osmanischen Nationalstaates, in dem alle Elemente umrißlos verschwimmen.

Unwahrscheinlich ist auch, daß die Christen zugunsten dieser Nationalidee, deren Annahme ihren historischen Selbstmord bedeuten würde, auf ihre vielen und großen Vorrechte, insbesondere das der Militärfreiheit verzichten sollten.

Unwahrscheinlich ist schließlich, daß ein solcher Nationalstaat, wenn er sich organisierte, auf die Dauer bestehen könnte. Denn die Großmächte können aus zwingenden wirtschaftlichen, wenn nicht nationalen Gründen unmöglich auf ihre Weltmachtpläne verzichten. Und deshalb bleibt die Türkei wie früher der Zankapfel der um die Vorherrschaft in Europa und Asien Ringenden.

Was aber wäre zu tun, um die Gefahr zu beschränken, und — das einzig wichtige — den Bewohnern des bisher türkischen Orients würdige Lebensbedingungen zu schaffen? Die richtige Lösung ist leicht.

Die widerstreitenden äußeren Einflüsse sind möglichst zu neutralisieren, und zwar so, daß keine Großmacht mehr, wie England seit dreißig und Rußland seit fünfzig Jahren, ungestraft auf Landraub und Volksleichenfledderei ausgehen kann. Die beiden großen internationalen Verbrecher sind England und Rußland, die einzigen, die — wohin sie auch kommen — das Land und seine Lebensquellen an sich reißen. Der Block der anderen Mächte zwischen diesen beiden — vom Westen und vom Osten Europas ihre Fangarme um den Erdball streckenden — Riesenquallen, könnte die nötige Ruhe zum Heile aller schaffen.

Und die widerstreitenden Einflüsse im Inneren des osmanischen Reiches sind zu koordinieren. Wie vor Jahrtausenden herrschen im Orient nicht gewußte, sondern gefühlte Dinge.

Der Muselmane verliert mit seinen Glaubensformeln den Glauben selbst und geht moralisch zugrunde; der orientalische Christ verfällt, wenn sein Glaube sich schwächt, in häßliche Halbkultur: das ist der oberste Grundsatz aller Kenntnis ostländischen Gemeinschaftslebens. Folglich muß die freie Entwicklung der Glaubensorganisationen gesichert bleiben.

Und hiermit ist fast alles gesagt: Jeder möge

nach seiner Façon selig werden und lasse die anderen in Ruhe.

Und da muselmanische Grundsätze das große Orientreich schufen und es noch durchdringen, so bleibt nur eine segensversprechende Lösung der großen Frage: die Anwendung des alten muselmanischen Rechtes, des Scharia — das die Nichtmuselmanen im Inneren des Reiches, gleichwie Fremde, kleine Staaten im Staate bilden läßt — auf moderne Bedürfnisse.

So liegt die Lösung der Orientfrage ironischerweise im Gedanken dessen, der in Verruf geriet, weil seine Herrschaft, durch Europas Schuld und zum Schaden der Kultur, den Niedergang des Halbmonds offenbarte. Wer wissen will, wie der erlöschende Halbmond neuen stillen Glanz gewinnen kann, der überdenke „das Testament des Abdul-Asis“.

ENDE

---

---

# DIE GELBE FLUT

Ein Rassenroman

von

ALEXANDER ULAR

In Buchausstattung von Emil Orlik

== ZWEITES TAUSEND ==

Preis: geheftet M. 5.—, in Original-Leineneinband M. 6.50

---

---

**D**IE Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. bereichert unsern Bücherschatz in dankenswerter Weise mit kulturgeschichtlich fesselnden Dichtungen, wie die feinen und geistvollen Japan-Studien des Lafcadio Hearn, die altindischen Legendendichtungen Gjellerups und jetzt wieder Alexander Ulars Rassenroman „Die Gelbe Flut“, ein Buch, das in der Form eines spannenden Romans höchst interessant über chinesisches Wirtschaftsleben unterhält.

„Die Gelbe Flut“ ist im Gegensatz zu der Gjellerupschen phantastischen Legenden-Romantik etwas ganz im realen modernen Leben Wurzelndes. Ular führt uns mitten in das heutige China, mit dessen Bevölkerung, Sitten und Sprache er vertraut ist. Eine eigenartig verwickelte Liebesgeschichte gewinnt erhöhte Bedeutung durch das Hineinspielen von Rassekontrasten und den sich daraus ergebenden Problemen.

Dieser Liebesroman ist an sich eigenartig und fesselnd, insbesondere auch durch die lebensvolle Schilderung der vornehmen chinesischen Häuslichkeit. Aber weit mehr noch interessiert, was der Verfasser über das Wesen chinesischen Wirtschaftslebens im Gegensatz zu dem europäischen erzählt. Ular gibt Schlaglichter, die, ähnlich wie einige der Japan-Studien Hearn's, blitzartig

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

# ALEXANDER ULAR, DIE GELBE FLUT

---

---

in Tiefen einer fremden Volkheit hineinleuchten, so daß wir Ursachen und Zusammenhänge wahrzunehmen glauben, die uns bisher nur schwach gedämmt haben oder völlig dunkel waren. Das ist wie ein geistiges Entdecken neuer Weltteile, — unvergleichlich anregend!

TÄGLICHE RUNDSCHAU.

**E**NDLICH einmal etwas Neues, etwas, das aus dem Rahmen der hergebrachten Romanliteratur gänzlich heraustritt, um uns in eine neue, nur den Allerwenigsten bekannte Welt einzuführen, in die Welt, in der sich drei gewaltige Faktoren kämpfend und ringend gegenüberstehen; das alte bezopfte konservative China, das neue Reformchina und das Europäertum, das in China Boden fassen und das Riesenreich auf industriell-merkantilem Wege für Europa erobern will.

. . . . Wer sich für die fernere Entwicklung der Dinge im äußersten Osten interessiert, wer einen Teil der von den Europäern in China begangenen Fehler und Mißgriffe kennen lernen will, wer endlich einen Ausblick auf die mancherlei möglichen Katastrophen gewinnen will, denen das Europäertum in China ausgesetzt ist, der kann in dem Buche trotz seiner Romanform reiche Belehrung finden!

Wer mehr die Unterhaltung, dann aber auch eine Einführung in chinesische Sitten und Bräuche sucht, wird an zahlreichen Stellen überaus ergötzliche Schilderungen finden.

STRASSBURGER POST.

**A**LLEXANDER Ular gehört zu den interessantesten und begabtesten Schriftstellern der Gegenwart, und alles, was er schreibt, ist überaus originell und überraschend, geistreich und unterhaltend . . . . Er packt die verwickelten Probleme der Jetztzeit sozusagen bei den Hörnern und versucht es in seiner mutigen, fast trotzig Weise die endlosen Tagesfragen zu entwirren, grell zu beleuchten und, soweit es einem forschlustigen Annalisten überhaupt möglich ist, einer heilsamen Lösung entgegen zu führen.

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A.M.

---

---

---

---

## ALEXANDER ULAR, DIE GELBE FLUT

---

---

Aus der großen Flut der Belletristik, die den literarischen Weltmarkt zu überschwemmen droht, ragt sein Rassenroman „Die gelbe Flut“ wie eine neu entdeckte Landschaft hervor.

NEW YORKER STAATSZEITUNG.

**D**ER Roman ist gleichzeitig mit dem buddhistischen Legendendrama „Das Weib des Vollendeten“ von Gjellerup erschienen, in demselben Verlage, der auch schon die köstlichen Bücher Lafcadio Hearn über Japan herausgebracht hat. Lauter Bücher, die es zu hohen Auflagen und weiter Verbreitung gebracht haben. Man sieht: das Interesse an Indien, Japan, China ist in stetem Steigen begriffen. Der totalen Unkenntnis und der Unterschätzung folgt nach und nach die richtige Beurteilung dieser uralten Kulturen. Mindestens bahnt sie sich durch solche Bücher wie dieses an; denn wenn Ulars „Gelbe Flut“ auch „nur ein Roman“ ist, er wiegt Bände mühsamer Kalkulationen über ein Land auf, das nur ganz wenige bis heute wirklich kennen, so viele aber zu kennen glauben. Dabei kommt aber auch jener Leser, der nur eine möglichst spannende Lektüre sucht, voll auf seine Rechnung, denn er wird, ob er will oder nicht, sicher mit seiner ganzen Teilnahme in den aufregenden Kampf der beiden Rassen hineingezogen. Ular ist himmelweit entfernt von jeder lehrhaften Pedanterie; in ihm spricht ein Kenner und Mahner, der selbst den großen wirtschaftlichen Geheimnissen Chinas nahe gestanden sein muß. Die Ausstattung des interessanten Buches macht dem Verlag wieder alle Ehre.

BEILAGE ZUR MÜNCHN. ALLG. ZEITUNG.

**E**IN Freskogemälde von wunderbarer Kraft. Breit, farbensatt, mit starken, nach außen gekehrten Kontrasten.

Das größte Rassenproblem der Erde hat endlich in Ulars Werk eine dem Stande unserer Erkenntnis entsprechende kongeniale Wiedergabe gefunden.

Das Problem verdient es, die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken.

DIE ZEIT, WIEN.

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A.M.

---

---

---

---

## ALEXANDER ULAR, DIE GELBE FLUT

---

---

**A**ALEXANDER Ular ist eine ungewöhnlich interessante Erscheinung in der zeitgenössischen Publizistik. Er schreibt wohl ein halbes Dutzend Sprachen mit gleicher Geläufigkeit. Er beherrscht Chinesisch und Tibetisch in Wort und Schrift. Er hat im Lande der Mitte jahrelang gelebt und es nach allen Richtungen unter den verschiedensten Verhältnissen durchstreift. Er verkehrte mit den Chinesen nicht wie ein „Fremder Teufel“, sondern wie ein echter Sohn des Volkes Han, und gewann eine Einsicht in ihr Denken und Fühlen, wie wenige Weiße sie besitzen. Er hat nun die Form eines Romans gewählt, um uns bemerkenswerte Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen Europäern und Chinesen zu geben. . . . Für die Kenntnis der Gegenwart ist Ular jedenfalls ein wertvoller Zeuge. In die Intimität des chinesischen Lebens führt „Die Gelbe Flut“ zuverlässiger und kurzweiliger ein als die meisten Reisebeschreibungen, und nicht die wenigst merkwürdige Eigentümlichkeit dieses Romans ist es, daß die darin vorkommenden Gespräche der Chinesen offenbar wörtlich aus dem Chinesischen übersetzt sind und eine gute Vorstellung von der Ausdrucksweise, den Wendungen und der Satzführung dieser Sprache geben.

VOSSISCHE ZEITUNG.

**E**INEM gewöhnlichen Schriftsteller hätte der Stoff für die Handlung zu einem über 400 Seiten zählenden Werke bei weitem nicht ausgereicht, aber Ular mit seinem großen Talent, besonders für die Gesprächführung, weiß unausgesetzt zu fesseln.

KÖLNISCHE VOLKSZEITUNG.

**D**EN vergeblichen Kampf der individualistischen Europäer mit dem kollektivistischen China stellt Ular dar und zwar mit solcher Wucht, daß man aus dem Banne des Buches nicht mehr herauskommt.

Es ist der erste wertvolle deutsche Roman über China.

FRANKFURTER ZEITUNG.

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

# DER PILGER KAMANITA

Ein Legendenroman

von

KARL GJELLERUP

In Buchausstattung von Emil Orlik

==== DRITTES TAUSEND ====

Preis: geheftet M. 5.—, in biegsamem Leineneinband M. 6.50

---

---

IM allgemeinen sind wir's gewöhnt, daß unser moderner Roman nicht über die Dauer eines einzelnen menschlichen Lebens hinausragt. Gjellerup aber weicht in seinem Werk von der Allgemeinheit ab, in diesem Punkt wie in so manchem andern. Ja, er bietet uns etwas so durchaus Eigenartiges, daß es vielleicht jenseits der Interessengrenze so mancher Leser liegen dürfte. Doch soll dies keinen Vorwurf für den Verfasser bedeuten, gibt es doch viele Leute, die außerhalb ihrer Landesgrenzen nur das zu schätzen vermögen, was ganz wie daheim ist. Den Beginn der Erzählung verlegt der Autor etwas weit zurück, in die Zeit des Buddha, und lehnt sich in Stil und Ausdruck stark an die überlieferten Reden desselben an, ohne in Wiederholungen zu verfallen. Sitten und Anschauungen einer der unseren räumlich und zeitlich so fernen Epoche sind geschickt hineingewoben, und ein starker poetischer Einschlag zieht sich durch das Ganze.

Zunächst machen wir die Bekanntschaft Kamanitas, wie er als lebensfroher junger Kaufmann seine erste gefährvolle Handelsreise unternimmt und bei dieser Gelegenheit auch sein Herz verliert. Die nun folgenden Schilderungen seines Liebesglückes sind voller Poesie, voller Mondesstrahlen und Blütenduft. Wie dann, nach kurzem Glück, die Abschiedsstunde hereinbricht, geloben die Scheidenden einander, angesichts der heiligen Ganga (der Milch-

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

## GJELLERUP, DER PILGER KAMANITA

---

---

straße), ewige Treue. Kamanita aber findet bei seiner endlichen Wiederkehr, nachdem er den Räubern und dem Tode glücklich entronnen, seine ihm im Herzen treue Vasitthi als die Gattin eines andern wieder. Um den Schmerz zu betäuben, stürzt er sich in den Strudel des Lebens, bis er schließlich, die Nichtigkeit alles Irdischen erkennend, mit der Almosenschale als Pilger in die Welt zieht, um Buddha, den Erhabenen, zu suchen. Vorzüglich hat es der Verfasser verstanden, die sich beständig steigende Ungeduld Kamanitas wiederzugeben. Je näher er seinem Ziele ist, um so hastiger strebt er vorwärts. Schon ist er nach langer mühe- und gefahrvoller Wanderung bis auf eine halbe Stunde dem Ort genant, an dem der Erhabene zu predigen pflegt. Das Schicksal führt ihn zur Rast unter das gleiche Dach mit dem Vollendeten. Er aber, dieses Glück nicht ahnend, strebt in aller Frühe weiter, des Weges nichts achtend. Da ereilt ihn sein Schicksal. Eine wild gewordene Kuh durchbohrt ihn mit ihren Hörnern, und seine Seele entflieht, ehe die Jünger des Buddha es vermocht, ihn vor ihren Meister zu tragen. Für einen Normalroman unserer Auffassung nach dürfte das nun den Schluß bedeuten. Da aber der Verfasser seinen Kamanita in die indische Lebensauffassung hineingeschrieben, von der die Idee der Seelenwanderung untrennbar ist, so erwacht des Pilgers Seele im Paradiesesgarten, im Kelche einer Lotusblüte zu neuem Leben. Voll Poesie, in die Farben eines Böcklin getaucht, ist die Schilderung dieser Gefilde der Seligen. Stille Teiche, auf denen die blauen, weißen und roten Blumenkelche schwimmen, aus deren einer zunächst die Seele Vasitthis, der Angebeteten Kamanitas, hervorblüht. Gemeinsam schweben die beiden, wie all die übrigen Blütenbewohner, im Reigen über lichte Wiesen, durch schattige Haine, besuchen die Ufer der himmlischen Ganga und rasten unter tiefblauem Himmel im Bereiche des weithin duftenden Korallenbaumes. Dieser aber besitzt die Macht, die Erinnerung wiederzugeben an die lange Kette vormaliger Existenzen. In dieser finden sich Kamanita und Vasitthi als

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

## GJELLERUP, DER PILGER KAMANITA

---

---

Pflanzen oder Vögel, als Tiere des Waldes oder als Menschen. Immer aber vereint sie die gleiche Liebe zueinander, selbst wenn das Schicksal sie trennt. Da aber alles vergänglich, so erscheint, ob auch nach Millionen von Jahren, doch endlich ein Tag, an dem die Paradiesespracht verblaßt, die Blüten entblättern und all die Herrlichkeit sich auflöst. Die Seelen der Liebenden hingegen werden in die Welten des hunderttausendfachen Brahma versetzt und wandeln hier als Sterne Millionen und Billionen von Jahren ihre Bahnen, bis auch die Sterne vergehen und die Seelen allendlich zur Ruhe gelangen, sich auflösend entschwinden in das Nirwana.

Außer der Freude am Schönen und Eigenartigen dürfte Gjellerups Roman seinen Lesern auch Anregung zum Nachdenken über so manche ernste Frage bieten, und schon aus diesem Grunde verdient es der Pilger Kamanita, in weiten Leserkreisen bekannt zu werden.

ÖSTERREICH. RUNDSCHAU.

Ein genauer Kenner der indischen Gedanken- und Gefühlswelt hat hier mit feinsten Künstlerschaft in poetisch ausdrucksvollster Form eine Schilderung indischen äußeren und inneren Lebens geboten, die zu den Perlen der Literatur gezählt zu werden verdient.

DR. HERMANN TÜRCK.

Dieser Legendenroman gehört zu den Büchern, die ihr Bestes erst hergeben, ihre Schönheit erst ganz enthüllen, wenn man sie öfter liest.

FRIEDA FREIIN VON BÜLOW.

Ein Tempel der Schönheit und der Andacht ist in dieser Dichtung aufgerichtet; in ihn einzutreten ist beglückend für jeden, den die Probleme menschlichen Daseins beschäftigen, die hier in Schönheit gelöst werden.

J. V. WIDMANN.

Ich habe mir schon oft gewünscht, mich mit der Lehre des Buddhismus tiefer vertraut zu machen, und ich habe immer gehofft, eines Tages auf ein Buch zu stoßen, das sie uns in irgend

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

# GJELLERUP, DER PILGER KAMANITA

---

---

einer Kunstform nahebringen könnte. Ein Berufener hat meinen Wunsch verwirklicht. Kein Geringerer als Gjellerup hat sich an das Werk gemacht und einen Roman des Buddha geschrieben, wie ich ihn mir nicht schöner und tiefer denken kann. LUDWIG FINCKH.

**E**IN sehr anziehendes, in den letzten Kapiteln durch grandiose kosmologische Vorstellungen geradezu hinreißendes Buch.

LITERARISCHES ZENTRALBLATT.

**D**EN Pilger Kamanita mußte ich nach der ersten Lektüre noch oftmals wieder zur Hand nehmen, manche Partien zwei-, dreimal und öfter lesen. Denn dies Buch ist ein Kunstwerk, zu dem man gern immer wieder zurückkehrt.

PROF. LEOPOLD VON SCHRÖDER.

**E**S ist nicht möglich, die Blumenschönheit und die Tiefgründigkeit der Schilderung im Referat wiederzugeben. Der Leser sei auf das Buch selbst verwiesen, das einen tiefen Eindruck in seiner Seele hinterlassen wird, wenn sie den Grad der Empfänglichkeit für die Lehre auf ihrer Weltenpilgerfahrt schon erreicht hat.

HAMBURGER FREMDENBLATT.

**I**N den Romanen gewöhnlichen Schlages handelt es sich um das Geschick einzelner Menschen. „Der Pilger Kamanita“ darf den Anspruch erheben, der Roman der Menschheit selbst zu sein.

WESER-ZEITUNG.

**S**O gehört das Buch, dessen Sprache wie edle Musik tönt und das auch in seinem Äußern durch EMIL ORLIKs zeichnerischen Schmuck und die ganze sonstige Ausstattung Genuß bietet, nicht in die große Bücherreihe hinein, sondern in einen kleinen Schrein für sich. Und freudiger denn je begrüßen wir Karl Gjellerup als einen unserer feinsten und besten Dichter. OTTOMAR ENKING.

---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. M.

---

---

---

---

# DAS WEIB DES VOLLENDETEN

Ein Legendendrama

von

KARL GJELLERUP

Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik

Preis: geheftet M. 3.50, in biegsamem Leineneinband M. 5.—

---

---

GJELLERUP scheint sich ganz der dichterischen Verherrlichung des Buddhismus zuwenden zu wollen. Der „Pilger Kamanita“ machte den Anfang. „Das Weib des Vollendeteten“ bildet eine würdige Fortsetzung.

Die Bezeichnung Legendendrama für dies Werk ist dahin zu verstehen, daß dieses Drama nicht die Absicht verfolgt, irgendwie ein historisches Gemälde aufzurollen, aber auch durchaus nicht als die Inszenierung der Buddhalegende angesehen werden darf. Es ist vielmehr eine freie Dichtung, die ein einziges Motiv aus der Legende benützt und es dramatisch ausgestaltet. Yaçodhara, die Gemahlin des Buddha, will — als Einzige — sich nicht zur Lehre des „Erhabenen“ bekehren, weil sie ihren Gatten als Mensch und Mann zu sehr liebt. Der Kampf ihrer Leidenschaft mit ihrem heimlichen besseren Bewußtsein und dessen Sieg bilden den ganzen Inhalt des Dramas, dessen Vorspiel uns den religiösen Durchbruch im jugendlichen Prinzen Siddharta (dem späteren Buddha) und sein sich Losreißen von Heimat, Weib und Kind erleben läßt.

Es ist mehr auf die Lektüre als für die Bühne berechnet. Der Leser wird es nicht ohne hohen Genuß aus der Hand legen. Der Laie wird sich gern von der starken poetischen Kraft des Autors und seiner blühenden Diktion fortreißen lassen, der Kenner die intime Kenntnis der Quellenschriften des Buddhismus und die große Akkomodationsfähigkeit des Verfassers anerkennen. Ja, bei ge-

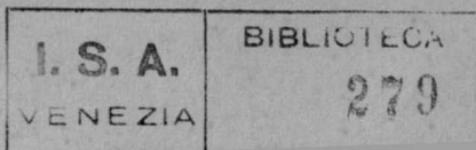
---

---

VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A.M.

---

---





-152:

